



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

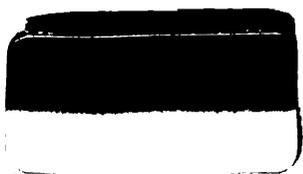
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Bismarck

Eduard Heyck



Tonographien

zur

Weltgeschichte

IV

Bismarck

von

Ed. Heyck



948.09
L...



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY

Liebhaber-Ausgaben



Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck

IV

Bismarck

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1904

Bismarck

Don

Ed. Heyck

Mit einem Brief-faksimile und 190 Abbildungen

Dritte, umgestaltete Ausgabe



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

1904

Von der ersten Auflage dieses Werkes ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der allgemeinen Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 100 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—100) und in einen reichen Ganzleiderband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.

114605

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Bismarck

Abb. 1. Fürst Bismarck im Jahre 1894. Gemälde von Franz v. Lenbach.
(Nach einer Photographure im Verlag von G. Feuer & Kirmse in Berlin-Halensee.)



Abb. 2. Vom Fries der Siegessäule zu Berlin.
Von Anton v. Werner.

I.

Der große Fries war auch mal klein.
R. v. Solte.

Von der Nordmark der Niedersachsen, die durch ihre Eroberungen zur Altmark wurde, hat der brandenburgisch-preussische Staat seinen Ausgang genommen. Dieselbe alte elbische Mark, die somit den Kern und Keim des führenden deutschen Großstaates bildet, schließt auch die Familiengeschichte des Mannes ein, welcher Preußens Werk und Ziel groß und bewußt vollendet hat.

Die Bismarck begegnen zuerst in Stendal, als ein stadtungefessenes, aber ritterbürtiges Geschlecht. Sie tragen ohne Zweifel ihren Namen nach dem altmärkischen Orte Bismark. (Nebenbei bemerkt, die orthographische Schreibung von Eigennamen ist überhaupt erst seit etwa hundert Jahren eine feste geworden, also den Willkürlichkeiten von k und c entrückt.) Man trifft mittelalterliche Bismarcks in verschiedenen märkischen Städten und außerdem in Lübeck, der Metropole des baltisch-niederdeutschen Handels. Sie müssen wohl, weil man nicht wußte woher sonst, alle aus jenem altmärkischen Orte Bismark stammen; ob sie darum eines Geschlechtes waren, steht dahin. Die Familiennamen und die Wappen sind in Schwang gekommen mit dem zwölften Jahrhundert, weil damals die vorher so geruchsam still sitzende europäische Menschheit durch die Kreuzfahrten, die Kolonisation, den jungen Handel durcheinander gemengt wurde und unter das Zeichen des Verkehrs geriet; da reichten die bisherigen einfachen Rufnamen nicht mehr aus; man bedurfte der Zunamen und der Abzeichen. Diese als Familiennamen weiter vererbenden Zusatzbenennungen wurden gewählt, wie sie sich am einfachsten ergaben. Also bei den landgefessenen Ritters am bequemsten — wenn auch nicht gerade jedesmal — von ihrem Wohnorte. Daher konnte es geschehen, daß zwei Brüder, welche in verschiedenen Orten wohnten, die Stammväter von Geschlechtern mit verschiedenen Zunamen wurden. Ebenso oft geschah es aber auch, daß Familien, die von Anfang an nichts miteinander gemein hatten als den Wohnort, fortan mit dem gleichen Namen nebeneinander hergingen, und deshalb ist die Geschlechtseinheit aller in mittelalterlichen Urkunden auffindbaren Bismarcks durchaus keine selbstverständliche. — Der Ortsname

Anm.: Eigene Worte Bismarcks sind durch > < als solche kenntlich gemacht, anderweitige Zitate stehen in den gewöhnlichen „ „ Anführungszeichen.

Heyd, Bismarck.

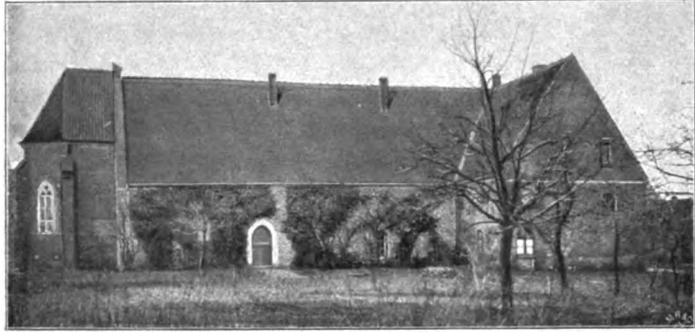


Abb. 3. Das Gertraudenhospital bei Stendal. (Zu Seite 3.)

Bismard bedeutet und lautet ursprünglich Bischofsmark, Biscopsmark. Zu jener Zeit, als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Städte und außer diesen auch die glückhafte deutsche Neusiedlung ostwärts der Elbe lockten, muß bei den sich ins geschichtliche Dunkel verlierenden Einwohnern dieses altmärkischen Ortchens ein besonders lebhafter Drang oder Anlaß zur Auswanderung vorgelegen haben; solche Eroberer des Deutschtums haben auch nach Pommern und in das ferne Preußenland den heimatlischen Namen Bismard getragen und ihn neuen Siedlungen auf slawischem Boden verliehen. Ein derartiges Mitnehmen der Ortsnamen ist ja eine durch Regungen des Gemütes und einfachste Bequemlichkeit gleich natürliche Praxis, die allen Auswanderern gemeinsam ist, von den dorischen und ionischen Wanderungen der griechischen Vorzeit und ältesten Germanen bis zu den Pionieren und Kolonisten unserer Tage in der Wildnis Australiens und Afrikas. Somit ist schon früh aus der Elbmark der gleiche Name hinausgetragen worden, den zu unseren Tagen bewundernde Dankbarkeit abermals ausgestreut hat, als stolzen Ortsnamen industrieller und kolonialisatorischer Neuerschließungen, ja nunmehr in allen Erdteilen, wohin ein Deutschtum vordrang: von den dunklen Kohlengruben und Hüttenwerken schlesischer oder rheinischer Lande bis in den nordamerikanischen Westen, in die Steppen des rinderweidenden Südwestafrika und zu den Sonneneilanden der Antipoden, den smaragdgrünen Inseln des Bismardarchipels.

Den ältesten persönlich näher bekannten Ahn der geschichtlich überlebenden und berühmt gewordenen Familie von Bismard treffen wir im bürgerlichen Berufe eines Gewandschneiders zu Stendal, dem Hauptorte der Altmark. Es ist ein eigen Ding mit den äußeren Titeln der Ämter und Berufsbezeichnungen; die einen steigen im Laufe der Zeiten in ihrer Bedeutung empor, die meisten verbrauchen sich und kommen stark herunter. Einstmals war Kanzler, cancellarius, ein Gerichtsbüttel und avancierte zunächst zum Schreiber, aber der Referendarius war der hohe oberste Vorstand spät-römischer und merowingischer Staatskanzleien. Heute ist der Referendar doch sozusagen mehr der erste Anfang zum Kanzler. Ähnlich wie hiermit, wie mit dem Wohlgeborenen, dem „Fräulein“ und vielem anderen, ist es auch mit dem Berufsnamen Schneider gegangen. Oder vielmehr viel ärger, denn von dem wollen heute selbst die einstmaligen Schröder und Schrader, die sich aus Überhebung den Schneidernamen anmaßten, nicht viel mehr wissen und lieber Kleidermaßgeschäfte sein. Dagegen stellten den Gewandschneider Herbert Bismard im dreizehnten Jahrhundert ritterliche Abkunft und patrizischer Beruf unter die Vornehmsten der Stadt. Er war ein großer Kaufherr, und wie sein später Enkel meisterlich die Landkarte neu geschnitten hat, so schnitt auch er im größeren Stil die Gewand- und Tuchballen aus, die den ansehnlichsten Gegenstand des gewerblichen Großverkehrs bildeten. Er war auch



Abb. 4. Siegel Nicolaus' I v. Bismard. 1365.

(Zu Seite 3.)

der Aldermann der Stendaler Gewandschneidergilde, in welcher es Markgrafen und Königsöhne nicht zu gering achteten, Mitglieder zu heißen. Reiche Stiftungen erhielten sein Andenken; seine Söhne folgten ihm in der Aldermannwürde und saßen im Räte der Stadt.

So hat in immerhin denkwürdiger Weise schon einmal daselbe Geschlecht Adel und städtisches Bürgertum in sich vereinigt, aus welchem derjenige hervorgehen sollte, der diese beiden, im Laufe der Geschichte voneinander entfremdeten Stände wieder versöhnt hat. Denn wie kaum etwas ist es Otto v. Bismarck gewesen, der dem waffenstolzen Adel und dem stattlicheren Bürgertum in seiner Person einen Vereinigungspunkt gegeben und der zusammengefaßten Fähigkeit beider sich als Führer dargeboten hat zur Begründung einer neuen Ära des deutschen Lebens.

Die demokratische Bewegung gegen die Geschlechter, die sich im vierzehnten Jahrhundert in den deutschen Städten erhob, wie sie es im dreizehnten in Italien getan hatte, verjagte die Bismarck aus Stendal. Die frei- und ritterbürtigen Patrizier hatten die Städte begründet und einrichten, ihren Wohlstand herbeiführen helfen, nunmehr erlagen sie dem durch verhältnismäßiges Wohlergehen zu weiteren Ansprüchen gelockten

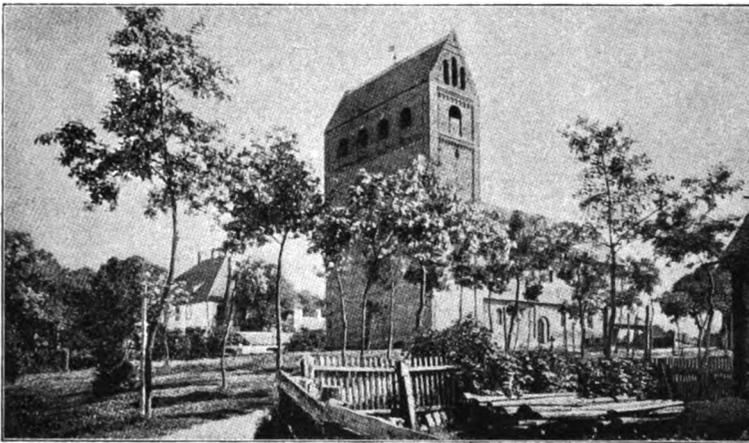


Abb. 5. Die Kirche zu Schönhausen. (Zu Seite 6.)

und genügend erstarkten Niederbürgertum. Freilich vollkommen ward dessen Sieg nicht; vielfach blieben bei umgestalteten Verfassungen die Geschlechterfamilien doch tatsächlich voran und knüpften an ihre Namen die großartige Ausdehnungskraft des Handels und Gewerbes im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert. Die Bismarck jedoch wandten der Demokratie und den städtischen Kämpfen endgültig den Rücken, blieben auf dem Lande, wohin sie zurückgekehrt waren, und waren nunmehr rechte Junker, als ein von seiner städtischen Erwerbstätigkeit her ungewöhnlich begütertes landsässiges Geschlecht. Klaus v. Bismarck im späteren vierzehnten Jahrhundert hinterließ bei seinem Tode mehr als fünfzig Liegenschaften neben bedeutendem Barschatz, dazu die wichtige Herrschaft Burgstall, die er 1345 vom Brandenburger Kurfürsten zu erblichem Mannlehen empfangen hatte. Auf seinem Eigen vor dem Unglinger Tore von Stendal hatte er das Gertraudenspital gegründet, das noch heute von der Schönhausener Herrschaft mitverwaltet wird. Dorf und Amt Schönhausen ward erst 1562 aus der Hand Markgraf Johann Georgs gegen Burgstall eingetauscht. Es geschah nicht freiwillig und sehr ungern; nur nach langer Gegenwehr überließen die Bismarck den ihnen durch zwei Jahrhunderte vertraut gewordenen hauptsächlich dem hartnäckigen Herrn gegen das geringere Gut. Derartige Dinge erzählt in alten Familien eine Generation der anderen, und sie vergessen sich niemals ganz; selbst der Fürst Bismarck hat sich, bei Gelegenheit der

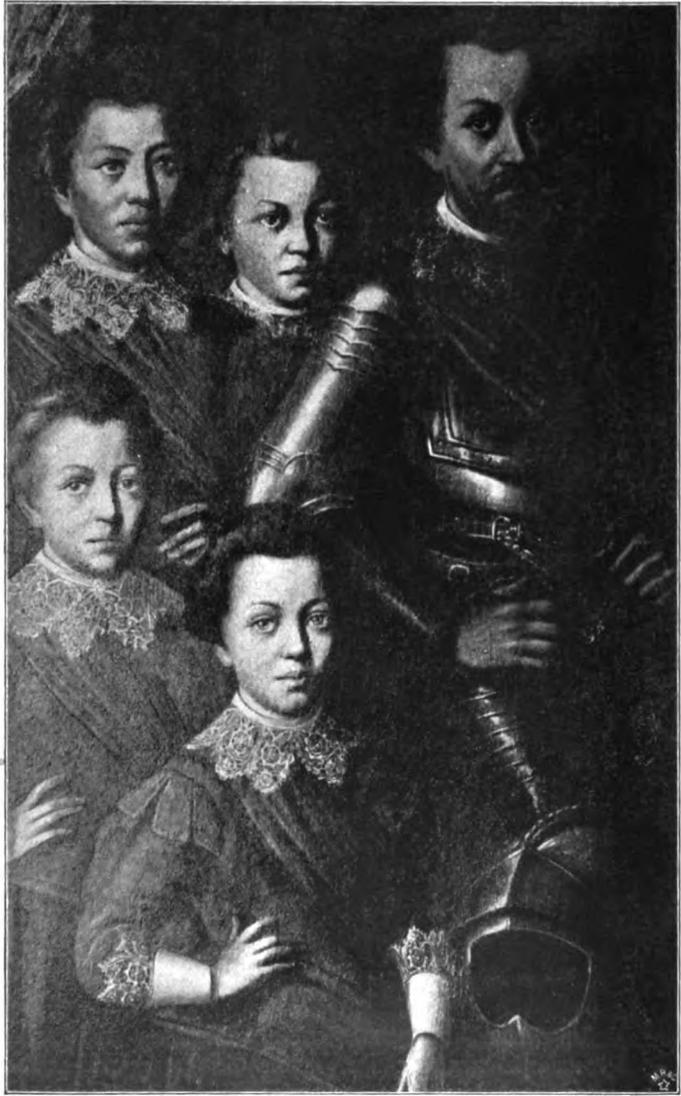


Abb. 6. Ahnenbild, jetzt in Friedrichskruh.
Vermutlich Valentin v. Bismarck, 1590—1620, und seine vier Söhne.

Gnadenerweise seines königlichen und kaiserlichen Herrn, an die Vergewaltigung seiner Ahnen durch das Haus Hohenzollern erinnert: in dem Sinne, daß das nun wieder gut gemacht sei. Es lag in dieser Auffassung etwas, das ihm sympathischer sein konnte, als die kahle Empfindung, eine Belohnung hinzunehmen: in diesem historischen Erinnern der Zeiten, da der Junker Machtfragen erlebte, wie ein kleiner Territorialherr, und wohl auch wider den Landesfürsten stand, — ehe der ihn vollends beugte.

Übrigens blieb die Familie den Hohenzollern ohne Unterbrechung hold und in festen Treuen dienstbar. Der weltgeschichtliche Siegeslauf von Brandenburg-Preußen hat zu allen Zeiten die kriegerischen Bismarck unter den Fahnen der Kurfürsten und Könige gesehen. Auch der Vater des Fürsten, Ferdinand v. Bismarck, war preussischer Offizier, nahm aber als Rittmeister seinen Abschied im Jahre 1795. Er war im Kriege



Abb. 7. Ahnenbild, jetzt in Friedrichsruh.

Vermutlich Valentin v. Bismarcks Gemahlin Bertha, geb. v. d. Affenburg, 1582—1642, und ihre vier Töchter.

der Koalition gegen die französischen Revolutionsheere in dem für die preußischen Waffen ehrenvollen Gefecht von Kaiserslautern verwundet worden und hatte sich nach dem Wortlaut des königlichen Abschiedes „jederzeit treu, tapfer und unverweilich erhalten und überhaupt sich zur allerhöchsten Zufriedenheit betragen“. Es wurde ihm schwer, aus dem Stande zu scheiden, der sozusagen Bismarckscher Familienberuf geworden war und in dem seine nächsten Verwandten zu höheren Chargen aufstiegen. Aber der Wunsch des Vaters, die Verwaltung der Güter erforderten es, und der für alle mutigen Preußen so bedrückende Baseler Frieden, diese politische Mundtotklärung Preußens durch sich selber vor der königsblutbesleckten Republik, ohne rechten Sieg und ohne rechte Niederlage vorher, mochte ihm das Ablegen des mit Ehren getragenen Soldatenrockes wenigstens einigermassen erleichtern.



Abb. 8. Bismarckscher Ahnherr.
 (? Levin Friedrich, 1693—1696, in mittleren Jahren.)
 Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Gemälde.

Er war ein gerader und vornehm denkender, tapferer und gutherziger Mann. Trotz der Androhungen der königlich westfälischen Regierung hat er es gewagt, den bei Dobendorf im Gefecht des Schillschen Freikorps schwer verwundeten Major von Lüchow gastlich in seinem jung begründeten Haushalt zu verbergen und zu pflegen. — Er ist es auch, der nach so viel stammbaumstrengen Jahrhunderten eine Beziehung seines Geschlechtes zu dem hervorragenderen Bürgertum, wenn auch in anderer Weise als einst die Stendaler Aldermänner, wieder angeknüpft hat, indem er nämlich im Jahre 1806 die Tochter des königlichen Rabinetsrats Mendten heimführte. Die Familie Mendten war ursprünglich oldenburgisch, hatte aber seit dem siebzehnten Jahrhundert der Leipziger Hochschule eine Anzahl Lehrer gestellt, darunter J. B. Mendten, den Herausgeber des Geschichts-

quellenwerkes der *Scriptores rerum Germanicarum*, welche sozusagen als Vorläufer der *Monumenta Germaniae* betrachtet werden können. Der Schwiegervater Ferdinands v. Bismarck war dann 1782 in den Rabinetsdienst Friedrichs des Großen getreten. Fürst Bismarck hat 1871 darauf Bezug genommen, durch das Leipziger Professorenblut in seiner Person eine nähere Beziehung zu der berühmten Hochschule und patriotischen Stadt an der Pleiße zu haben. Jedenfalls ist selten jemand so mit Recht der Ehrendoktor zahlreicher Fakultäten geworden wie er, denn er hat zu lehren verstanden wie wenige, keineswegs nur durch die Tat, auch gerade durch die zwingende Überzeugungskraft des Wortes.

Schönhäusen gehört, wie der Name dem Kundigen sagt, zu den Siedlungen jüngerer, und zwar mitteldeutscher Einwanderer im elbischen Altwendenland. Im Jahre 1732 war diese Besitzung, nach vielen vorangegangenen Teilungen, die überhaupt den alten Bismarckschen Wohlstand zersplitterten, wieder einmal in einer Hand vereinigt, wurde aber bald wieder in ein erstes und zweites Gut zerlegt. Des Fürsten Großvater besaß Unglingen nebst Fischbeck und erbt dann von Schönhäusen I eine Hälfte, während die andere Hälfte an diejenige Linie kam, die schon Schönhäusen II besaß. Von seinen Söhnen kam auf Ferdinand jene Hälfte von Schönhäusen I. Außerdem erbt dieser 1813 drei pommerische Güter durch Aussterben einer Bismarckschen Linie, deren Begründer diese Besitzungen am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erworben hatte. Das sind Kniephof, Külz und Jarchelin. Jene halbe Hälfte von Schönhäusen ist immer bismarckisch geblieben, während der übrige Teil von den Verwandten im Lauf des vergangenen Jahrhunderts aufgegeben wurde; diesen größeren entfremdeten Teil

von Schönhausen hat die Dankbarkeit des deutschen Volkes im Jahre 1885 seinem Kanzler dazu geschenkt.

Der 1. April 1815 ist das jedem Deutschen wohlbekannte Datum, an dem im lindenumstandenen kleineren Herrenhause zu Schönhausen der vielmals größte Träger des Familiennamens als dritter oder, da der erstgeborene Knabe früh starb, als zweiter überlebender Sohn geboren ward. „Unter Verbittung des Glückwunsches“, wie aus dem Wortlaut der Anzeige neuerdings oft wiederholt worden ist, gab der Vater durch die Haude- und Spenersche Zeitung, das bekannteste Blatt der Residenz, das Ereignis Verwandten und Freunden kund. Die frugale Verbittung des Glückwunsches war eine formelhafte Rücksicht jener Zeit; hatte der Rittmeister doch genau ebenso seine ihn hoch beglückende und manchem andern Bewerber Herzweh verursachende Verlobung

mit der viel gefeierten, schönen und geistvollen Demoiselle Mendken „allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches“ bekanntgemacht.

Trotz so unbestreitbaren Anrechtes der Elblände auf Bismarck und seine Zugehörigkeit zu ihnen ist dieser als ein pommerscher Junge herangewachsen. Schon 1816 zogen die Eltern nach Kniephof und wechselten den dortigen Wohnsitz zeitweilig nur noch mit dem in Berlin. Das Plattdeutsch Bismarcks ist denn auch allzeit pommersisch mit etwas Missingsch darin geblieben. So schrieb er, um nur einen Beleg zu geben, 1880 an den plattdeutschen Verein in Chicago: »Ihre fründliche Inladung to dat Fest in den Auf't-Monat hew id mit üprichtigen Dank erhollen, und freu mi doräwer, dat Sei up de anner Sid von't grote Water mit so warmen Geföhlen an uns denken, die wir hir blewen sind. To min lebhaftes Bedauern vorlöben mi mine Geschäften nicht to Sei to kamen; awer trotz de Entfernung will id in de Festdage ut vollen Harten mit de ollen Landslüd darop anstöten, dat Sei für alle Tied an de Leim to Dütschland festhollen mögen.« In Göttingen als Student galt er als Pommer; er selbst schrieb unter seinen Schattenriß, den er nach studentischer Sitte auf die Kneipe seines Korps stiftete: Otto v. Bismarck aus Pommern.

Diejenige oktroyierte Staatswohlthat, die dem Kinde so früh die goldene Freiheit nimmt, die Schulpflichtigkeit, hat den kleinen Otto v. Bismarck sogar ganz aus dem Elternhause davongeführt und ihn diese Unbarmherzigkeit noch in verschärfter Form empfinden lassen. Er kam in die Plamannsche Erziehungsanstalt in Berlin, wo die Grundsätze Pestalozzis und Jahns zur »zuchtthaus-mäßigen Bedanterie« verkehrt wurden und wo gegen den sich halb verwaist fühlenden, außerdem mit pommerschem Appetit



Abb. 9. Bismarckscher Ahnherr.
Vermuthlich August v. Bismarck, 1666—1732.
Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Gemälde.

gesegneten Knaben der beliebte Satz der lateinischen Grammatiken in allerdings interpolierter Form zur Anwendung kam: Die Lacedämonier ertrugen Hunger und rauhe Behandlung geduldig. Er litt, obwohl er seinen Bruder und einen Better dort hatte, sehr schwer unter der Lieblosigkeit solcher Kurpädagogik und hat nie ohne Bitterkeit von diesen Jahren sprechen können. Dazu bedrückten den Knaben vom Lande, der so jäh aus der jungen Herrlichkeit des norddeutschen Lebens auf dem Gute herausgerissen war, die Häusermassen der großen und vielgeschäftigen Stadt. Er hat solche auch später nie ganz vertragen können und bei Gelegenheit gutherzig, gleichsam entschuldigend, von Eugen Richter gesagt: Der sitze eben immer zwischen Häusern und Zeitungen drinnen. — Er sehnte sich voll bitteren Heimwehs zurück nach dem Elternhause, nach Natur, nach der breiten Behaglichkeit des Daseins auf dem Lande, nach allem Kindheitsvertrauten von Mensch und Tier daheim, nach dem ersten Freunde, an den er sich angeschlossen hatte, dem alten Kuhhirten Brand, dessen Name, wenn er später je aus ferner Erinnerung auftauchte, ihm wie eine unmittelbare Empfindung von Heidekraut und Wiesenblumen verblieb. Wenn die Plamannschen Zöglinge vor's Tor hinaus durften und Bismarck Hcu machen oder Korn einfahren sah, da konnte der tapfere kleine Junge doch kaum die Tränen unterdrücken.



Abb. 10. Andreas Hag v. Bismarck, 1669—1715, Domherr zu Havelberg.
Kupferstich von J. G. Wolfgang vom Jahre 1715.
Nach einem Exemplar zu Barzin.

Erst 1827 schlug die Erlösung. Die Eltern hatten beschlossen, auf längere Zeiträume nach Berlin zu kommen, und er konnte dann bei ihnen wohnen. Als das wieder aufhörte, kam er 1831 zu dem Doktor Bonnell in Pension. Zwischen diesem, dem Lehrer und demjenigen, der sein größter Schüler werden sollte, bestand schon seit Jahren ein gewisses näheres Verhältnis, wie der Unterricht, ohne daß darüber gesprochen wird, öfter herausbildet. Bismarck war Bonnell auch nachgefolgt, als dieser vom Friedrich-Wilhelms-Gymnasium an das zum Grauen Kloster überging. Das Bonnell'sche Haus ward ihm zum Ersatz des elterlichen, soweit ein fremdes das überhaupt werden kann. Er fühlte sich wohl, schloß sich innig an den väterlichen Freund an, und in den Abendstunden kam der sechzehn- und siebzehnjährige Pensionär gern herüber und setzte sich mit an den Familientisch. Das Band der gegenseitigen Neigung und Achtung, das hier geknüpft war, hat unverbrüchlich gehalten und beiden noch auf lange hinaus freundliche und

schöne Beziehungen geschenkt. Direktor Bonnell hat auch die Bismarckschen Söhne später auf seinem Gymnasium gehabt. Wir aber mögen ihm das danken, wenn Bismarck nach dem harten Weh im Kindergemüt, welches die erste Schulzeit ihm brachte, doch noch eine unerkümmerte und frisch nachgewachsene Individualität mit hinausgenommen hat in sein selbständiges Leben, zunächst auf die Universität.

Vor allem aber wird man, obwohl er nur noch zeitweise oder in den Ferien dem Hause der Eltern wiedergegeben sein konnte, in letzteren nach den Keimen seines Wesens suchen dürfen und müssen. In ihm haben sich diejenigen Eigenschaften in günstiger Vereinigung verbunden, die in ihrer Trennung bei den Eltern das eheliche Zepter in die Hände von Frau v. Bismarck legten. Sie gab ihm ihren klaren Verstand, ihr lebhaftes Bildungsbedürfnis, ihre Empfindlichkeit für „Erziehung“, ihre Energie, ihre Kunst zu beherrschen, ohne ihr Herrschaftsverlangen; vom Vater vererbte ihm die Stattlichkeit, der heitere Humor und das männliche Behagen, dazu die Freude an Wald und Flur; auch ging ihm über der taktvollen Feinheit der Mutter die kurz abscheidende Art des Vaters nicht für geeignete Gelegenheiten verloren. Er erbt ferner von der in den Hofkreisen aufgewachsenen, von Kinderpielen her mit Friedrich Wilhelm IV. bekannten Mutter die bewußte Sicherheit im Verkehr mit der großen Welt, doch nicht das Verlangen nach Befriedigung von dort aus. Und anstatt der gewissen Kälte ihrer Natur ward ihm das kräftige Rechtsgefühl und das — wenn auch nicht jedem gezeigte und zuweilen hinter Schrofheit versteckte — goldene Herz des Vaters.



Abb. 11. Christoph Georg v. Bismarck, † 1730,
Landrat der Utmart.

Rupferstich von J. G. Wolfgang. Nach einem Exemplar zu Barzin.

II.

Aus Feuer ward der Geist geschaffen . . .

Im Jahre 1832 bezog Otto v. Bismarck die Göttinger Hochschule. Er wäre lieber nach Heidelberg gegangen, aber die Mutter war nicht dafür. Abgesehen von später zu erwähnenden politisch angehauchten Gründen, die gegen Heidelberg sprachen, galt Göttingen als patenter. Die Norddeutschen waren dort unter sich, man rauchte nicht auf der Straße, bildete seine Sprache an der hannoveranischen, und der bürgerliche Studiosus kopierte achtungsvoll den Studierenden von Adel, mindestens durch Sporen an den Absätzen und einen äußerst sichtbaren Siegelring. Der Wunsch der



Abb. 12. Der sogen. Jäger. August Friedrich v. Bismarck, 1695—1742, des Fürsten Urgroßvater. Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.

Mutter wollte aus Otto v. Bismarck einen Diplomaten machen, und auch er selber hielt sich an diesen Zweck seiner Studien. Aber im großen und ganzen machte er sich überhaupt keine Zukunftsgedanken — wie er denn immer sein Werden und Schicksal abgewartet und es nur durch sein Tun, nicht durch sein Planen beeinflusst hat. Am liebsten wäre er nach Bismarckscher Tradition Soldat geworden. Mit einem gewissen Neid hat er gelegentlich aufgezählt, wie jedesmal in den Kriegen der letzten Jahrhunderte gegen Frankreich ein Bismarck dabei gewesen sei und wie ihrer sieben im heiligen Befreiungskriege gekämpft. Er, dessen beide Söhne dann wieder den Krieg von 1870/71 mitmachen durften, bei den Dragonern von Mars la Tour, ist sich in all seiner eisernen Kriegsgewaltigkeit und seinen hohen militärischen

Ehren doch immer ein wenig wie der Zivilist aus einer Soldatenfamilie vorgekommen. Nun, er war jetzt Student, wollte es, ehe er wirklich studierte, ordentlich gewesen sein, und ward nach einigem Zuwarten, weil er auch hierin die Dinge an sich kommen ließ und sie sich erst ansah, am Ende seines ersten Semesters schließlich Korpsfuchs bei den roten Hannoveranern.

Biographien großer Männer glauben zuweilen über die Zeit, in der der Einzelne am freiesten wählt, sich am meisten formt und ihm seine Bildung (im weitesten Sinn) und Zukunft in der Regel entscheidend vorausbestimmt werden, nämlich über die Univerſitätszeit, mit ein bis zwei Zeilen aufgezählter Hochschulen und vielleicht ein paar Anekdoten dahinbachstelzen zu können. Der Grund hiervon ist leicht eine brillante Prüderie, als ob das Studentisch-Persönliche ins Gebiet der Matria gehöre und nicht vielmehr die Lebensperiode reichhaltigster äußerer Einwirkungen und intensivster Entwicklung der Persönlichkeit wenn nicht in sich schließt, so doch mindestens einleitet. Diese Monographie hat schon in ihrer ersten Abfassung mit voller Absichtlichkeit den auf Bismarck wirkenden oder auch nicht wirkenden Einflüssen von Umgang und Kommilitonen einen breiteren Raum gegeben.

Bekannt ist, daß alles akademische Wesen zur Zeit des Studiosus v. Bismarck mit einer Ausschließlichkeit, die seitdem einer kaum noch entwirrbaren Buntschedigkeit von Korporationen Platz gemacht hat, beherrscht wurde durch den inzwischen mehr und mehr verschollenen Gegensatz von Burschenschaft und Korps. Bismarck hat bei den häufigen Anlässen, die sich ihm in seinen letzten Jahrzehnten durch den Empfang junger und alter Burschenschafter oder sonst ergaben, gerne darauf bezug genommen, wie die Burschenschaft und er dasselbe erstrebt hätten und wie sie beide im Ziel zusammengetroffen seien, wenn auch auf durchaus verschiedenen Wegen; er hat mit dem Hinweis gespielt, wie sie beide gleich alt seien, die Burschenschaft und er, beide von 1815, und hat, was zuerst am meisten überraschte, erzählt, er habe eher mit burschenschaftlichen als mit landsmannschaftlichen (d. i. Korps-) Neigungen die Universität bezogen. Über letzteren Punkt hat er sich auch bei anderen Gelegenheiten, wo keine jugendlichen Empfindlichkeiten zu berücksichtigen waren, und ferner in den „Gedanken und Erinnerungen“ deutlich genug ausgesprochen.

Zu den »ersten und lebhaftesten« Eindrücken von Bismarcks Kindheit hatte es gehört, daß der Vater den Major v. Lützow gerettet und daß vier Jahre später die Lützower mit ihrem Kommandanten nebst dem Turnvater Jahn in Schönhausen gefastet, daß sie gerade hier eine weisevoll erhebende Feier ihrer schwarzen Freiwilligenschar vorgenommen hatten. Die Lützower lagen in der Gegend in der Quartier, den Major v. Lützow selbst und Jahn als Bataillonsführer beherbergte das Schönhausener Herrenhaus, Körner war ebendort im Pfarrhause untergebracht. In diesen kurzen Masttagen war wieder eine Anzahl vaterlandsbegeisterter Jünglinge dem Freikorps zugeströmt. In der Schönhausener Dorfkirche fand deren feierliche Aufnahme und Einsegnung statt. Als durch den einfachen Hallenraum von den Stimmen der jungen Krieger der Choral und dann Körners todesmutiges Weihenlied erbrausten, da stand zwischen Lützow und Jahn der preussische Rittmeister a. D. Ferdinand v. Bismarck. Und ein machtvolles Empfindungsdrängen muß durch seine Brust gezogen sein, mit eigentümlich stolzen Blicken mag er auf die geharnischten Ahnengestalten auf den Grabsteinen rings umher geschaut haben, sonst hätte in seiner Familie nicht ein so lebhaftes Erinnern und Erzählen dieses Tages nachgeklungen.

Diese Lützower Erzählungen, welche als Kindheitsempfangnisse unseren Otto v. Bismarck erfüllten, verbanden ihn, so wie die Dinge sich gestalteten, viel mehr mit dem Ursprung und dem Gedankenkreise der Burschenschaft, als mit der Existenz der Korps. Außerdem hatte ihm die Berliner Gymnasialerziehung mit ihrem A und Q der antiken Geschichts- und Politikerliteratur diejenige Richtung auf stark nationale Empfindung und den Mannes- und Freiheitsstolz der hellenischen und römischen Bürgerrepubliken gegeben, welche lange



Abb. 18. Stephanie Charlotte, geb. v. Demig, geb. 1706, † vor 1738, erste Gemahlin des August Friedrich v. Bismarck, Urgroßmutter des Fürsten.
Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.

Zeit hindurch in Deutschland für alle, die dem Gymnasium und nicht dem wohl-instruierten Hauslehrer entwachsen, die Anfänge ihres staatsbürgerlichen Meinens und Denkens — und gewiß nicht den schlechtesten Ausgangspunkt — gebildet hat. Als »normales Produkt« des staatlich-humanistischen Unterrichts verließ der Jüngling Ostern 1832 die Schule mit der Überzeugung, daß die Republik die ideal vernünftigste Staatsform sei, mit mancher von Erwachsenen erlauchten Geringschätzung und Kritik über das Gottesgnadentum. Bei alledem jedoch wiederum mit den unausgetilgten, unwillkürlichen geschichtlichen Sympathien für die Autorität. Man hatte ihm deutsch-nationale Richtungen eingepflanzt, aber das preußisch-monarchische Gefühl verblieb die angeborene und stärkere Unterschicht. — Bismarck hat, wie alle, die je durch eine Schule oder Periode der Individualität kontra Tradition und Formel durchgegangen sind und sich aus idealistischen Demokraten weiter entwickelt haben, daraus viel Selbständiges behalten, das ihn hoch über den braven Loyalitätsdurchschnitt hinaus hob. Er verdankte jener seiner Frühperiode, daß er zeit lebens den aus Freiheit und Persönlichkeit geborenen Gedanken vor der schematischen Routine schätzte, vorausgesetzt, daß es ein Gedanke und keine Phrase war. Und daß er vom Gedanken nie erschreckt ward, sondern ihn als alten Bekannten mit ruhiger Kritik zu herbergen vermochte. Jener Frühperiode verdankte er auch, daß ihm später manch bester Helfer nicht entging — es sei nur an den ursprünglichen Demokraten und Europamüden Gotthard Bucher erinnert —, wo andere mehr auf die Konduitenliste als auf das Talent und die Bedeutung der Person gesehen haben würden. So hat ihn auch jeweils ein geistvoller Revolutionär mehr interessiert, als ein brauchbarer Regierungsrat. Und die Bureaucratie hat er nie leicht verdaut, ihr noch in den „Gedanken und Erinnerungen“ manche einschneidende Betrachtung gewidmet und dabei leider nicht gefunden, daß »Bildung und Erziehung« auf gleicher Höhe geblieben, dagegen früher schon empfundene Übelstände mit Erfolg abgestellt seien.

Er hätte also zu einem Teil in die Burschenschaft gepaßt, als er nach Göttingen ging. Er kam nach seinen Mitteilungen mit ihr in »Beziehung« und in »persönliche Bekanntschaft mit ihren Mitgliedern«. Indessen sie gefielen ihm nicht. Das »persönliche Material« in Göttingen widerstrebte ihm; auch ihre laue Stellungnahme zur Mensur, zum Duell, empfand er peinlich. Er gewann »den Eindruck einer Verbindung von Utopie und Mangel an Erziehung«.

Die Burschenschaft war, um zunächst vom Äußerlichen, später vom Inhalt zu sprechen, nicht mehr allgemein so, wie sie in ihren ersten anderthalb Jahrzehnten gewesen war: altdeutsch, fromm, romantisch und tapfer. Sie hatte sich seit 1827 in die beiden Richtungen der „Arminen“ und „Germanen“ gespalten. Die Germanen waren das studentisch straffere Element; sie vertraten mit ganzem Nachdruck das Duell, fochten eifrig, hatten oder suchten Paßverhältnis mit den Korps, standen mit diesen zumeist auf gutem Fuße, hielten auf Äußeres; ihre Burschenschaften waren durchorganisierte Verbindungen mit zweckmäßiger Annäherung an bewährte Einrichtungen und Erziehungsgrundsätze der alten Landsmannschaften oder Korps, so daß ihnen vielfach vorgeworfen wurde, diesen näher als den Arminen zu stehen. Die letzteren — ich betone, daß diese ganze Charakteristik nur auf die dreißiger Jahre zutrifft — vertraten eine Reaktion gegen den gesteigerten Verbindungscharakter der Burschenschaft, deren schöne ethische Prinzipien sie vollauf beibehielten. Sie führten wieder die „Allgemeinheit“ ein, die keine Burschen und Füchse kannte, ließen in der äußeren Lebensführung jeden so ziemlich nach seiner Façon selig werden und waren gutmütige, „gemüthliche“ Leute mit nicht immer überwundener Abneigung gegen die „Pariser“ und die scharfen Klängen: eine in ziemliche Formlosigkeit aufgelöste Vereinigung mit burschenschaftlicher Gesinnung und schwarzrotgoldnem Bande, in der bereits allerlei studentische Formationen schlummerten, die heute nicht mehr zur Burschenschaft gerechnet werden. Inhaltlich war kaum ein hervorragender Unterschied, die politische Burschenschaftsidee ja auch nicht bestimmt genug, um derartige Abgrenzungen nahe zu legen. Eher war wieder ein Unterschied des Temperaments gegeben, womit die schneidigeren Germanen den durch die Julirevolution entsachten gemeinschaftlichen Radikalismus zum Ausbruch brachten.

Mensurangelegenheiten mit „Braunschweigern“ und „Hannoveranern“ in Verbindung und im Juli 1832 sprang er bei letzteren ein. Er ist ununterbrochen ihr Mitglied und altes Haus geblieben, und es war eine müßige Erfindung, daß man ihn 1866 habe hinaushängen und 1871 wieder hereinholen wollen, wofür er sich dann schon bedankt habe. Wiedergesehen hat er sein altes Korps nur selten und immer flüchtig. Er behielt keine Lebensfreundschaften aus ihm übrig, wohnte vielmehr in Berlin, gleich nach den aktiven Semestern, mit Rotley zusammen und begann hier außerdem mit Beamtensohnen aus dem preußischen Adel intimer zu verkehren, zu dem die Hannoveraner wenig Beziehungen hatte. Doch hat Bismarck immer mit Vergnügen aus seinen Studentensemestern erzählt, auch von seinen Mensuren; mit einem Gegner, der einen besseren „Blutigen“ beigebracht, hat er, als er ihn nach Jahrzehnten im Reich wiedertraf, ganz gehörig gepaukimpelt und unbekümmert um den sich gerade abmühenden Redner höchst vernehmlich auf seiner Behauptung bestanden, es sei ein Saughieb und daher überhaupt kein kommentmäßiger gewesen.

Er hat aus seinem Korps auch keine irgendwie ersichtliche politische Beeinflussung oder geistige Bereicherung mit sich genommen. Was in ihm vorhanden war und ihn so vortrefflich zum Verbindungsstudenten passen ließ: Strammheit, Munterkeit, unmittelbarer Mut, seine — trotz individualistischer Freiheitsregungen — »angeborene monarchische Königstreue, das alles konnte dort befestigt werden.



Abb. 15. Georg Friedrich v. Bismarck, 1697—1767.
Kupferstich von Chr. W. Glasbach. Nach einem Exemplar zu Barzin.

Schwerlich wäre es auch der Burschenschaft gelungen, ihn sonderlich anders zu gestalten, als er war. Wir müssen aber die Burschenschaft und ihre Ideengänge darum ein wenig näher betrachten, weil eben gegen diese Ideengänge und Ideale, gegen den ganzen Umkreis ihres öffentlichen Einflusses Bismarck später seinen jahrzehntelangen Kampf zu führen gehabt hat, und weil man niemanden als Kämpfer richtig verstehen und würdigen kann, ohne auch seinen Gegner genau zu beurteilen.

Im Gegensatz zu den politisch gleichgültigen, zum Teil auch konventionell antiliberalen norddeutschen Korps hat die Burschenschaft Jahrzehnte hindurch die Rolle gespielt, die politische Kinderschule der ganzen öffentlichen Meinung und ihrer Wortführer zu sein. Wie das Schwarz-Rot-Gold, obwohl es



Abb. 16 und 17. Karl Alexander v. Bismarck, 1727—1797, und seine Gemahlin Charlotte, geb. v. Schönfeldt, 1741—1772, die Großeltern des Fürsten.
Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.

niemals die alte Reichsfarbe gewesen war, sondern nur eine nach Zufälligkeiten gewählte studentische Verbindungsfarbe, wie diese ernste schöne Trikolore der Burschenschaft das Symbol für die gesamte deutsche Bewegung bis ans neue Reich gebildet hat und in Österreich noch jetzt in neubelebter Weise das Deutschland deckt, und wie sie 1848/49 das Banner des Deutschen Reiches Frankfurter Konstruktion und die Flagge der Reichsflotte hergeliehen hat, so stößt man überhaupt auf lauter burschenschaftliche Ursprünge und Zusammenhänge, sobald man sich mit Personen und Doktrinen der älteren nationalen Bewegung beschäftigt. Das ist erst anders geworden seit und durch Bismarck, der sich der Burschenschaft anfänglich am verwandtesten gefühlt hatte, sie seitdem, auch inhaltlich, immer schroffer von sich ablehnte und schließlich ihre Träume in lebendige Gegenwart verwandelte. Wenn er, der lange Zeit Vereinsamte und von der öffentlichen Meinung Verfemte, gegen eine Welt von Widerstand die Ziele der Burschenschaft verwirklichte und zugleich ihre Gedankengänge ad absurdum führte, so geht daraus die Aufgabe hervor, zu erläutern, wie das möglich war und was ihm diese erstaunliche persönliche Überlegenheit gab. Mit anderen Worten, wir müssen die Fehlerquelle in dem burschenschaftlichen Meinungsinhalt, der das gesamte Zeitdenken zu beherrschen vermochte, suchen, ehe dann wieder von ihm zu reden sein wird.

III.

„Ehre, Freiheit, Vaterland.“

Niemand wird so undankbar und so kurzsichtig sein, den Wartburgpatrioten der Burschenschaft mit Einschluß der ins öffentliche Leben übergetretenen Stürmer und Dränger den guten und wackeren Sinn oder selbst ein beträchtliches Verdienst schmälern zu wollen. Sie haben den deutschen Gedanken lebendig erhalten unter Kämpfen und Anfechtungen, sie haben auch, so wenig sie wirkliche Freiheitbringer geworden sind, doch viel Gegnerschaft der Freiheit aus ihren brutalen Machtstellungen langsam zurückgedrängt. Sie können überhaupt allzeit ein Vorbild bleiben, wie sie ehrenhaft, deutlich und opferfreudig ihr bestes Können und teilweise ihr Herzblut hingegeben haben für ihre Ideen. Daß sie aber nicht Schwärmer und Werkmeister zugleich zu sein vermochten, daß sie

unfruchtbar und zu jeder positiven Schöpfung ungeeignet waren, das haben sie selber erwiesen.

Die Grundursache dieser praktischen Unfähigkeit liegt in ihrem Ausgehen von der abstrakten Idee, mit anderen Worten, in ihrem Verständnismangel für das historisch Vorhandene, für die realen Kräfte und Machtfaktoren. Die Befreiungskrieger, aus deren Zahl die ersten Burschenschafter hervorgingen, und daher diese selbst und ihre geistigen Nachkommen hatten die Ziele ihrer Begeisterung gegen die hergebrachten öffentlichen Verhältnisse aufgestellt, als mit diesen unvereinbar und unveröhnbar. Was sie unter „Vaterland“ verstanden, enthielt mindestens ebenso gewaltfame Umsturzpläne, als wenn sie „Freiheit“ riefen. Weiderlei Bestrebungen waren bei ihnen so sehr der realen Gegenwart fremd, daß sie nicht einmal als Abstrakta einen staatsphilosophischen Hintergrund hatten. „Freiheit und Vaterland“ in ihrem Sinne entstammten einer von der politischen Welt völlig getrennten literarisch-geistigen Quelle.

Das ausgehende achtzehnte Jahrhundert fühlte sich in Deutschland keineswegs als eine so unerträgliche Zeit, wie es nachher die Tendenzgeschichtschreibung durch einseitiges Zusammensuchen von Mißständen und bösen Vorkommnissen geschildert hat. Es ist sogar die Zeit der durchweg guten, landesväterlichen Regenten; das in der Verkleinerung erst recht unerträgliche Beispiel Ludwigs XIV., das Deutschland in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts eine Reihe von mittleren und kleinen Sultanen gegeben, hatte inzwischen diesen Reiz zur Nachahmung so ziemlich erschöpft. Persönlichkeiten wie Karl Friedrich von Baden überwiegen innerhalb des Fürstenstandes durchaus, und die Liebe, die Verehrung ihrer „Völker“ war im allgemeinen eine aufrichtige, wobei man als Beleg auf den zeitüblichen Schwulst der Huldigungsgedichte und Bückherdeklamationen gerne verzichten kann. Bedeutendere Erscheinungen auf den Thronen, ein Friedrich von Preußen, der große König und erste Diener seines Staates, waren bei den Fürsten ein leuchtendes Vorbild, bei den Völkern weithin der Gegenstand einer von Verkleinerungssucht freien Bewunderung. Das Leben der Einzelnen, besonders der bürgerlichen Familien war beglückt und einfach, nach unseren Begriffen unendlich einfach, aber genügsam, auskömmlich und behaglich, dabei geistig und künstlerisch ungewöhnlich angeregt. Was sie wünschten, wonach sie verlangten, ward ihnen kaum irgendwo verkümmert. Man darf nur eben nicht uns moderne, uns ganz andere Menschen und unsere Anschauungen an die Stelle jener Untertanen des Absolutismus versetzen; das wäre ein grober kulturhistorischer Fehler. In ihrer Eigenschaft als Untertanen waren sie nur ergeben und geduldig und hatten infolge einer langen Erziehung durch die dynastische Überallregierung keine eigene Empfindung davon, wie unfrei sie in diesem Teil geworden waren. Das Regieren war Sache des Landesvaters; in den meisten Fällen wußten sie, er meinte es gut, und zweifelten nicht, er werde wohl so, wie er sich zu entschließen geruhe, recht haben. Wenn seine Beamten durch Willkür, Kabale und Liebe lästig fielen, so mußte das, weil sie nun einmal vom Minister bis zum Rentamtschreiber die hochmögenden und hochpreislichen Herren waren, eben ertragen werden, in geruhfamer Hoffnung auf ein früheres oder späteres Einsehen von oben. Selbst ein Schubart, der noch vereinzelt Fürstenrichter und Botsbote gärender Zeiten, wünschte sich, wo er seinen Jornruf erhob, keineswegs von Schranken eines öffentlichen Rechts umgebene, sondern nur „bessere Fürsten“, „zu herrschen wert“, befand sich also in völliger Übereinstimmung mit dem königlichen Verfasser des Antimacchiavell. In die Staatsleitung hineinzureden, neben der Beamtenmaschine am Staate mitzuarbeiten, wünschte noch niemand; es lag ihnen daran nichts. So wenig, daß mit einer Art mitleidiger Bonhommie gesagt werden konnte: „Dem Manne, der die Krone trägt, beneiden wir sie nicht.“ Die damaligen Zeitgenossen besaßen — und niemand wollte ihnen das verkümmern — als köstlichstes Gut das Leben in der Welt des Denkens und der Phantasie; sie priesen dankbar die „schönen Geister“ und wandelten in Lektüre schwelgend hinüber in erdenbürtige Sphären. Gewinnssucht, Ehrgeiz, selbst nur einfaches tüchtiges Vorwärtstreben standen viel weiter zurück, als in irgendeiner anderen Zeit. Statt dessen trat ergänzend neben den Geistes-kultus der Gebildeten eine praktische Philosophie der Zufriedenheit, der humanitären

Menschenliebe, das schwärmerische Bedürfnis nach Seelenharmonie und nach Freundschaft. Und den süßen Leichtsinns der Liebe, die Galanterie im Schäfer- und Kokotogewande, teilten alle Schichten getreulich mit ihren Höfen. Sie waren in ihrer Art glücklich und wünschten nichts anderes. Ihre Literatur spricht noch nicht von künftigen besseren Tagen und sogar nur selten von der guten alten Zeit.

In dieser Sphäre des Sichbeglückhaltens an geistigen und Stimmungsgütern war die Freiheit einbegriffen und galt als köstlichster Inhalt. Seit Luthers Freiheit des Christenmenschen und seit der bahnbrechenden Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts war das alte Lieblingswort der Germanen von neuem lebendig geworden und durch alle Machtzunahme und Zuspitzung des staatlichen Absolutismus hindurch nur immer herrlicher ausgeschmückt worden. Aber man verstand unter Freiheit lauter Dinge, die die Nichtbehelligung mit Staatsangelegenheiten, mit Ausübung staatlicher Rechte sogar zur Voraussetzung hatten, dachte an alles andere eher, als an demokratische Regierungsgelüste. Freiheit, derzeit begriffen als Glückseligkeit durch Zufriedenheit und verminderte Pflicht, erhob so selbstbewußt über den „Mann, der die Krone trägt“. Einen Freund bewährt und weise, Freiheit, Heiterkeit und Ruh' wünscht sich Johann von Salis, und worin soll diese Freiheit bestehen, was verlangt er, um sie ganz zu empfinden? Ein Hüttgen still und ländlich, Ruhe an friedlichem Herd, zärtlich Pfänderspiel im Grünen, und die tändelnde Gefährtin seiner Idylle, die dereinst auf seinen Hügel ein Weibchen streut.

Ungeört von jeder Nebenempfindung des Unwahren sang der preussische Untertan seinem absoluten, bei Schwächen menschenfreundlichen Monarchen zu (seit 1790 und 1793): „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer.“ Und ebenso zufrieden erklärte der Dichter der österreichischen Hymne im Jahre 1797: Franz II. „hob zur Freiheit uns empor“. Wäre das Wort durch einen Widerspruch von Tatsachen gegen bestehende öffentliche Wünsche anzüglich oder heuchlerisch gewesen, so hätte man es für diesen Zweck doch eher umgangen. Freiheit hatte eben keinen politischen oder gar „liberalen“ Inhalt, es war das auch in einer Herrscherhymne ungerne entbehrte Stimmungswort aus dem bürgerlichen Leben der Zeit.

Aber, wie man schon sieht, vorhanden war die Freiheit als ein angeschwärmter und stark betonter Begriff. In ihr schlummerte ein Einfluß auf die Gemüter, der auch dann unwiderstehlich mächtig sein mußte, sobald man veränderte Ziele mit dem Freiheitsnamen schmückte. Schon traten die Propheten einer mannhafteren Freiheit auf. Sie waren angeregt und befruchtet vom Auslande her, während in Deutschland selbst der Boden vorbereitet war durch das philologische Studium der Antike, das just in jener Periode auf eindringend verständnisvolle Vertiefung zurück sah. Zur Zeit, da der Feuergeist von Schillers Dithyramben und Dramen ein neues Freiheitsbeuangelium des Männerstolzes vor Königsthronen hinausstrug in die deutsche Welt und tief in die empfänglichen Herzen damaliger Jugend pflanzte, da war der „Thyrannen“-begriff der Antike bereits wiedererstanden; gegen Bedrücker, wo immer sie seien, loberten ungestüme Freiheitsworte empor. Ich sage nicht, die Freiheit hatte jetzt schon in Deutschland ein bestimmtes



Abb. 18. Johanna Elisabeth geb. Bödel,
Gemahlin des Kabinettsrats Mendken.
(Die Großmutter des Fürsten mütterlicherseits.)
Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.



Abb. 19. Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck,
1771—1845, der Vater des Fürsten.
Gemälde (um 1800) im Besitze der Familie v. Bismarck-Sülz.
(Zu Seite 5.)

Ziel. Man hat und wird sie ja überhaupt nie unter einem Ziel einbegreifen können, so wenig, wie man sie jemals ausreichend hat definieren können oder so wenig sie heute ein Etwas geworden ist, worunter von allen dasselbe verstanden wird.

Jedenfalls aber war um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts die Freiheit auf einmal auch in Deutschland nicht mehr das zärtliche, im Grünen tändelnde Rototomädchen von kurz zuvor. Schon streifte mancher Blick halb erschrocken, halb bewundernd hinüber zu dem herrischen, Gitonentblöhten Weibe mit der blutroten Phrygiermütze auf dem antiken Haupte, dem Frankreich als seiner über Trümmern emporgestiegenen neuen Göttin huldigend Opfer brachte. Dann waren es schnell sich drängende Ereignisse, die die hier und da auch in Deutschland aufgekeimte Bewunderung der jakobinischen Liberté in ihren platonischen oder verschämteheimlichen Stadien schon wieder zum Ende brachten und der Nation der

Deutschen die Ideengestalt ihrer Freiheit in ein trauerndes Frauenbild mit gesenktem Eichenkranz und leidvoll umklammertem Griff zersprungenen Schwertes verwandelten. Damit aber hatte „Freiheit“ als junges politisches Wort einen eigenen deutschen Inhalt von bestimmtester und dringlichster Bedeutung erhalten.

Die neugallische Freiheit hatte ihren Bastard geboren, der den Thron bestieg und der Mutter nur noch ein wohlverwahrtes Scheinleben beließ. Bald setzte Bonaparte den Fuß des Emporkömmlings auch auf den Nacken der deutschen Fürsten und gab dem ganzen Deutschland die persönliche und wirtschaftliche Not einer unerhörten Willkür zu tragen. Da sprach man plötzlich sehr viel leiser, als man es im achtzehnten Jahrhundert getan, in der duldbenden Nation von der Freiheit, aber nun desto bewußter und nachhaltiger, im Alle umfassenden Kreise. Jetzt hieß Freiheit: den Fremdherrn niederwerfen und vertreiben, und gewohntermaßen verlangte man die Tat zunächst von den Monarchien. Für der „Freiheit ganze Rache“ stritt Habsburg, wie der preussische Dichter ihm zurief, als es 1809 den abermaligen Waffengang versuchte. Dann erst, als die organisierten Kräfte der Monarchien dauernd versagen zu wollen schienen, da trieb der Drang nach rascher Befreiung eine verwandelte Auffassung empor. Sie mußte unerhört erscheinen, wenn man sie verglich mit der absoluten Untätigkeit für Wohl und Wehe des eigenen Staates, die noch vor kurzem geherrscht hatte: diese neue Auffassung, daß Selbsthilfe des Volkes die Schmach und Not abschütteln, die Freiheit als das heiligste Gut zurückerringen müsse. Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus, ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus, sang Arndt, als der edle Schill dem Gedanken des Volksaufstandes eine nicht wieder zu schließende Gasse brach. Jeden einzelnen rief die Freiheit auf. Sie hielt sich an keine Instanz und Staatsordnung mehr, der neue Weckruf zur Freiheit verzichtete auf jede Organisation, der Gott, der Eisen wachsen ließ, gab hoch und heilig selber Säbel, Schwert und Spieß dem Manne in seine Rechte, daß er bestände bis aufs Blut, bis in den Tod die Fehde. Gewiß hielt man die Hoffnung fest, vereint mit den Fürsten die große Arbeit zu tun, aber man wartete nicht mehr

auf deren Beginnen, man wartete auf Zeichen Gottes vom Himmel, um dann die Fürsten mit sich loszureißen. Und als, fast ungehofft früh, das blutig flammende Morgenrot aufging über den bleichen Schneefeldern Rußlands, da stand das Volk wirklich auf und der Sturm brach los. Da wollte und konnte man nicht mehr warten; wenn es nicht sein konnte mit den bedenklichen deutschen Regierungen, so hätte man auch ohne sie, ja gegen sie das Freiheitswerk im Wogendrang der vaterländischen Erhebung zu erfüllen gesucht oder im Untergange die Lösung von der Schmach gefunden, ganz Deutschland eine große, gewaltige, einige Volksfreischar der Hofer und Schill, der York und Lützow.

Die jungen Freiheitspatrioten hätten Napoleon ohne die eigentliche Kriegsarbeit der stehenden Heere und der neuorganisierten Landwehr sicher nicht vertrieben, und diesen verbleibt die ungeschmälerte Ehre des Waffenerfolgs. Aber jene durchdrangen die Reihen der Armee mit ihrem Sinne, sie gaben dem Befreiungskampf die helle Freudigkeit, die

ihn erst zum Volkskrieg im schönsten Sinne, zur siegreichen Unternehmung eines Volkes in Waffen gemacht hat. Sie durften sich fühlen als die anerkannten Befreier, sie erblickten eine anerkennende und entgegenkommende Bestätigung ihres seit 1807 und 1809 betätigten Denkens in jener schon gestreiften Organisation der allgemeinen Wehrpflicht: durch die der preussische Staat den einzelnen Bürger in äußerster Vaterlandspflicht nahm und ihm somit auferlegte und zugestand, mithandelndes, mitverantwortliches Glied im Staate zu sein. Ähnliche Zugeständnisse hatte das für sein Vaterland erglühte neue Preussentum aus den ergreifenden Worten des königlichen Aufrufs: An Mein Volk vom März 1813 erhört, las und hörte der Deutsche aus so vielem, was in diesen



Abb. 20. Wilhelmine Luise Wenden, 1789—1839, die Mutter des Fürsten, als Braut. Pastellbild im Schlosse zu Friedrichsruh. (Zu Seite 6.)

schicksalschweren Tagen von den verschiedenen Regierungen gesprochen und angedeutet ward. Noch hielt es niemand für denkbar, später wieder abzustreiten, daß in diesen Hermannstagen eine neue Zukunft herausgezogen sei; noch gedachten Fürsten und Völker, in schönem Vertrauen die jung gewordene Zeit nach den Siegen miteinander auszugestalten zu allversöhnender Herrlichkeit. Sogar Goethe, dem politische Voreiligkeit gewiß nicht vorzuwerfen ist, rief in des Epimenides Erwachen voll sicherer Überzeugung aus:

Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind alle frisch und neu.
Wie du dich nun empfinden wirst
Nach eigenem Sinne frei!

In der That war es den Fürsten, den Regierungen selbstverständlich, daß der Freiheit nach innen Raum gegeben werden sollte. Dadurch, daß das Volk sich der höchsten Angelegenheiten des Vaterlandes bemächtigt hatte und von den Regierungen zur Mitwirkung in der Befreiung aufgerufen war, hatten die Hoffnungen eines verbesserten bürgerlichen Freiheitszustandes ihre Legitimation bekommen. Eigene Theorien über die künftige Gestaltung der bürgerlichen Freiheit besaß man ja nicht; es fehlte an vorbereitenden Entwicklungen. Dafür boten sich als Muster die parlamentarisch-konstitutionellen Einrichtungen dar, die England seit lange besaß und Frankreich durch die Revolution sich geschaffen hatte. Zwar der glühendste Vorkämpfer für Menschenrechte und Freiheit, Schiller, hatte in der Gedankenmajorität bewußt den Tod einer wirklichen Gedankenfreiheit erblickt, wie sie sein Posa heischte, und noch im Demetrius energisch abgelehnt: „Mehrheit ist der Uninn! Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.“ Indessen die Geschichte eines Volkes nimmt ihren Weg keineswegs immer nur in der durch seine Individualität angezeigten Richtung — weshalb auch alle sogenannte Völkerpsychologie niemals über ein Nachverstehen der Geschichte hinausführen wird. Der Chartismus, der westeuropäische Konstitutionalismus mit Oberhaus und Unterhaus, dessen letztere Mitglieder nicht etwa Stände, Berufe u., sondern den Bevölkerungsinhalt geographischer Bezirke vertraten, erschien auch für die verzwicktere und widerhaarige deutsche Art, zu denken, das schlechtweg paßliche Vorbild.

In diesem Sinne war es auch, daß politische Mitberufung des Volkes in Deutschland verschiedentlich in Aussicht gestellt wurde. In Preußen durch einen königlichen Erlaß vom Mai 1815; die Wiener Bundesakte prophezeite in ihrem vielberufenen Artikel 13, in allen Bundesstaaten würden landständische Verfassungen stattfinden.

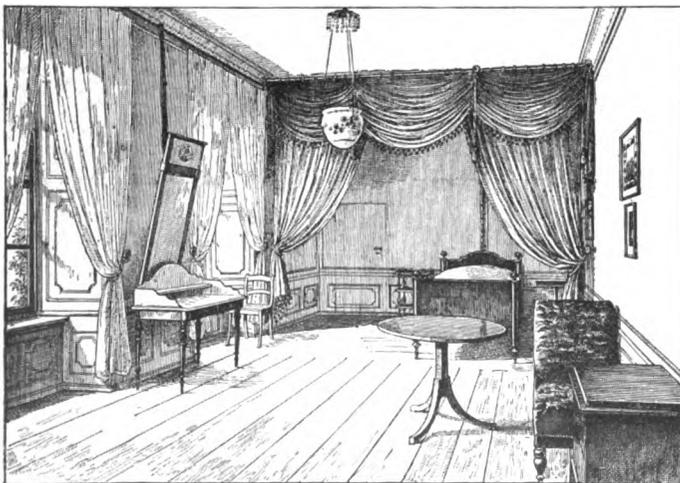


Abb. 21. Bismarck's Geburtszimmer.

Wer sich breiter und tiefer in die Äußerungen der öffentlichen Meinung aus den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts versenkt, beobachtet, daß viel lebhafter, als nach Verfassungen, nach dem Recht der freien Meinungsäußerung, nach Pressfreiheit gerufen wurde. Und darin kam in der That eines der eigensten Bedürfnisse des individualistischen Deutschen zum Ausdruck,

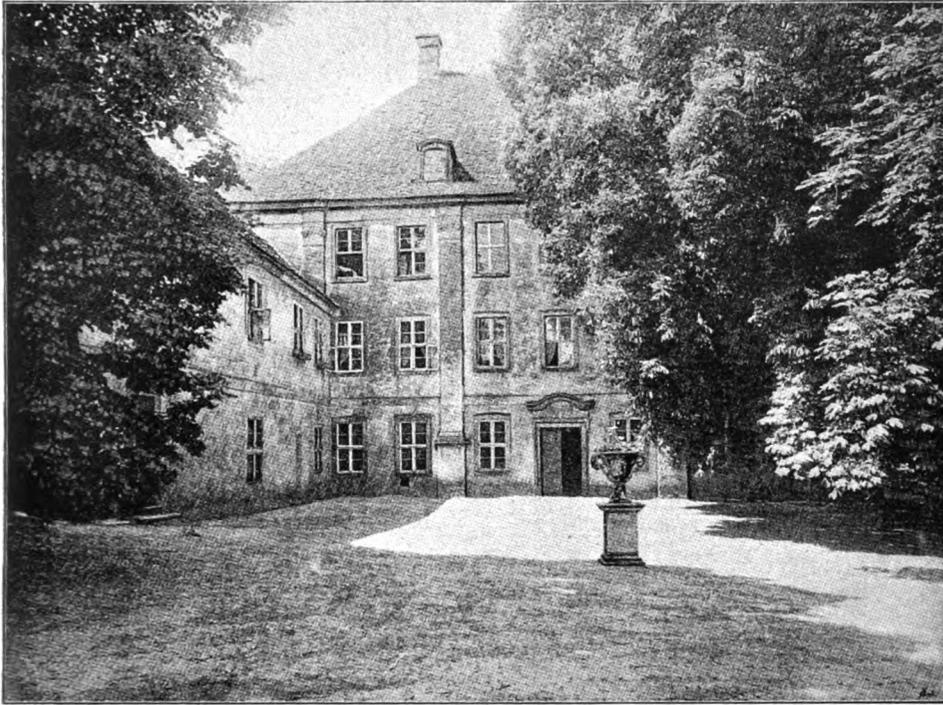


Abb. 22. Schloss Schönhausen. (Zu Seite 6.)

zugleich eines, dessen er nicht entwöhnt gewesen war. Denn der Absolutismus strafte wohl hier und da Meinungsäußerungen sehr scharf, aber knebelte sie keineswegs von vornherein so vollkommen, wie es unter Metternichs oberer Leitung die auf die Befreiungskriege folgende klassische Zeit der Zensur in einer bis zum Lächerlichen gehenden Weise getan hat. Den typischen, englisch-französischen Parlamentskonstitutionalismus auf die deutsche Tagesordnung gesetzt hat gar nicht so ausschließlich seinerseits das deutsche Volk, sondern gutenteils hat dies die auf dem Wiener Kongreß versammelte hohe Bureaucratie selber getan, die auch seitdem gewöhnt geblieben ist, viel eher als das Volk umzuschauen, was das Ausland für Einrichtungen hat und wie es damit zurechtkommt.

Wir gingen, um Bismarck in seinem Verhältnis und Nichtverhältnis zu der mit seinen Entwicklungsjahren gleichzeitigen öffentlichen Meinung charakterisieren zu können, von seiner Nichtbeteiligung an der Burschenschaft aus, die dem Liberalismus seine wichtigsten Wortführer lieferte und ihn in ihren jungen aktiven Beständen am radikalsten weiterbildete. Wie schon angedeutet, hatten die Julirevolution, der durch sie erst ganz unmittelbar werdende, im „Jungen Deutschland“ sich deutlich ausprechende Einfluß neufranzösischer Gedankenkreise der Politik als Hauptinhalt in der Burschenschaft das Übergewicht gegeben. Nun schlugen die Bogen der Zeitströmungen über diesen jungen Köpfen zusammen, welche dem Schlagwort zujauchzten und die politische Phantasie für ausführbar hielten. Hingerissen von der Einfachheit des westlichen Egalité- und Zentralisationsradikalismus wollten sie den lieben Deutschen die freie und gerechte Volkseinheit erkämpfen. Erst jetzt hatte der vorher nur von einigen vermögenden Gruppen betriebene Umsturz einen breiteren Boden bekommen. Man war so ziemlich einig, daß der Gedanke der Freiheit mit einem selbst modernisierten Fortbestehen der Dynastien nicht mehr vereinbar sei. Die Süddeutschen hatten jetzt — anstatt der Geneser — die Führung an sich genommen. Die Norddeutschen bestaunten in ihnen die beglückten



Abb. 28. Wilhelmine Luise v. Bismarck, des Fürsten Mutter.
Gemälde in Barzin.

Landsleute der badischen, württembergischen, pfälzischen Volksmänner; sie gaben ehrlich dem an jenen wahrgenommenen Eindruck der größeren geistigen Regsamkeit, des leichteren Witzes, der lebenswürdigen, leichtherzigen Raschheit im ganzen Tun und Treiben nach. Auch fiel in Süddeutschland die gewisse Zurückhaltung der angesehensten Familien gegenüber der Burschenschaft fort; hier war das persönliche Material das gleiche, wenn nicht besser, wie bei den verschiedenen süddeutschen Landeskorps. Am ungeduldigsten war die Heidelberger Burschenschaft; diese auf's Glatteis der Volksbeglückung verschlagenen jugendlichen Phäaken traten in den gleichen Semestern, da Bismarck zu studieren begann, auf dem Hambacher Fest mit auf und bald danach erstürmten sie in phantastischen Vorstellungen — fast drängt sich das akademische Wort Bieridee in die Feder — die Hauptwache in der Bundesstadt Frankfurt, um das neue Volksreich zu gründen. Durch ihre tragischen Torheiten erwiesen sie somit zwar, wie kindlich verständnislos und blind sie gegenüber jeglichem Realen, selbst gegenüber den nächsten konkretesten Machtfragen waren; aber selbst so waren sie eben nur hochherzige Freiwillige auf Vorposten im Kampfe für das, was alle erhofften und erstrebten, und blieben weithin im liberalen Bürgertum angesehen.

Ferner haben wir das Verhältnis des Liberalismus zu Preußen und den übrigen Einzelstaaten, oder anders ausgedrückt, die öffentliche Anschauung über die erwünschte



Abb. 24. Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck, des Fürsten Vater.
Gemälde in Warzin.

äußere Gestaltung der nationalen Dinge noch zu betrachten, weil Bismarck auch hierin fertige zeitbeherrschende Theorien vorfand.

In den letzten gliederlösenden Jahrhunderten des alten Reiches hatte der Begriff deutsch aufgehört ein politischer zu sein. Der Westfälische Friede von 1648 hatte den Einzelstaaten im Reiche die tatsächlich fast vollkommene europäische Souveränität gebracht. Reich und Kaisertum blieben als ehrwürdiges Schaustück übrig, so daß man ohne viel Aufregung die Kaiserkrone gewohnheitsmäßig in den Händen Habsburgs belassen konnte. Der Reichstag, der vermöge seiner Schläfrigkeit aus einer Tagfahrt, wie die alten Reichstage gewesen waren, seit 1663 zu einer Versammlung in Permanenz geworden war, konnte keinen Anspruch erheben, die politische Gemeinsamkeit der Nation zu verkörpern. Das politische Leben hatte sich zurückgezogen auf die Einzelstaaten, wo zwar vielfach auch Dekadenz, in anderen aber wieder desto tüchtigeres und bewußteres Vorwärtstreben war. Es gab politisch keine Deutschen mehr, nur Kurachsen und Brandenburger, Pfälzer, Bayern usw.; in den südwestlichen Gegenden der größten Reichszersplitterung bildete die Maximilianische Kreisorganisation die Form für vorhandene Solidaritätsbedürfnisse und ward insofern die Trägerin einer gewissen politischen Lebenserhaltung.

Vergessen und aufgegeben wurde das Wort deutsch natürlich nicht. Es bezeichnete im unstaatlichen Sinne der Nationalität den Unterschied vom Wälschen, Briten oder

Moskowitz. Zuweilen vermochten große Ereignisse oder große Männer die Nation mit Regungen ihrer geistigen Zusammengehörigkeit zu erfüllen und die staatlichen Unterscheidungen vergessen zu lassen; Friedrichs Ruhm, obwohl über das Reich errungen, war deutscher Ruhm. „Deutsch“ wurde zu einem Adjektiv für Eigenschaften, auf welche als moralischen Besitz die Nation Wert legte. Dem bürgerlichen Gesamtcharakter des Jahrhunderts entsprechend erhielt es die Hauptbedeutungen: gemütvoll, bieder, wader, tapfer. Weiteres als etwa: „würdig des Ursprungs aus Teuts Geschlecht“ wollte es nach der politischen Seite nicht besagen. Edel warst du und treu, fromm und deutschen Herzens, sang Müller seinem entschlafenen Freunde nach, ohne jede Absicht, ihn als Patrioten zu feiern. Fröhlich sein und alte deutsche Sitten gehörten zusammen, und das schwärmende Kommerzlied begann: „Auf, ihr meine deutschen Brüder, feiern wollen wir die Nacht.“

Was man gemeinsam hatte und woran das gemeinsame Gefühl sich hielt, ward als deutsch erkannt und gepriesen. Also nicht ein Vaterland, wohl aber Sprache, Literatur, Geistesbildung; selbst den Rheinwein pries man als schlechtweg deutsch, dessen Gegensatz sogleich der fremde wäre: In ganz Europa wächst solch ein Wein nicht mehr. Trotz alles Französischparlierens der vornehmen Kreise ging durch die Nation ein lebhafter deutscher Stolz, den vornehmlich das Bürgertum trug. Und bald kam mit Klopstocks, Goethes, Kants, Schillers Tagen und aus der großen Philologen Ruhm die Zeit, da Deutschland sich bewußt ward: das, was andere Völker an Geistes Schäzen aufwiesen, aus dem Eigenen vollendet und überflügelt, und so die Welt zu Schülern des deutschen Geistes gewonnen zu haben. Nun erwachte die durch zwei Jahrhunderte Namode verkümmert gewesene Richtung der deutschen Bildung auf die mittelalterliche Vergangenheit und die germanische Vorzeit und setzte, ähnlich wie in der Humanistenzeit, mit überraschender Lebhaftigkeit und Wärme ein. Die Nation fühlte sich eines und deutsch nicht bloß in ihrem geistigen Eigentum, sondern auch in ihrer alten Geschichte. Und aus der Vorzeit deutschen Lebens, wie sie Johannes Müller (an dem überaus geeigneten territorialen

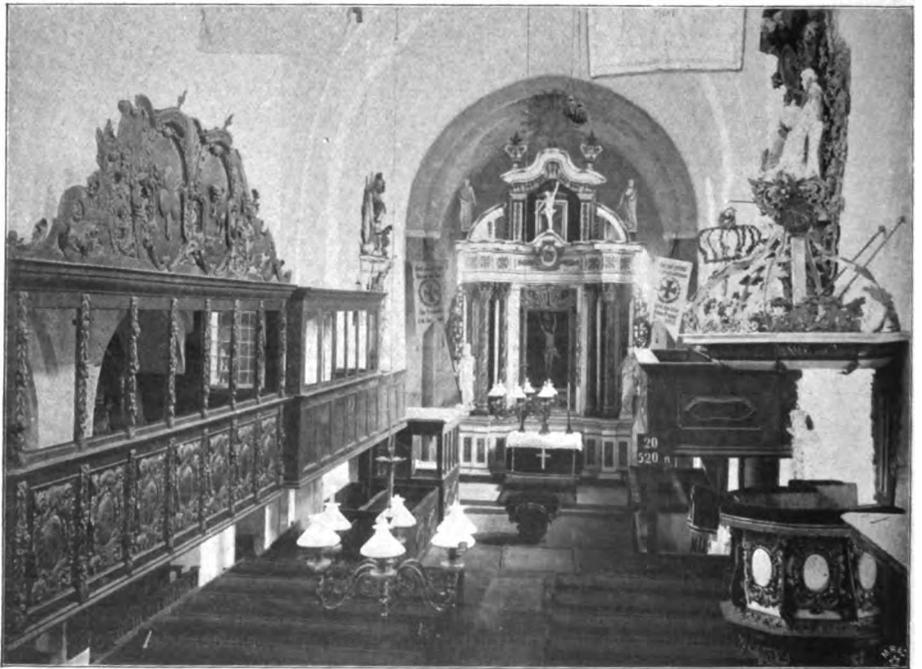


Abb. 25. Inneres der Schönhausener Kirche. Links der herrschaftliche Kirchenstuhl. Nach einer Photographie von Hans Breuer in Hamburg. (Zu Seite 11.)

Beispiele der alten Eidgenossenschaft) und wie die Romantiker sie erschlossen, empfangen die Deutschen die entbehrende Sehnsucht nach den Taten und Formen der alten Jahrhunderte, nach einheitlich starker und mutvoller Führung, nach einem in seiner Kraft zusammengefaßten Reich. Solches Ergebnis der geschichtlichen Lektüre bedeutete aber die Kriegserklärung der deutschen Bildung an den bestehenden Zustand. Der staatlichen Gegenwart stellte die aus der Neubebung deutschgeschichtlichen Sinnes erwachsene Romantik und stellten die Jünglinge der Befreiungskriege ihr „deutsches“ Denken in bewußtem Widerspruch gegenüber.

Was sie wollten, was ihnen nun als deutsch auf politischem Gebiet vorschwebte, das ließ keine Vereinbarung und Ausgleichung mit dem politisch Vorhandenen, keine Hinüberleitung, nicht einmal ein Entweder Oder zu.

In den erhabensten deutschen Empfindungen schwärmten die empfänglichen Seelen von der Erneuerung eines Reiches, wie nach ihrer Meinung das der Staufer gewesen sei, oder von jener germanischen Volksgemeinschaft, welche — denn man las aus dem Tacitus heraus, was man voraussetzte — als ein Heervolk in der Varusschlacht den deutschen Boden von den römisch-wälischen Fremdlingen gefäubert. Seit den Befreiungskriegen war Hermann der Cherusker zum lebendigen Volkshelden dieses geistigen Gesamtdeutschtums geworden; es war ja in den gleichen Jahren, da Bismarck studierte, daß C. v. Bodelschwingh seinen Plan voll Opfermut und Hingebung faßte, den Deutschen auf dem Teutoburger Walde das Denkmal ihres Befreiers zu errichten. Ganz ähnlich stand zum Hinweis auf die germanische Heldenzzeit der Vordäter im Wappen der Burschenschaft die Eiche, im Schildfelde unter den zur Einheit verschlungenen Händen; über dem schwarzen Felde jedoch, das mit Peier und Schwert und darangehängtem Kranz an Tod und Sieg im Befreiungskriege fürs Vaterland gemahnte, flammte die goldene Morgensonne erwachender Einheit und Freiheit am blauen Himmel beglückender Zukunft empor.

Mochte in Fragen der Freiheit das spielende Denken der Jugend dem durch Rücksichten gemäßigten Philisterliberalismus vorausseilen, so wurden dagegen ihre radikal deutsch-einheitlichen Träume von der Mehrheit Aller geteilt. Hatten doch die geistes- und einflussmächtigsten Lehrer der Zeit diese Wünsche weit über den Kreis der akademischen Jugend hinaus direkt ausgestreut. So hatte Fichte, schon Jahre bevor aus seinem Denken und Lehren die Burschenschaft entstand, der deutschen Nation in den Reden an sie verkündet: „Ich rede von Deutschen schlechtweg, für Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation



Abb. 26. Otto v. Bismarck im elften Lebensjahre.
Zeichnung von Franz Krüger aus dem Jahre 1826. (Zu Seite 8.)

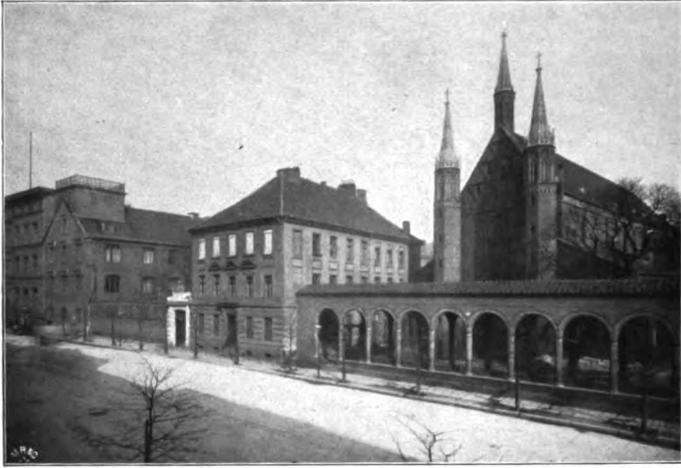


Abb. 27. Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin.
Photographie von F. Albert Schwarz in Berlin. (Zu Seite 8.)

gemacht haben.“ Dieser Kraftgedanke blieb der höchstangestrebte Inhalt der vaterländischen Bewegung, stets aufs neue von Rednern und Dichtern formuliert; unbeachtete Nebensache blieb, wie es praktisch möglich sein würde, ihm Geltung zu schaffen. Es ist bezeichnend, wie nun wieder die alte Kaiserprophetie, der Barbarossa- Traum, lebendig wurde und das Wiederkommen des Reiches erharrt wurde

durch ein romantisches Wunder. Und um so leichter, als die Mehrzahl der Regierungen unverhüllt der Wiederbeseftigung der alten partikularen Gewalten zustrebte, konnte der öffentliche Einheitsgedanke fortfahren, reale Möglichkeiten ganz außer acht zu lassen, seine Werbekraft vielmehr in der Anlehnung an den von Hunderttausenden geteilten Traum der Dichtung zu suchen und sich auch seinerseits nicht stören zu lassen in der Ausgestaltung und Phantasie seiner Wünsche. Diesem Einheitsgedanken war durch den feindlichen Gegensatz der wirklichen Staatsgewalten alles nur vereinfacht. Er hatte keine Rücksichten mehr zu nehmen, keine Verantwortungen zu tragen, brauchte den Fragen nach dem Wie und Wodurch nicht Rede zu stehen und konnte das Heil einfach von der Vernichtung des Bestehenden, was ja immer das Bequemste ist, erwarten. Der brausende Herwegh, der die Stimmungen der vierziger Jahre am mächtigsten poetisch verkörpert, rief:

Die neununddreißig Lappen
Sollen wieder besser klappen
Und ein Heldenpurpur sein!
Ein Reich, wie ein Sonnenschein!
Ein Herz, ein Volk und ein Wappen!
Helf uns Gott, so soll es klappen!

Und nicht anders heischte der stille Otto Ludwig anstatt der 39 oder 40 Vaterländer:

„Wonach die Völker dürsten, das eine Vaterland!“

Zu ihnen aber hielt das deutsche Volk, nur daß es nach seiner Art und unbewußt dem uralten germanischen Treubedürfnis folgend an die Stelle des Begriffs die Person, an die Stelle der Reichseinheit den waltenden Kaiser setzte. Niemand wird rechte Kulturgeschichte schreiben, der des Wirtshausers vergiftet. Es war damals keine Zeit, wo die Einzelstaaten auf den Wirtshauschildern gediehen. Was es von Aufschriften zum „Erbprinzen“ oder zum „Rautenkranz“ gab, das entstammte meist noch dem achtzehnten Jahrhundert; zum „Deutschen Kaiser“ dagegen und zum „Abler“ mit dem doppelköpfigen Wappenschilder entstanden sie immer aufs neue und warben gern getane Einkehr. Eigentlich hatte die deutsche Einheit nur einen Feind außer den Regierungen; das war in einzelnen Staaten das Hochgefühl des erreichten Konstitutionalismus, woran sich leicht ein düntelvoller Neupartikularismus anlehnte. Aber auch dieser blieb halb- bewusst oder gab sich sogar, obwohl er nur weiter von allen gangbaren Wegen abführte, den Anschein, die deutsche Frage nach seinen Spezialrezepten lösen zu können.

IV.

„Noch immer nicht genug!“

Der „Pommer“ Otto v. Bismard im Korps Hannovera wurde nicht hingerissen durch das jauchzende „Das ganze Deutschland soll es sein“ der Burschenschaft und ihrer Kreise; wenn er sich von Rechts wegen einem »teutonischen Teufel« verschrieben fühlte und nachträglich bekennen konnte, mehr burschenschaftlich gesonnen auf die Univerſität gekommen zu sein, so überließ er sich jetzt und auf lange Zeit hinaus in unverkennbarer Weise den umgekehrten Impulsen. Zuerst, als er mit „Finken“ verkehrte, war das noch nicht so; gegen einen Landsmann Motleys, namens Coffin, dessen Zweifel ihn verletzten, hatte er stolz gewettet, daß Deutschland in zwanzig Jahren einig sein werde. Nunmehr, wenn er an die Lützower Erinnerungen von Schönhausen dachte, so war das im Stolze, Preuße zu sein; die studentischen Berührungen mit Nichtpreußen verdoppelten dies spezifische Preußengefühl, und die studentische Gegensätzlichkeit gegen die schwarzrotgoldene Bewegung verstärkte, daß ihm diese vollends verleidet ward. »Was ich etwa über auswärtige Politik dachte, . . . war im Sinne der Freiheitskriege, vom preußischen Offizierstandpunkt gesehen.«

Uebrigens war er vor allen Dingen Student und ließ die Tagesfragen ziemlich beiseite. Er galt sehr rasch als eines der besten Mitglieder der Hannovera und guter Fechter, wurde auch Konſenior. Er war, wie einst auf der Hochschule zu Altdorf Wallenstein gewesen war: übermütig, überlegen, farcistisch, voll lustiger Einfälle, bei „hurtigem“ Mute ein tüchtiger und angesehener Student. So, im vollen Sichausleben und unabgelenkter als je, entwickelte er seine Persönlichkeit.

Es gibt ein Bild von ihm, eine Zeichnung von befreundeter Hand, die ihn im Jahre 1834 darstellt. Sie zeigt die hohe Stirn vom krausen Lockenhaar der Jugend halb verhängt; in den Augen, der kurzen festen Nase, in den gepreßten Lippen und dem langen Kinn, in der ganzen Haltung liegt ein schöner, seltsam träumender Stolz. Wenige übrigens ſizen dem Zeichner so gleichgültig, so ohne jede Absichtlichkeit, sich günstig und bedeutend auszunehmen.

Schließlich mußte aber doch studiert werden. Savignys römisch-rechtliche Vorlesungen gaben den Ausschlag für Berlin. »Ich kam nach Berlin mit weniger liberaler Gesinnung zurück, als ich es verlassen hatte.« 1835 machte er sein Examen als „sehr gut befähigt“ und trat als Auskultator beim Kammergericht ein. Er wohnte Behrenstraße 20.

Durch das Studentenleben hatte er seine Individualität nur geklärt und verdichtet hindurchgebracht, desgleichen durch den juristischen Begriffshimmel und durch anderweitige Studien — worüber später geredet werden soll, weil die Fortsetzung seiner wichtigsten Studien in die Periode nach dem „Studium“ fällt. Nun drohte ihr vielleicht die ernstlichste Gefahr, als der Mechanismus der Bureaus sich nach ihm auftrat. Würde er nun auch werden, wie gerade die verwegensten Studenten im resignierten Stadium der verfloßenen Burschenherrlichkeit so leicht werden: immer älter, durchschnittlicher und „brauchbarer“?



Abb. 28. Direktor Bonnell
(Bismards Lehrer und Pensionsvater)
in späteren Jahren. (Zu Seite 8.)

Man darf Bismarck nachrühmen, bei all seiner glücklichen Kurzangebundenheit, wo sie not tat, bei allem prächtigen Geschick, verblüffend abzufertigen, bei pridelnder Laune zum Spott über gepreizte Mittelmäßigkeit, doch stets von echter Herzensbildung, gegen würdige Gegner von seiner Rücksichtnahme und in schwierigen Positionen nicht zum wenigsten durch seine sichere, einwandfreie Form der Überlegene gewesen zu sein. Niemand konnte mehr ehrerbietigen Respekt besitzen, als er, gegen jede echte Autorität, gegen alles durch die allgemeine Ordnung oder durch persönliche Achtung ihm Verehrungswürdige an Einrichtungen und Personen, seinen König voran. Aber die Elementarstufen der Bureaucratie hat er nicht vertragen können und ist darin am Persönlichen gescheitert. Die antilibérale Reaktion von Göttingen schwächte sich wieder ab, nachdem er »mit dem staatlichen Räderwerk in unmittelbare Beziehung getreten war«. Immerfort wird durch die persönliche Beobachtung seine Kritik ausgelöst und regiert ihn, gegen seine »Geschmacksrichtung« kann er nicht gehorchen. Und das Souveränitätsgefühl des ledigen Korpsburschen hat ihm das Rückgrat noch fester gesteuert; die capitis deminutio durch die man junge Beamte zieht, empfand er als den moralischen Tod. Wo der Vorgesetzte die gesellschaftliche Gleichstellung vergaß oder vergessen wollte, da rechte sich der Edelmann empor; aber auch, was das Erwähnenswerteste ist, seine Gedanken vermochte er der Enge des Kleindienstes der Verwaltung nicht zu subordinieren. Damals, 1838, legte er seine Stimmung in einem Briefe an Gräfin Bismarck-Wohlen nieder, dessen Konzept ihm weiterhin als Ausweis bei seinem Vater und später noch bei seiner Braut diente. »Der preussische Beamte gleicht dem Einzelnen im Orchester; mag er die erste Violine oder den Triangel spielen, ohne Übersicht und Einfluß auf das Ganze muß er sein Bruchstück abspielen, wie es ihm gesetzt ist, er mag es für gut oder schlecht halten. Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine. In einem Staate mit freier Verfassung kann ein jeder, der sich den Staatsangelegenheiten widmet, offen seine ganze Kraft an die Verteidigung und Durchführung derjenigen Maßregeln und Systeme setzen, von deren Gerechtigkeit und Nutzen er die Überzeugung hat, und er braucht diese letztere einzig und allein als Richtschnur seiner Handlungen anzuerkennen, indem er in das öffentliche die Unabhängigkeit des Privatlebens hinübernimmt . . . Bei uns aber muß man, um an den öffentlichen Angelegenheiten teilnehmen zu können, besoldeter und abhängiger Staatsdiener sein; man muß vollständig der Beamtentaste angehören, ihre falschen und richtigen Ansichten teilen, und jeder Individualität in Meinung und Handlung entsagen . . . Selbst, was uns untergeben ist, steht mehr unter dem Einfluß des Herkommens und feststehender Vorschriften, als unter dem des Vorgesetzten.« Noch als alter Mann im Sachsenwalde erregt er sich über die schläfrige Gleichgültigkeit, womit man ihm einst gezeigt, wie mit Lebensentscheidungen der Regierten leichten Herzens nach dem Schema fertig zu werden sei, oder über die Bequemlichkeit, welche die Leistung auf die Subalternen hinüberschiebt und an die Stelle rascher Kopfarbeit eine fürchterliche Aktenlast setzt. So läuft seine amtliche Tätigkeit von Anfang an auf der Schneide der Kritik dahin. Das erstemal übrigens war sein Ausscheiden ein friedliches. Er war von der Justiz zur Verwaltung übergegangen, »um den Umweg zur Diplomatie abzukürzen«, hatte in Aachen, zuletzt bei der königlichen Regierung in Potsdam gearbeitet. Dieser Austritt von 1838 wurde durch Familienangelegenheiten veranlaßt. Dann hat er es nach sechs Jahren noch einmal mit der Amtskarriere versucht, wohl aus dem Gefühl, innerlich und äußerlich überlegener geworden zu sein, wenn er es selber auch geringschätziger formuliert. Diesmal nun aber mit dem Ergebnis raschen und schroffen Bruchs. So ist denn seine Laufbahn nicht durch die preussischen Bureaus gegangen, und man möchte fast meinen, außerhalb ihrer hätte er auch eher bleiben und werden können, was er zu sein und zu werden vermochte.

Vorkommnisse, welche eines Bismarck ganzen Lebensgang auf andere Pfade geleitet haben, haben Anspruch auf unverhüllte Klarheit; überdies liegen sie so weit zurück, daß Nebenrücksichten schwerlich noch einen Gegenstand hätten. So rechtfertigt sich die Mitteilung aus einer mir zu Gebote stehenden Quelle von unbeteiligt maßgebender Seite.



**Abb. 29. Bismarck als Korpsstudent. Denkmal von H. Pfretschner auf der Rubelsburg.
Nach einer freundl. Ansicht von Herrn Dr. Hans v. Hopfen zur Verfügung gestellt, selbstgemachte Aufnahme.**

Diese bestimmte Darlegung über die in Frage kommenden Personen und Umstände gibt seinem Verhalten vollere Berechtigung, während es in früheren, nicht näher orientierten Erzählungen leicht als eine bloße Voreiligkeit, ja Ungehörigkeit erscheinen konnte.

Der Oberpräsident Ministerialdirektor v. Meding, Bismarcks höchstgebietender Chef 1844 in Potsdam, war ein Herr so widerwärtig als möglich, wie ihn meine Quelle nennt und durch eine Reihe vertraulicher Lebensbilder zur Genüge kennzeichnet. Er hatte in keinem seiner Ämter je etwas gearbeitet, auf die eingereichten Eingaben in der Regel keinen Bescheid gegeben, den vorgelegten Behörden keine Berichte erstattet. Nichtsdestoweniger war er auf der dienstlichen Leiter allmählich vorangerückt. Aus seinem Departement war unter v. Kochows Ministerium im Jahre 1838 der berühmte „beschränkte Untertanenverstand“ entflohen, der unlöslich an dem Andenken dieses vielfach verdienten Mannes haftet und ihm bei der kürzesten biographischen Erwähnung nicht geschenkt wird. Kochow selber, der das bald geflügelte Wort zu seinem Bedauern achtlos unterschrieben hatte, sagte bei seinem Rücktritt zu Meding: „Wie Sie mich persönlich oft verletzt haben, will ich Ihnen vergeben, nur nicht, wie Sie mein Ministerium durch Trägheit in Verruf gebracht haben!“ Meding war, soweit es seine Bequemlichkeit zuließ, „rücksichtslos, herrisch nach unten; aalglatt nach oben. Ihm fehlte nicht der Kopf, aber ihm fehlte das Herz.“ Dabet war er schikanös und nörgelig; er reizte seine Untergebenen bis aufs Blut, insbesondere indem er hinter ihren wahrheitsgetreuen Mitteilungen mit höhnischem Lächeln verborgene Ausflüchte fand. Letzteres war ihm so natürlich, daß er sich eigentlich nichts Schlimmes dabei dachte; und es paßte vortrefflich dazu, wenn er von seinen Beamten forderte, für ihn in den Aktenstücken zu lügen. Dem stand nun sein ganzes Personal in geschlossener Phalanx gegenüber, weil niemand

noch jenen Respekt besaß, der auf persönliche Eigenheiten immer noch dienstwillige Rücksicht zu nehmen vermag. Er hatte von allen Seiten gehörig einzustecken; und da in der Regel seine eigenen Weisungen oder vielmehr die nicht gegebenen, obwohl erbetenen Weisungen die Ursache eben der Vorkommnisse waren, welche er grob tadelte, so arbeitete er dem allseitigen Bestreben, ihn „hineinzulegen“, unverdrossen in die Hände. Mit Vergnügen benutzten auch seine Assessoren und Referendare, soweit sie zur Ritterschaftsuniform berechtigt waren und damit auf den Hoffesten unmittelbar nach den Exzellenzen rangierten, alle Gelegenheiten, dies Recht zu forcieren. Sie wußten, daß es Medings großer Kummer war, immer noch nicht Exzellenz zu werden, und peinigten ihn an dieser wunden Stelle sehr.

Kurze Zeit, nachdem Bismarck — und mit ihm gleichzeitig Erbprinz Chlodwig von Hohenlohe-Schillingfürst — in Potsdam wieder eingetreten war, saß in seiner Wohnung dort zu verspäteter Abend-



Abb. 30. Bismarcks (zweite) Studentenwohnung am Wall in Göttingen. (Zu Seite 13.)

stunde mein Gewährsmann lesend am offenen Fenster. Ein heimkehrender Schwarm von Bekannten — so erzählen seine Aufzeichnungen — „kam vorüber und rief mir guten Abend hinein, worauf die Erwiderung folgte: ‚Wollt Ihr noch eine Zigarre bei mir rauchen? Aber mein Hausschlüssel ist verlegt, Ihr müßt dann durchs Fenster steigen.‘ Die Antwort war: ‚Das tun wir gern.‘ Und so schwang sich denn das halbe Duzend, einer nach dem anderen, von der Straße ins Zimmer. Als letzter erschien mit gewandtem Sprunge Otto v. Bismarck, und zierlich sich verbeugend sagte er: ‚Gestatten Sie, daß ich auf diesem ungewöhnlichen Wege Ihnen meinen Besuch mache.‘ Die Einführung gefiel mir ebenso, wie der muntere, stets schlagfertige Referendar, welcher unabsichtlich seine Persönlichkeit stets zur Geltung brachte.“ Er war gerade derjenige, der den *oi nepi* Meding noch gefehlt hatte.

Letzterer hatte vornehmlich auch die Angewohnheit, in seinem Dienstzimmer mit den Fingern an der Scheibe zu trommeln und den Eintretenden zunächst einmal längere Zeit die Nordfront seines violett-samtenen Schlafrocks zuzudrehen. Das ist ja bekannt und öfter erzählt worden, wie Bismarck bei solcher Gelegenheit, anstatt ehrerbietigt zuzuhören, ans andere Fenster trat, um auch zu trommeln, und zwar den Dessauer Marsch mit solchem Fortissimo maestoso, daß in diesem Vierhändigspiel das oberpräsidentliche Trommeln zur blaffen Begleitung herabsank. Einige Zeit darauf kam er, um einen Urlaub zu erbitten; der Oberpräsident, nach seinem Hauptrezept, die Beamten mürbe zu machen, ließ sagen, der Herr Referendar möge warten. Eine halbe Stunde nach der Uhr wartete Bismarck, dann trug er dem alten Portier auf: »Sagen Sie dem Herrn Oberpräsidenten, ich wäre fortgegangen, aber ich käme auch nicht wieder.« Er ging und erbat seinen Abschied. So, also nicht in einer Erklärung an Meding selber, hat sich die Sache abgespielt. Kurze Zeit darauf trafen Bismarck und Meding bei einem Diner in Berlin zusammen. Der Hausherr frug, ob die Herren sich kannten, Bismarck übernahm die Antwort: »Ich habe nicht die Ehre.« Nun wurden beide einander vorgestellt, und der Ex-Referendar sagte freundlich lächelnd: »Freut mich sehr.«



Abb. 81. Otto v. Bismarck-Schönhausen. Porträt - Silhouette im Besitz des Corps Hannovera zu Göttingen. (Su Seite 14.)

V.

Haß ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.
Schiller, Wallenstein.

Die Zeit, die zwischen diesen beiden Versuchen Bismarcks im Staatsdienst, dem kurzen und dem ganz kurzen, lag, die Jahre 1838—1844, hatte der Landwirtschaft gehört. Nämlich infolge einer Besprechung der Söhne mit den Eltern, welche einsahen, daß die Güter unter ihrer Leitung und bei ihrer kostspieligen Lebensführung dem Ruin nahe waren. So ließ sich denn Otto v. Bismarck, der 1838 gerade als Einjähriger bei den Gardejägern in Potsdam eingetreten war, für das zweite Halbjahr zum Jägerbataillon in Greifswald versetzen, um von hier aus an der landwirtschaftlichen Akademie zu Elbena Vorlesungen zu hören. 1839 siedelten die Eltern nach Schönhausen über, wo nun der Vater wirtschaftete; Bernhard und Otto traten die wichtigeren pommerischen Güter an. Sie teilten nach anfänglich gemeinsamer Wirtschaft so, daß Bernhard Rülz, Otto Kniephof und Jarchelin übernahm. Der Jüngere hatte die Teilung gewollt, weil bei der gemeinschaftlichen Rechnung Bernhard, der weniger Geld brauche, zu kurz komme. Die diplomatische Laufbahn, die noch einmal in jenen Besprechungen erörtert war, war aufgegeben, entschlossener durch den Sohn selber als durch die Eltern. Er hatte vorläufig von allem genug und nahm in die gutbesitzlichen Unterhaltungen ein vollgerütteltes Teil Mißbehagen gegen die amtliche Welt mit. »Auf dem Lande dachte ich

zu leben und zu sterben . . . vielleicht auch im Kriege, wenn es einen gäbe. Soweit mir auf dem Lande Ehrgeiz verblieb, war es der des Landwehr-Deutnants. —

So beginnen nun die Jahre, da er die heruntergekommenen Besitzungen durch redliche, angestrenzte Landmannsarbeit wieder in Flor bringt, sich tüchtige Verwalter und Leute heranzieht und die zerrütteten Vermögensverhältnisse überraschend schnell neu fundiert. Zugleich aber auch — trotz alledem — die Jahre mangelnder Vollbefriedigung im Dasein, eines unausgefüllten Mehr- und Höherverlangens. *Omnes ingeniosi melancholici*. Er darbt seelisch in der nur auf sich gestellten Einsamkeit. Auch der Versuch, die geistige und gemüthliche Unbefriedigung resigniert totzuschlagen, mißlang auf die Dauer. Weber die häufigeren Landwehrübungen, die er freiwillig herbeiführte — bei einer solchen war es 1842, daß er zu Lippehne seinen Reitknecht mit Lebensgefahr vom Ertrinken rettete —, noch die toll ausgelassenen Zechabende nach Art junger, von Lebenskraft überschäumender Landherren, die bald bei Bismarck, halb bei einem der anderen stattfanden, vermochten mehr als Zerstreuung, Inhalt zu geben. Die Gesellschaften, zu denen er in seinem Hunger nach nur etwas anderem, als bloßer „Plutenpebberei“, oft meilenweit auf dem getreuen Galeb ritt, und auch die Reisen, die er nach England, Frankreich, der Schweiz (1842), nach Norderny (1844) unternahm, wollten ihn nicht nachhaltig über jene Leere hinausheben.

Womit der Kauf des zweiten Goetheschen Theils aufhört, damit hatte er angefangen: die bildnerische Kraft und Leistung des Menschen an der nährenden Erde zu erproben. Bei ihm konnte darin noch nicht, wie dort nach langer Irrsal, die Versöhnung liegen: hier blieb der Überschuss von jugendlicher Kraft, und in den Zerstreuungen, die diesen verbrauchen sollten, verblieb das im Genuß Verschmachten nach Begierde. Geeignete Freunde waren für seine überlegene Persönlichkeit in dem Kameradenkreise um Kniephof herum auch nur ganz wenige. Allerdings eine hatte er, die ihm solche, wenn auch aus der Ferne, ersetzte: seine Schwester Malwine in Schönhäusen. Sie ist ihm stets und in diesen Jahren ganz besonders eine vertraute Zuflucht und Seelengefährtin gewesen, durch ihre Briefe, und fast noch mehr dadurch, daß er an sie schrieb. Es sind lauter Briefe, die — selbst die eiligen — in der Freude eines schönen, sich gegönnten Moments in für sie gesammelter Stimmung geschrieben sind. Es gibt Briefe, die als Individuen verfaßt, und solche, die gewissermaßen als Formular ausgefüllt werden. Dies sind alles Individuen, voll sprudelnden Lebens. Selbst in der jedesmal anderen Anrede: Liebe Arnimin! Liebe Malwine! Teuerste Kreusa! Malinka! und immer neuen scherzhaften Variationen verrät es sich, wie ihm für sie nirgends eine gedankenlose Wiederholung zulässig und gut genug ist. An sie zu schreiben tut ihm gut, wie eine Art Beichten. Es gibt nichts, worüber er sich ihr nicht anvertraut: Erfolg und Einsamkeit, Unruhe und Verlangen, Zweifel und Abwägen des Glücks seines Herzens, Heirat- und Zukunftspläne. In diesen Briefen Bismarcks stehen Dinge, über die sich auszusprechen mancher überhaupt niemals einen Freund hat, der ihm nahe genug stände. Und in dies alles ist eine Laune und ein Witz, wenn auch über sich selbst, gemengt, daß es wie Schrapnellfeuer prasselt.

Solange es noch rastlos zu arbeiten galt, mochte es wenn auch nicht Genügen, so doch Erholung bedeuten: tages Arbeit, abends Gäste. Dann aber ward er sich zu gut dazu. Naturen, die gegen sich und andere derart ehrlich sind, wie die seine, geben der veränderten Stimmung Folge, anstatt mit Überwindung und Überdruß lässig weiterzumachen. Jenen schädlichen Altruismus, der, was einem selbst zu fad geworden, noch um anderer willen erträgt, besaß er nicht. Die Kameraden, aus deren Mitte er, als der leistungsfähigste und an Einfällen reichste von allen, unter dem Namen des tollen oder wilden Bismarck weithin bei den Familien des pommerschen Landadels bekannt geworden war, empfanden, daß er sich unvorteilhaft verwanelte. Er ließ sich ganz Stöße von Büchern kommen, philosophische, theologische und besonders geschichtliche; er langweilte seine Besucher mit politischen Gesprächen, die er noch am ehesten für möglich hielt, dadurch kam nun auch zutage, daß er merkbar liberal und auf dem Wege sei, es noch mehr zu werden. Das heißt so zu werden, daß seine Anschauungswelt nun

Auerwürstl, 25 Mai
1893.

Für die fröhliche telegraphische Begrü-
ßung von der Hartburg danke ich der
Bücherverwaltung und den beteiligten Herren
Commissionsmitgliedern herzlich, zugleich für die Aner-
kennung, welche Sie mir darin für meine
Mitarbeit an der praktischen Herangehensweise
der idealen Ziele aussprechen, die Ihnen vor
70 Jahren diejenigen der Bücherverwaltung
waren.



Abb. 32. Brief des Fürsten an die deutsche Burschenschaft.
Original im Bibliothekszimmer der Burschenschaft Franconia zu Heidelberg.

so wenig mehr bei der der Gutsbefitzer, wie bei der der Bureaukratie unterzubringen war. Und, richtig befehen, überhaupt unter keinem Schlagwort.

Für uns aber ist hier der wichtige Moment gekommen, diese Bücherstudien eingehender zu besprechen und abermals weiter auszuholen, um darzulegen, was sie nicht bloß für ihn, sondern auch für sein großes Lebenswerk zu bedeuten hatten. Denn diese Studien, wie er sie sich auswählte, haben ihn abermals in vollen Gegensatz zu der Zeitrichtung, und zwar in den überlegenen Gegensatz gestellt.

Die allgemeine höhere Bildung seit etwa 1800 fußte wesentlich auf der großen deutschen Idealphilosophie. Ihr gehörte unbestritten die geistige Führung und Ordnung auf allen Gebieten, es waren noch in ihrem ursprünglichen und engeren Sinne Philosophica, welche neben den Fachkollegien die akademische Bildung gaben. In dieser Schule der großen Postulanten war aus der akademischen Jugend ganz folgerichtig das Geschlecht der politischen Idealisten und Konstrukteure und zugleich, bei allem Freiheitrufen, der Antiindividualisten erwachsen. Bismarck ist — nicht etwa, weil er als Korpsstudent überhaupt nur schwänzte, sondern weil er andere Vorlesungen vorzog und darin gegen die Zeitmode sich selber folgte — diesen geistesstolzen, weltbeherrschenden Anregungen und Strömungen einfach fern geblieben, in Göttingen, wie in Berlin. Nur von unfrohen Lektüreversuchen Hegelscher Schriften spricht er. Auf diese Weise hielt er sich, wie als Student gegenüber der politisch herrschenden Burschenschaft, so auch als Studierender unangekänfelt von der Zeitgedanken Stärke oder Blässe auf den ruhig-bestimmten Wegen seines eigenen Naturells. Die Individuen aber sind es in aller Geschichte gewesen und werden es bleiben, die die Massenbewegung zum Ziele leiten. Sie bezahlen ihr Voranschreiten mit der eigenen Opferung oder sie bilden die Zeitgedanken aus dem chaotischen Gären bei der Masse in die geschichtliche mögliche Form um, besiegen sie durch sich selbst.

Sein Naturell hat zeitlebens aus ruhiger Empirie und objektivem Dazuerfahren bestanden, er ist immer der Mann der eigenen Erfahrung, des steten Nachprüfens

Genf, Bismarck.

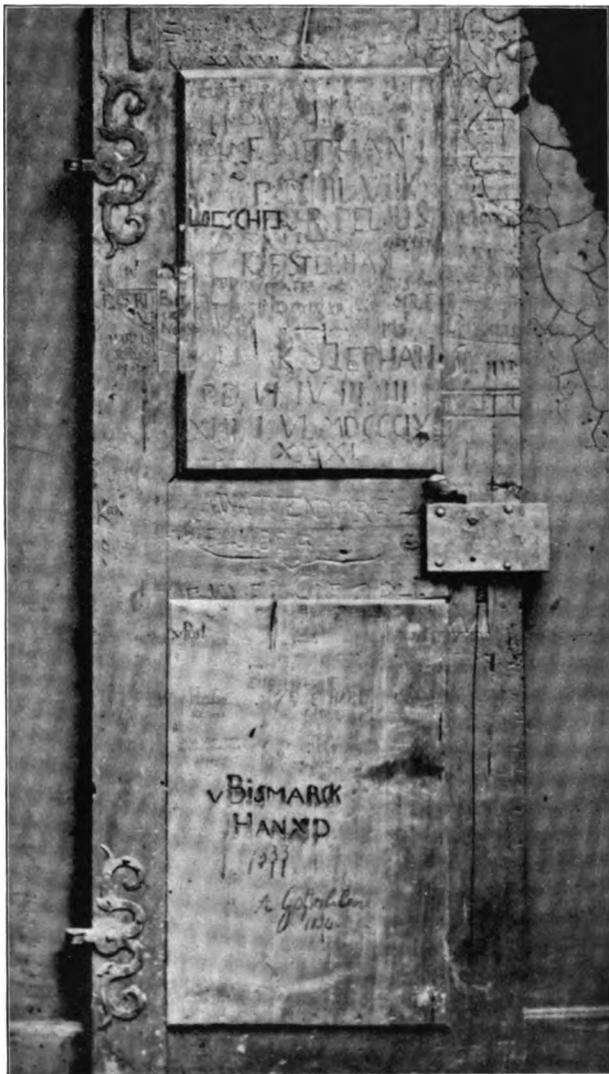


Abb. 33. Tür aus dem Göttinger Korper.



Abb. 34. Otto v. Bismarck im Jahre 1834.
Nach einer Zeichnung von Gustav v. Kessel.

geblieben. Bonus vir semper tiro, wozu sich auch Goethe bekannte, der das alte Wort ohne Zusatz zwischen seine Maximen und Reflexionen schrieb. Es gibt leider noch zu wenig Leute, die sich gleichzeitig um Goethe und um Bismarck ernsthaft kümmern; leichte Literatenüberhebung versuchte lange Zeit gegen Bismarcks ihr peinliche Größe den großen Nichtpolitiker von Weimar auszuspielen, mit dessen Namen überhaupt so viel verschämte Armut des Geistes sich drapiert; sie ahnt nichts davon, wie überraschend eng und häufig die Naturen dieser beiden großen Verschiedenen in ihrem geistigen und seelischen Grunde, man möchte auch sagen in ihren Methoden, sich begegnen und decken. Wie Goethe mit der ruhig überlegenen Befriedigung des unermüdblichen Einheimens, so hat sich Bismarck mit werbender Kraft allzeit denen gegenübergestellt, die sich der Erfahrung nicht zu erschließen, die nichts dazu zu erlernen vermögen, den „Unentwegten“. So lautet ja der zum Spott herabgesunene Lieblingsausdruck dieser Selbstgefälligkeit, die nicht zu unterscheiden vermochte zwischen löblicher Festigkeit männlichen Charakters in ihrem unzweifelhaften Recht und zwischen gefährlicher schlimmer Unbelehrbarkeit. »Es gibt eine Menge Leute, die haben ihr ganzes Leben hindurch nur einen einzigen Gedanken, und mit dem kommen sie nie in Widerspruch. Ich gehöre nicht zu denen; ich lerne vom Leben, ich lerne solange ich lebe, ich lerne noch heute« (1881).

Freilich des einzelnen Menschen Leben reicht nicht aus, um überall zum Praktiker der eigenen Erfahrung zu machen. Da tritt dann das Erlebte der übrigen Menschheit hinzu, die Geschichte, deren konkretester Wert es ist, das große Nachschlagebuch der angesammelten Erfahrung der Menschheit, das Lehrbuch der kodifizierten Praxis zu

sein. Daß im allgemeinen aus der Geschichte nicht viel gelernt wird, ist eine Sache für sich, eine Folge mangelhafter Selbsterziehung im betreffenden Fall. Man hört ja lieber auf die eigenen Wünsche als auf die berichtenden und warnenden Erfahrungen der Anderen; in der Politik heißen die selbstherrlichen Wünsche Doktrinen und Prinzipien, und die Lehren der Geschichte sind eben die lästigen Erfahrungen der Anderen. Bismarck ist seit jeher getragen gewesen von lebhaftem Interesse für Geschichte und tief ihn erfüllendem historischen Sinn. Freilich in der Weise, daß er, ehe er Geschichte machte, ein nutzbringender Schüler der Geschichte sein wollte und sich nie bei allem Dozieren aus der Geschichte, das er so prächtig verstand, ihren Schulen unterwarf. Er vermochte und brauchte sich unmöglich zu genügen in jenem zugeknöpften hochwissenschaftlichen Historikeridealismus, dem es — aus einer früher einmal notwendig gewordenen Gegenströmung gegen plumpe Zweckmethodik — schon wie Herabwürdigung erscheint, unter allen Kautelen der Objektivität zu helfen, daß aus der Geschichte überhaupt etwas entnommen und gelernt werden kann. Er las und trieb Geschichte mit dem lebhaftesten und unmittelbarsten Anteil seines Herzens und Denkens, er wollte möglichst viel daraus, wahr und genau, lernen, er war ein Pragmatiker der Geschichte von der energischsten Art.

Schon bei dem Gymnasialschüler treffen wir diese Vorliebe, dieses Bestreben. Sein Lehrer Bonnell hat gewiß Anteil daran, denn er gab seinem eigenen Sohne die Neigung zur Fachhistorie, worin sich der leider früh Verstorbene als Geschichtsschreiber der Anfänge des karolingischen Hauses einen guten Namen gemacht hat. Jedenfalls hatte Bismarck in jener Zeit keine liebere Lektüre, als das — einem Schüler doch nicht ohne weiteres zugängliche — *Theatrum Europaeum*, das bändereiche Foliowerk aus dem siebzehnten Jahrhundert, das mit Merianschen Kupfertafeln von Schlachtplänen, Kampfdarstellungen, Städteansichten, Belagerungen, Porträts illustriert ist und in seinem Text (ähnlich wie unsere neueren „Geschichtskalender“, nur viel zusammenhängender und lebendiger) die Ereignisse der jeweils jüngstvergangenen Gegenwart in der ebenso kraftvollen wie treuherzigen Sprache des Jahrhunderts erzählt. Eine ungemein anziehende



Abb. 35. Kniephof. Das alte Herrenhaus.

Nach einer Zeichnung von Bernhard v. Bismarck. Aus dem „Bismarck-Museum für das Deutsche Volk“, Werner-Verlag, G. m. b. H. in Berlin. (Zu Seite 31.)

Lektüre, in ihrer Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit viel fesselnder als irgendein nachträglich zusammenfassendes Geschichtsbuch, die aber bei einem Gymnasiasten, selbst wenn sie ihm empfohlen wurde, einen ungewöhnlich tüchtigen Geschmack verrät.

So kann es nicht mehr überraschen, den Studenten zu sehen, wie er seine Institutionen und Pandekten schwänzt, die private Hegelei leichten Herzens aufgibt, aber angezogen von Heerens Geschichtsvorlesungen diese, und zwar Semester für Semester, besucht. Man darf immerhin auch beachten, daß gerade aus dem frühesten Studien-genossen Bismarcks, Motley, ein lebhafter Geschichtsfreund und persönlich verdienter Geschichtsschreiber, der Autor einer History of the rise of the Dutch republik (der Generalstaaten) und der fortsetzenden History of the United Netherlands geworden ist. — Es lesen heutzutage gar wenige, selbst die Fachhistoriker nicht ganz ausgenommen, die alten vor-ranke'schen Geschichtsschreiber noch. Der ästhetische Genuß von Johannes von Müllers lapidaren 24 Büchern allgemeiner Geschichte liegt brach, Herder allerdings hat das Glück gehabt, zum Klassiker ernannt zu werden, und so liest hier und da ein wohlherzogener Literaturfreund seine immer noch anregende Philosophie der Geschichte der Menschheit; Heerens „Ideen“ haben kaum Leser, die Historiker schreiben das nötige „historiographische“ Material einer dem anderen nach, haben aber schwerlich Zeit, jene Ideen zu lesen, da tagtäglich viel zu viel neue „Untersuchungen“, „Forschungen“, „Beiträge“ erscheinen; und die frühesten Bismarckbiographien, die sonst nicht von Heeren gehört hatten, machten sich über den alten Professor eher lustig und nahmen schlankweg an, daß er gewiß sehr langweilig gewesen sei. Bismarck ist keineswegs aus Gutmütigkeit immer wieder zu

ihm ins Kolleg gegangen; so war er nicht. Während ihm von den Juristen zum Belegen die gewissen Auch-Professoren gut genug waren, von denen man sich die Bescheinigung ungewöhnlichen Fleißes durch den Korpsdiener abholen läßt, hat ihn mitten in diesen Frühsemestern, wo er Korpsgeschäfte und Mensuren in den Kopf zu nehmen hatte, der gedankenreiche und weitblickende alte Universalhistoriker lebhaft angezogen. Heeren hat als einer der ersten die Errungenschaft Winkelmanns und Heynes: die (zunächst antiken) Völker nicht als konstruierte Gliederpuppen aus philologischem Leder, sondern als Menschen mit Fleisch und Bein zu betrachten und deren eigenen Geschmack, ihr Denken, ihr Wirtschafts- und Werktag'sleben nachverstehend zu berücksichtigen, auf die Geschichte übertragen. Er hat als ein Novissimum „Ideen



Abb. 36. Oskar v. Arnim-Pröhlendorff und dessen Gemahlin Malwine, geb. v. Bismarck.

Photographie vom 1. Februar 1849.

über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt“ geschrieben, die jetzt zu den Inkunabeln moderner Geschichtsdarstellung gehören. Und Bismarck hat, wie Mejer, der Biograph seiner Göttinger Zeit, verdienstlicherweise festgestellt hat, „am meisten Freude und am meisten Nutzen“ von Heerens Vorlesungen gehabt, sogar mit einer gewissen Ausschließlichkeit. Ranke und Raumer nachher in Berlin scheint er nicht wahrgenommen zu haben; damals hieß es zum Examen arbeiten, und die Zeit der schönen Auswahl war vorbei.

Dann war es nach der Auskulturatorzeit der „wilde“ Bismarck auf Kniephof, der zur Historie zurückkehrte: die immerhin ungewöhnliche Erscheinung eines sich durch gute ernsthafte Bücher aus dem Tagewerk heraushebenden Agrariers oder „Junkers“, wie man damals noch sagte.

Bei seiner Art, die Geschichte mit Nutzen treiben zu wollen, interessierte ihn außer der deutschen besonders die englische. Das angelsächsisch-normannische England mit seiner jahrhundertalten Verfassungsentwicklung war von den größeren Nationen Europas die einzige, die den Anspruch erheben konnte, ein politisch-gebildetes, in konstitutioneller Selbsterziehung allmählich erwachsenes Volk genannt zu werden. Hier lag aus mehr denn einem halben Jahrtausend das reiche Material zur Belehrung vor. Übrigens hat gerade Bismarck stets vor falschen Nutzenwendungen, kritiklosen Übertragungen aus der Geschichte gewarnt. So hat er auch den Urhebern einer gelegentlichen Ehrenbezeugung aus England mit sicherer Unterscheidung geantwortet: daß Englands Geschichte und Einrichtungen für kontinentale Politiker zwar von jeher höchst interessanten Stoff zum Forschen und Denken abgegeben hätten, aber daß sein eigenes Werk im Dienste des Königs und Vaterlandes »entsprechend dem eigentümlichen Charakter der gesellschaftlichen Zustände und politischen Institutionen Deutschlands« gestaltet worden sei.



Abb. 37. Otto v. Bismarck und Gemahlin.
Aufnahme von 1849.

VI.

„Gott hat mir reichen Segen gegeben, daß mein Familienleben ein so sehr glückliches ist.“
(1893 zu den Hamburgern.)

Dies also sind die Studien, die ihm die vertiefende Weiterentwicklung seiner unbefangenen doktrinenlosen politischen Logik verschafft, die ihn zu dem befähigt haben, was der Politiker wie der Historiker soll: das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte



Abb. 88. Frau Malwine v. Arnim, geb. v. Bismard-Schönhäufen.

Gemälde von Rich. Lauchert aus dem Jahre 1864.

vom Verwerflichen unterscheiden. Sie haben ihm auch die sachliche Überlegenheit gegeben, durch die er während seiner Parlamentsjahre so verblüffen konnte, und durch die, unterstützt durch seinen schlagfertigen Witz, er ein Gegner in der Debatte ward, gegen den es nur impotente Enttäuschung, doch keine Widerlegung gab.

Im Jahre 1845 starb der Vater und folgte der vorausgegangenen Mutter nach, bald nach einer großen Elbüberschwemmung, die Schönhäufen verheerte und die schönen uralten Linden ums Herrenhaus entwurzelte. „Die Linden sind eingegangen,“ hatte der alte Rittmeister traurig zu dem Gutsverwalter gesagt, „nun werde ich auch bald eingehen.“ Am 22. November standen die Söhne an seinem Sterbelager.

Dies und der Umstand, daß man Otto v. Bismard zum Deich-

hauptmann auserwählte, Anfang 1846, war entscheidend dafür, daß er nach Schönhäufen zog und aus einem Pommer wieder ein Altmärker wurde. Die beiden bisher bewirtschafteten Güter verpachtete er bei erster Gelegenheit. Mit dem Deichhauptmann ging es ihm, wie später mit den großen Ämtern: es wurde an ihn gebracht. Und dann mußte er annehmen, seinem ganzen Wesen nach. Obwohl er auch später bei jedem neuen Anstieg gern die Frage bei sich aufwarf: wenn er das alles nun plötzlich von sich schütteln würde und wieder in freier Ruhe auf dem Lande säße? — so war das doch eben nur ein Spielen mit solchen Gedanken, das er sich wie zur Entschädigung gönnte. Wir können nicht wissen, ob ihm als Familienvater das Landleben allein genügt hätte, was es ihm als Junggesellen nicht wollte; aber das können wir sagen: daß seine Natur ihm nicht erlaubte, da zu versagen, wo andere auf ihn hofften und er nützen konnte. Wenn er wußte, er sei der rechte Mann für etwas und geeigneter als ein anderer, dann wollte er auch. Er tat dann, nach Art schamhafter Naturen, gleichgültiger oder profitlicher, als er war. So wollte er auch das Ehrenamt der Deichhauptmannstelle nur angenommen haben, »weil von ihr es vorzugsweise abhängt, ob wir gelegentlich wieder unter Wasser kommen oder nicht«.

Die Umwohner aber sahen, sie hatten richtig gewählt. Er kriegte sie zu manchem dran, was sie eigentlich nicht wollten, aber: recht hatte er. Was er anpakte, das trieb er nicht nebenbei; in Sturm und Wetter der Deichgefahr, da stand auf ihm, soweit durch Manneswerk gewehrt werden konnte, ihr sicheres Vertrauen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß der Bauer Pietsch darauf bestand, Bismarck, der sich in der Eile nicht sachmäßig bestiefelt hatte, durchs Wasser zu tragen: „Ihnen tragen wir alle mit Freuden.“

Nicht lange nach der Übersiedelung nach Schönhausen führte Bismarck eine junge Frau ins Haus: Johanna v. Puttkamer. Die Eltern wohnten in Reinfeld, von Kniephof ein gutes Stück weiter nach Pommern hinein, »dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben nächtlich heulen«. Der Unsicherheit, womit Bismarck bei den Eltern um ihre Hand warb, der Empfindung, ihnen, den ganz Gläubigen und ganz Frommen, vor allen Dingen über sein Verhältnis zu Gott ein offenes und rückhaltlos treu gezeichnetes Bild geben zu müssen, verdanken wir eines der wichtigsten Selbstbekenntnisse zu seiner Entwicklung, das sich durch anderweitige Briefe und Zeugnisse noch ergänzt.

Aus dem Elternhause hatte er ein ganz festes, aprioristisches Christentum nicht mitbekommen. Das richtige kirchenfromme adlige norddeutsche Gutshaus lernte er erst später in Pommern kennen,

hier sogar in jenen pietistisch-sektiererischen Richtungen, die der Kirche und dem pastoralen Seelsorger schon wieder nach der andern Seite hin entwachsen. Im Elternhause gewährte die Mutter einem durch Rationalismus und Aufklärung schwachhafter gemachten Christentum Zutritt zu sich, das sich recht wohl mit dem Interesse gebildeter Vielseitigkeit für vielbesprochene, auf dem Wege zwischen Naturwissenschaft und Mystik liegende Zeiterscheinungen, die Propaganda der Swedenborgianer, den Mesmerismus zc. vertrug. Der Knabe hatte von hier nichts mitzunehmen; der Religionsunterricht in Berlin blieb ihm lediglich ein Schulpensum; daß Schleiermacher ihn bei der Konfirmation einsegnete, ist nichts als ein nachträglich denkwürdiger Zufall. Der

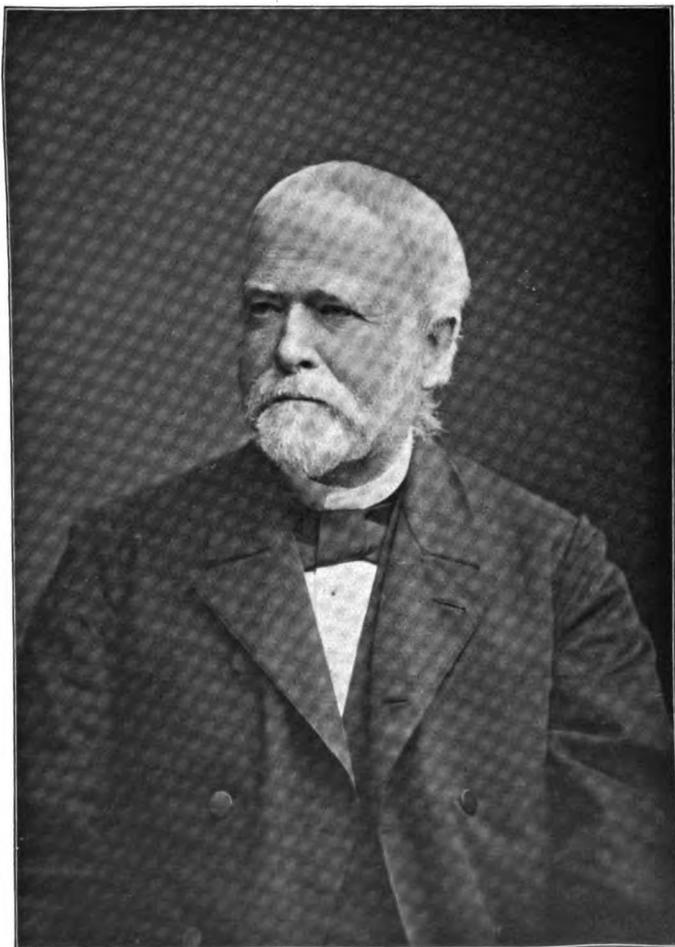


Abb. 39. Des Fürsten Bruder Bernhard v. Bismarck-Kuß.



Abb. 40. v. Bismarck-Schönhausen, ritterschaftlicher Abgeordneter der Provinz Sachsen im Jahre 1847.
Gezeichnet von Bürde. Lithographie von Ritterag.

später zurückblickende Bismarck spricht von Deismus, Pantheismus, es sind schließlich die Ausdrücke, die er für einen rechten Prozentsatz Gleichgültigkeit findet.

Aber in der geistigen Einsamkeit und Unausgefülltheit von Kniephof vermag er so nicht länger zu bestehen. Die Fragen über Ursprung und Ziel der Dinge, Gott und Unsterblichkeit, Wert oder Wichtigkeit der endlichen Welt und des kleinen menschlichen Tuns gären und ringen in ihm. Gerade seit jener faustischen Zeit, nachdem er die Zerstreungen, das versuchte Ersticken der Sehnsucht und der Gedanken weit von sich getan hat und stetiger im Ernst geworden ist. Er will den christlichen Dingen auf den Grund gehen, zunächst in der ihm unwillkürlich näherstehenden Richtung, liest also David Strauß, Feuerbach, den Evangelienkritiker Bruno Bauer. Aber Zustimmung, Befriedigung findet er nicht; wie immer bei ihm richtet sich des scharfen und tiefgründigen Logikers Widersprechen empor; aus eigenwüchsig entstehender Metaphysik wird er zum Kritiker der Kritik. Und dabei rückt der alte Gott ihm näher als seine Sektoren, er wird ihm ein Anwalt wider diese; aus einem selbständig und lebhaft gefundenen Ignorabimus der letzten Dinge erwächst ihm zwar noch kein positiver Glaube, wohl aber die denkmethodische Möglichkeit, die Brücke zum Glauben hinüberzugehen.

Mit einem Gefährten aus der Schulzeit, jetzigen Gutsnachbarn in Pommern, dem er sich etwa 1842 wieder angeschlossen und der ihm dort der erste wirkliche Freund ward, Moritz v. Blandenburg auf Gardemin, erörterte er seine Fragen und Zweifel. Aber, wie er in dem Werbebrief an Herrn v. Puttkammer schreibt, »der warme Eifer seiner (Blandenburgs) Liebe suchte vergeblich mir durch Überredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben«. Moritz Blandenburg, der mit einer Tochter des Herrn v. Thadden auf Trieglaff verlobt war, führte auch Otto v. Bismarck in den eifrigen Konventikelchristentumskreis von Trieglaff ein. Und Bismarck, obwohl sein akutes Naturell es sich auch ferner nicht versagt, gelegentlich etwas ironisch an »Gebet mit Ananiaswortes-

zu streifen oder von christlichem Klima zu sprechen, erkennt doch mit verehrendem Dank, hier unter sehr viel wertvollere Menschen, verglichen mit der ersten pommer-schen Zeit, gekommen zu sein. Er empfindet, dabei immer die eigene geistige Un-abhängigkeit während, die Zufriedenheit und den seelischen Frieden, die in jenen wohnen, und für sich selber ein Wohlsein, das ihm fremd gewesen war, das er entbehrt, durch Andere nicht gehabt hatte, eine seelische Heimat im familienhaft herzlichen Verkehr mit ihnen. Er liest jetzt gern und konsequent in der Bibel, aus eigenem Trieb und mit vorsätzlicher Gefangenhaltung seiner Kritik.

Und was nun zu sagen ist, haben wir allein durch ihn zu wissen und durch seine Worte zu wiederholen. Wie bei Luther jener weltgeschichtliche Blitzstrahl, der „Schreden vom Himmel“, so ward auch bei dieser jüngeren, dem deutschen Reformator so vielfach verwandten Grübler- und Selbstpersönlichkeit ein äußeres Ereignis wie zum Himmels-zeichen. Das war die Typhuserkrankung der Frau des besten Freundes, Marie von Blandenburg, nachdem schon deren Bruder und Mutter der schmer getroffenen Familie durch die Krankheit entrisen waren. »Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.«

Im Thaddenschen Kreise hatte er die geistesverwandte v. Puttkammer'sche Familie kennen gelernt; die Tochter, wenn nicht früher, im Oktober 1844 bei Moritz v. Blandenburgs Hochzeit, und sie seitdem wiederholt in Cardemin gesehen. Sein erster Aufenthalt von Schönhausen aus in Pommern, im Frühjahr 1846, ist vielleicht schon mit verursacht durch diese Bekanntschaft; man veranstaltete einen Ausflug des dortigen Freundes-kreises in den Harz, woran Bismarck und Fräulein v. Puttkammer teilnahmen, ein paar Monate vor dem Tode der Cardeminer Freundin. Und etliche Zeit nach diesem Ereignis, wieder von Schönhausen aus in Pommern weilend, offenbart sich Bismarck, von seinem religiösen und seinem Herzenserleben tief und doch schon wie mit Ruhe erfüllt, dem geliebten Mädchen, das sich ihm zusagt. Mit dem anwesenden Vater spricht er nicht, um ausführlicher gehört zu werden und alles, worauf es ankommt, ruhig



Abb. 41. Das ehemalige Büllersche Wirtshaus in Rathenow, Schauplatz der Wahlversammlungen im Jahre 1849.

Nach einer Photographie von H. Benzke in Rathenow. (Zu Seite 58.)

darlegen zu können. So schreibt er aus dem Hotel de Prusse zu Stettin, auf der Rückreise nach Schönhausen in der zweiten Dezemberhälfte von 1846, das große schlichte Bekenntnis seines Werbebriefes.

Die Antwort schloß die Gewährung noch nicht ein, wohl aber die Erlaubnis, nach Reinfeld zu kommen. Sie wünschte mit bildlich verständlichem Ausdruck von Bismarck eine noch etwas bestimmtere Erklärung über die Gewißheit seines Glaubens zu hören: das wies er sogleich in dem Briefe, der seine Reise disposition mitteilte, würdig und ehrerbietig zurück. Was er sagen konnte, hatte er gesagt, und davon sollte sein Glück abhängen. Am 12. Januar 1847 traf er in Reinfeld ein und am selben Tage ward Johanna seine Verlobte.

Etwa einen Monat, nachdem dieser Herzensbund geschlossen war, erstattete Bismarck sich einmal resumierende Rechenschaft, in der Form, wie er das oft machte: indem er der Schwester schrieb. »Es ist doch sehr angenehm, verlobt zu sein. Ich sehe seitdem mit ganz anderen Augen in die Welt, langweile mich nicht mehr und habe wieder Lust und Mut zu leben.« Ein halbes Jahr später, am 28. Juli 1847, war die Hochzeit, die Trauung in der Kirche von Alt-Folzglow in Pommern.

Und bis sie in den grauen Novembertagen von 1894 von ihm ging, ist seine Frau sein Liebstes und Bestes auf der Welt geblieben. Alles andere — nach ihr. Sie glättete ihm die Stirn, sie leitete ihn aus Menschenverachtung und Überdruß, womit er oft heimkam, wieder sanft hinüber in die still beglückte Welt ihrer Häuslichkeit, über deren Schwelle die Politik nicht kommen durfte. Hier ward dem Genie die Ehe zur Wohltat, ward sie in jeder Hinsicht schönste Ergänzung und Krönung. Im Juli 1872 schrieb ihm Kaiser Wilhelm: »Daß Ihnen beiden unter so vielen Glücksgütern, welche die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebete zum Himmel steigen. Unsere Dankgebete gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde

zur Seite stellte und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, welche weit über Denken und Verstehen geht. Aber auch dafür werden Sie Ihre Dankgefühle nach oben senden, daß Gott Sie begnadete, so Hohes zu leisten. Und nach all Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, das erhält Sie in Ihrem schweren Berufe.« Als nach 1890 das Repertoire der ständigen Zeitungsbredensarten sich um den „Einsiedler von Friedrichsruh“ vermehrte, da wehrte Bismarck das unliebe Wort geistlich ab: er sei gar kein Einsiedler, sondern ein Zweisiedler. Ihm war es eine Unzartheit gegen sie, die ihn einst der wirklichen Einsamkeit entrißen. — Im Jahre 1871 kommt er einmal in einem Briefe an seinen Bruder Bernhard auf das Sterben zu sprechen. Es war unmittelbar nach den größten sichtbaren Erfolgen seiner Politik, nach den großen persönlichen Auszeichnungen, die ihm sein dankbarer Kaiser hatte angedeihen lassen. Bismarck läßt sich länger darüber aus, wie mit den älteren Jahren, entsprechend allen Abwärtsbewegungen, die Zeit immer beschleunigter davonrolle, der Jahreslauf immer



Abb. 42. General v. Wrangel.

Nach dem Leben gezeichnet von F. Diez im Jahre 1848.

(Su Seite 58.)



Abb. 43. Aug. von der Heydt,
Abgeordneter, 1848 preuß. Handelsminister, 1862 und 1866—1869 Finanzminister.
Lithographie von Fr. Jenßen nach einem Gemälde von Prof. Krüger. (S. Seite 50.)

kürzer erscheine, »ich kann nicht sagen, daß mir diese schnelle Förderung angenehm wäre, denn so deutlich ich mir auch gegenwärtig halte, daß jeder Tag der letzte sein kann, so gelingt es mir doch nicht, den Gedanken lieb zu gewinnen. Ich lebe gern. Es sind nicht die äußeren Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir erschrecklich schwer fallen. Du sprachst in Deinem letzten Briefe, den ich in Berlin erhielt, von dem Erdenglück, welches mir so reichlich zuteil geworden. Es ist das besonders in meiner amtlichen Stellung der Fall; ich habe Glück gehabt in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Es ist das für das Land sehr viel besser, als einen Minister zu haben, dem es umgekehrt geht. Womit mich aber Gott am meisten gesegnet hat und ich am eifrigsten um die Fortdauer des Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihen der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind andere Sorgen leicht und alle Klagen frivol.«

So komme, was da kommen mag!
Solang' du lebst, ist es Tag.
Und geht es in die Welt hinaus,

Wo du mir bist, bin ich zu Haus.
Ich sehe dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Das Stormsche Wort galt auch für diesen riesenstarken Mann und seine gute liebe Frau.

Er, der so unererschöpflich fortwährend zu geben und auszuteilen hatte, blieb ihr gegenüber der doch auch Empfangende. Mit ihr, der Braut, erörtert er seine Seelensimmungen ins einzelste weiter, gründlich, mit Hingabe und so offen, daß eben auch eine Anwandlung zum einzelnen scherzhaften Ausdruck nicht unterdrückt wird; auf ihr Wort lauscht er und mit der ruhigen, klaren Zubericht ihres Glaubens und religiösen Denkens ist sie sein stützender Stab. Im Bunde mit ihr und aus dem Austausch der Erörterung gewinnt und befestigt er als fortan unberrückbares Gut seinen einfachen christlichen Glauben, seine ruhige Verehrung des Unerforschlichen, sein zwar auch jetzt dogmenfreies, aber felsensfestes Gottvertrauen. Es mag Leute geben, denen er darum weniger groß und frei erscheint. Jedenfalls hat ihm diese seine Gotteszubericht und Gottesfurcht das gegeben, daß er sonst nichts gefürchtet hat in der Welt, und ohne diese transzendente Zuflucht hätte selbst ein Riesenmensch wie er verzagen müssen in seiner politischen Isolierung und vor der überschweren Gewalt seines Werkes.

Name ist Schall und Rauch. Er konnte nun wieder als Gott den Ursprung aller Dinge und Begriffe benennen, den zu kennen und zu bezeichnen sein metaphysisches Bedürfnis unabweisbar forderte. Ihm hatte nie die Begründung des Existierenden durch das nur Konventionelle genügen können, er wollte, mußte tiefer begründeter Werte sicher sein. Darum durfte vor seiner Logik selbst das Pflichtgefühl, der mächtige kategorische Imperativ, der ihn regierte, nicht etwa ein Ding an sich sein sollen, sondern mußte sich ebenfalls über Ausgang und Berechtigung ausweisen. »Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Orden und Titel reizen mich nicht« (1870).

Aber auch ganz abgesehen von dem weltgeschichtlichen Kampfe, den er zu führen gehabt hat, worin sein treuer Gott hinter ihm stand und ihm die Muskeln und das Rückgrat stärkte, er hätte auch als Mensch mit sich allein nicht wieder entbehren mögen, was er in den Jahren seines jungen Glücks durch das religiöse Sichverstehen mit der Gattin immer sicherer gewann. Man wird nicht falsch verstehen. Mit Frömmerei und englischer Sonntagsheuchelei hat er nie zu tun haben können; auch bei ihm sollte der Bauer in Regengefahr Sonntags Heu machen dürfen. Sein Christentum hatte tieferen Grund und war als Ausfluß eines seelischen Bedürfnisses keine Sache der Form. »Christentum, nicht Konfession, wie die Hosprediger.« Er ließ auch niemanden entgelten, wenn er ihn ungläubig wußte.

Nur selber hätte er nicht dazu gehören mögen und machte kein Hehl daraus. »Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langerweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe.« Ist dieser Standpunkt so ganz verschieden von dem Ringen der besten unserer Denker, unserer Dichter nach etwas, das hinauszutragen vermag über die irdische Unzulänglichkeit? Tut doch in aller Welt- und Menschheitsgeschichte nur immer in neuen Namen der alte Gott sich kund. Nein wahrlich, dieser große Mann, der weit abgeschweift war von der durch keine Gedanken gefährdeten Herde und der aus der Wechselfolge der Kritik sich seinen Weg zurückjuchte zu seinem Gott, er hat die Stimmen vernommen, die über des Lebens Tiefen sind. —

Uns aber ist noch ein wundervolles Geschenk geworden aus seiner Ehe, das sind die im Jahre 1900 durch Fürst Herbert Bismarck veröffentlichten Briefe seines Vaters an die Braut und Gattin. Eine Überraschung insofern, als man nach den Briefen an die Schwester kaum noch ein zweites Mal ein derartiges und zwar gesteigertes Maß mit liebevollem Zeitaufwand geschriebener und soviel vertiefter brieflicher Aussprache erwartete. Mit anziehenden Bräutigamsbriefen beginnend, die noch mit Absicht amüsant sein und Eindruck machen wollen, voll vorbereitet anschaulicher Erzählung und witziger Pointen: sammlerisch alles Interessante und Schöne, was sich aufstößern läßt, für die Geliebte vereinigend, mit sorgfältiger Abschrift von Gedichten, mit feinen Aphorismen und Zitaten aus allen möglichen Sprachen; das Vaterunser im Wortlaut des Italienischen



Abb. 44. König Friedrich Wilhelm IV. (Su Seite 48.)

mengt er ein und ist gespannt, ob sie's wohl erraten wird. Immer wieder staunt man, was alles dieser Mann unablässig an sich heranzieht, was er so nebenher treibt und beherrscht. Und liest dazwischen respektvoll die tiefsten Einblicke in ihn selber und in die immer schönere, engere Verkettung der beiden. Durch all die Jahre hindurch ändert sich daran nur die Fassung zu sprechen, welche leichter, unmittelbarer, momentaner wird, als in den frühen Briefen des Verlobten. Aber unverändert bis ans Ende bleibt die Lust und Liebe im Schreiben an sie, behält den gleichen sprudelnden Humor und die gleiche aufmerksame, liebevolle Bestrebtheit. Vor allem das Bedürfnis, immer alles und jedes auszutauschen mit ihr, sie alles wissen und möglichst anschaulich aus der Ferne sehen zu lassen, das ganze Milieu um ihn her ihr vertraut zu halten, so daß auch in seinen Strohwitwerzeiten er ganz mit ihr zusammen ist und davon immer wieder weitererzählen kann. Dabei immer so, daß sie's möglichst genau und

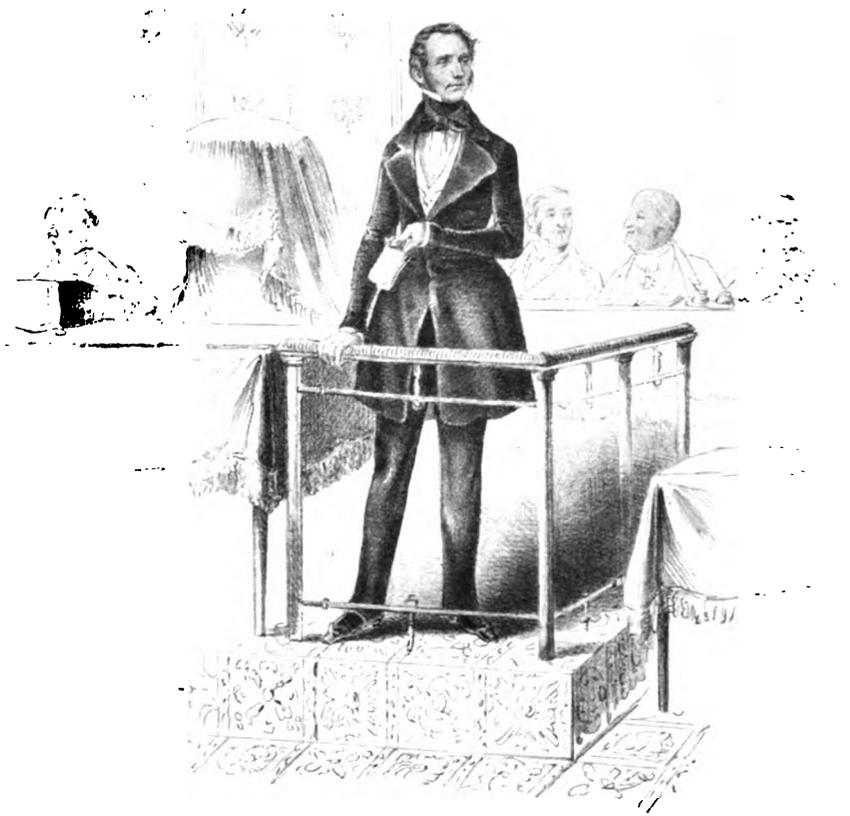


Abb. 46. Herrm. v. Bederath, 1847, 1849—1851 preussischer Landtags-Abgeordneter.
Nach einer Lithographie von Böhmcr, Verlag von L. Weyl & Co. in Berlin. (Zu Seite 50.)

richtig sieht, mit einer Erläuterungs- und Hinz Zeichnungsgabe ohnegleichen. So, wenn er — der Leser wird aus dem vertrauten Buche die Wiederholung dieses ungemein typischen Beispiels dulden, das soviel andere erweckt — seine Fahrt durch die gasconischen Grandes Landes (1862) zunächst einmal mit Heidevergleichen aus Pommern und Rußland grundiert; »wenn ich aber mit der Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige Seepinie, und die anscheinende Mischung von Wacholder, Heidelbeeren und dergleichen, welche den Boden deckt, löst sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrten- und zypressenähnlichen Blättern auf. Die Pracht, in der das Heidekraut hier seine violett-purpurnen Blüten entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart wie Brim mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adur, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses h-moll der Heide, welches mir in seiner weiche ren Idealisierung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Von St. Vincent sieht man zuerst, über Heide und Kiefern hinweg, die blauen Umrisse der Pyrenäen, eine Art riesiger Taunus, aber doch kühner und zackiger in den Umrissen.« Der Taunus war wieder das einzige Gebirge, mit dessen Silhouette die Frau v. Bismarck, von Frankfurt her, vertrauter war. Oder in anderen Briefen zwischen aller Berliner Politik das stimmungsfine Erzählen vom Grünwerden und den Nachtigallen im Tiergarten . . . So ist das Ganze für uns, die wir es nun haben dürfen, weit mehr noch, als bloß das, was ein großer Mensch der geliebtesten Gattin in unverfälschter Zärtlichkeit und Vertrautheit geschrieben hat: ist zugleich die große hoheitsvolle Quelle des täglichen Mittelebensdürfnisses mit der Gesamtheit seiner

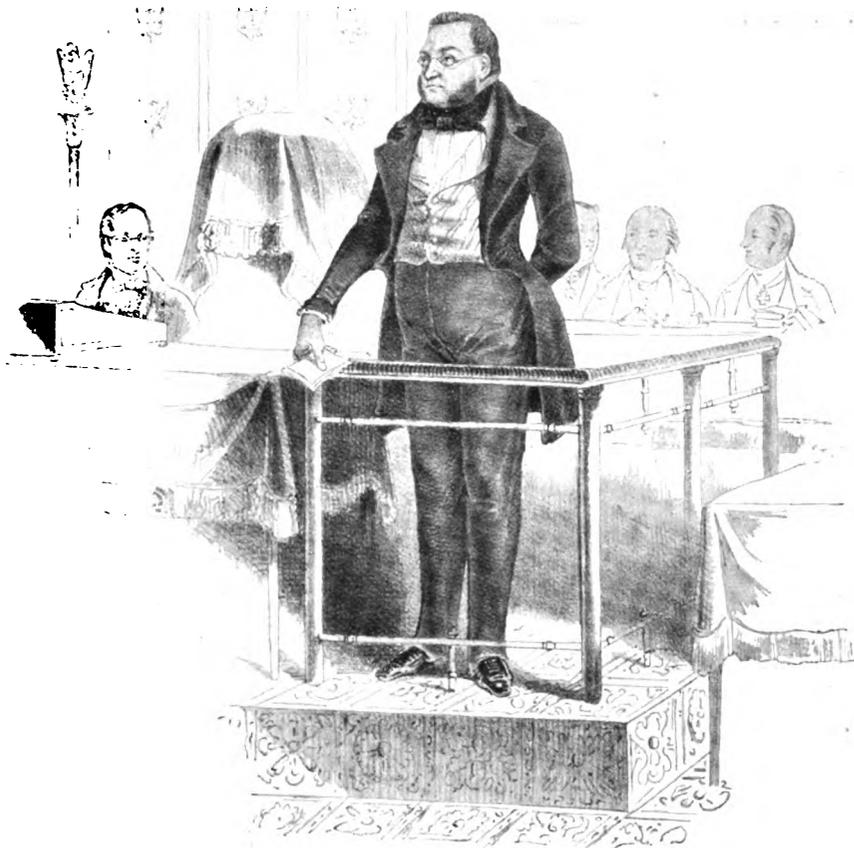


Abb. 46. Freiherr Georg Vinde als preussischer Landtags-Abgeordneter.
Nach einer Lithographie von Böhmer, Verlag von L. Weyl & Co. in Berlin. (Zu Seite 50.)

Individualität, mit dem ganzen Reichtum des Großen und Kleinen, was durch seine hellen Augen und seine von keiner Künstelei und Fehlerei wissende, jegliches stark aufnehmende, klar durch sich hindurchspiegelnde und in allem weit sich aufstehende Seele zieht.

VII.

Barbarus hic ego sum,
quia non intelligor ulli.
Ovid, Tristia.

So also war er beschaffen, als er nun mit eintrat in das politische Treiben: klare, ungebrogene, nicht durch Theorien abgelenkte Individualität; außer durch Nachdenken vornehmlich an der Geschichte gebildet, sicheren Rückhalts sich bewußt an menschlichem Glück und zuversichtlichem Gottvertrauen. Auch die Beteiligung an der Politik ist an ihn gebracht worden, er erfüllte hier wiederum eine Pflicht. Und wo er überhaupt berufen war, da konnte er nicht mit schwächlich hineingeschlucktem Widerspruch zusehen — der hätte ihn krank gemacht —, da mußte er voran, da hieß es ganze Arbeit machen. An den Herrn von Schönhausen kam die Pflicht, am sächsischen Provinziallandtage teilzunehmen. Und von dort aus ward er durch die schnell voraneilenden ge-

schichtlichen Vorgänge in rascher Folge immer weitergetragen. Aus der persönlichen Pflicht, auch im parlamentarischen Leben als Reichshauptmann zu stehen und seinen Leib, seine Kraft entgegenzustemmen gegen die mit Schlamm und Schutt unklar wirbelnde Flut, ist er zu den Werken und Ämtern emporgewachsen, die so wie er zu verstehen aller zulässigen Vermutung nach kein Zweiter in stande gewesen wäre.

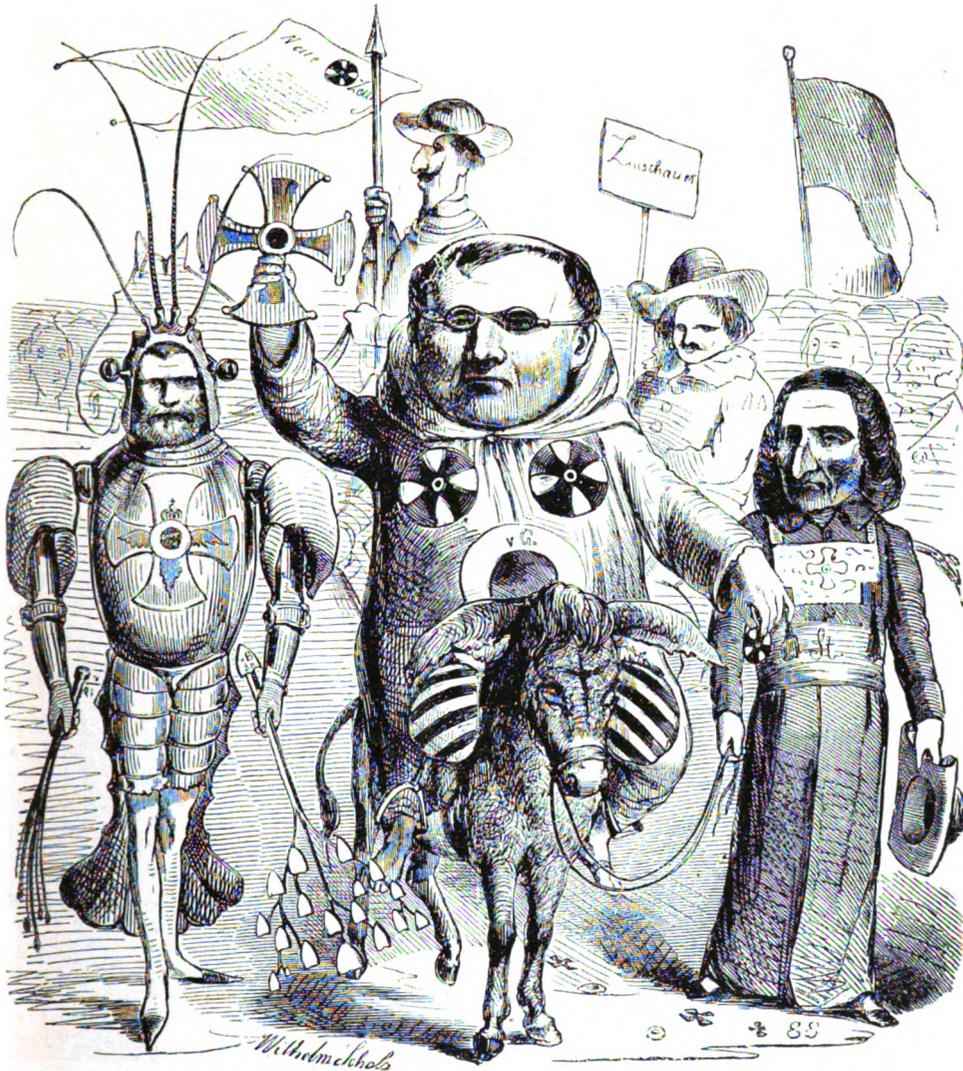
Die 1815 geschehene Ankündigung einer preussischen Verfassung hatte dahin gelautet, es werde eine allgemeine Landesrepräsentation geschaffen werden, hervorgegangen durch Wahl aus den Provinzialständen; eine Charte nach englisch-französischem Muster, eine schriftliche Verfassungsurkunde war zugesagt. An die Terminlosigkeit dieser Verheißungen hielt sich die formelle Ausrede, als es bald nach dem Wiener Kongreß Metternich gelang, die Mehrzahl der Regierungen und Dynastien vor dem Jakobinertum ihrer Bürger bange zu machen und sie mit tiefem Abscheu vor demselben liberal-konstitutionellen Ideen zu erfüllen, mit denen die Fürsten selbst, Kaiser Alexander I. von Rußland voran, zur Zeit der Befreiungskriege und des Kongresses sich teils voll ehrlichen Pflichtgefühls, teils voll Wohlgefälligkeit befaßt hatten. Nunmehr bereute auch Preußen seine übereilten Zusagen, Hardenbergs Verfassungsplan blieb abgetan, er selber starb in veränderten Meinungen. Mit den Ostmächten stand Preußen jeder Regung zugunsten der liberalen und somit auch der untrennbar mit diesen verquickten national-deutscheinheitlichen Strömungen entgegen. Nur die Provinziallandtage richtete man 1823 ein: ein Nebeneinander partikularer, altständischer Vereinigungen, Körper provinzieller Selbstverwaltung anstatt Parlamente, mit geringen, unmaßgeblich beratenden Kompetenzen und in allem unfähig und behindert, irgendwelches politische Leben zu entfalten.

Dann erfolgte jedoch 24 Jahre später, am Anfang des Jahres 1847, durch den guten Willen Friedrich Wilhelms IV., die alte Zusage einzulösen, die Berufung des Vereinigten Landtages der Monarchie, und am 11. April dessen Eröffnung. War übrigens dieser Vereinigte Landtag in noch harmloserem Sinne, als man 1815 vorgehabt hatte, eine bloße Zusammenaddition von Provinzialabordnungen, so war er infolge der ehrwürdig-antiquierten Äußerlichkeiten, die des Königs historische Romantik in die Organisation hineinrug, sogar ein fast grotesk anmutendes Gegenteil von allem geworden, was die damalige öffentliche Meinung — radikalere als heute und von lauter ausländischen Vorstellungen geplagt — unter einem modernen Parlament verstand. Außerdem verweigerte es der König, seine Zugeständnisse durch eine Verfassung festzulegen und zu gewährleisten. Kein Blatt Papier sollte sich zwischen ihn und sein Volk drängen. Trotz alledem, das enge provinzielle Gehege war einmal gebrochen. Ungeachtet aller gotischen Schnörkel hatte auch in Preußen das aufgestaute politische Wollen und Wünschen jetzt die Form gefunden, die der König weiterbilden wollte und die nun, wie vorauszusehen war, sich ganz von selber durch die Praxis behnen und modeln mußte. Freilich das sagte man sich damals nicht, sondern man kam nicht darüber hinweg, daß die geschriebene Verfassung und eine Gewächrschaft, wann und wie oft der Landtag wieder berufen werde, fehlten. Und dies nun ist die berühmte „Rechtsfrage“, um welche sich alsbald lauter Streit erhob und die meisten Reden drehten.

Bismarck hatte anfänglich nicht gedacht, daß er bei dem bevorstehenden großen Landtage in Berlin, von dem in den landadeligen Familien so viel gesprochen wurde, dabei sein werde. Es hätte den Lebhaften schon sehr gereizt; da aber keine direkte Aussicht war, beruhigte er sich rasch nach seiner Art, auch das Gegenteil gut zu finden und hinterher ganz ehrlich zu meinen, daß es ihm sogar lieber sei. »An und für sich würde ich der Farce sehr gern beiwohnen; unter jetzigen Umständen ist es mir aber lieber, daß ich nicht brauche und dafür in Meinfeld [bei der Braut] sein kann.« Wie nun aber der erkorene Abgeordnete für Ferichow, v. Brauchitsch, erkrankte, hatte er dessen Platz als bestellter Vertreter einzunehmen.

Er kam und sah sich die Dinge ruhig an. Über die Rechtsfrage vermochte er sich nicht zu ereifern. Das mußte sich ja alles von selber machen. Aber schon dadurch war er von vornherein in Gegensatz zu der prinzipienstarken Mehrheit geraten, deren Mitglieder übrigens an sich keineswegs liberale Stürmer, sondern solide Gutbesitzer,

Der neue Peter von Amiens und die Kreuzfahrer.



Es hält Sankt Stahl des Esels' Zaum, Sankt Gerlach führt die Truppen,
 Zur Seite steht Herr Bismarck treu, der Erzschild, in Panzer und Schuppen.
 Und die sich als Lanzknechte mit ihren Mähren quetschen,
 Das ist Herr Wagner-Don Quijote mit Sancho Panza-Gödschen.

Abb. 47. Karikatur von 1849.
 (Mit Wagner ist Herm. Wagener, 1848—1854 Leiter der Kreuzzeitung, gemeint,
 mit Gödschen Herm. Goebche, konserv. Schriftsteller.)
 Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.

meist von Adel, und kommunalbewährte Männer von angesehenster bürgerlicher Stellung waren; die erwähnenswertesten darunter sind etwa Graf v. Schwerin, Alfred v. Auerswald, Freiherr Georg Vinde, Herm. v. Bederath, Hansemann, Mevissen, Ludwig Camphausen und v. d. Heydt.

Wir hatten Bismarck, soweit man ihn überhaupt mit Parteinamen zusammenmengen darf, ursprünglich eher liberal gefunden. Als Gutsbesitzer in Pommern hatte er allerlei Kleinrieg mit der Bureaukratie weitergeführt und sich wohl einmal den belustigten Scherz gemacht, als momentan stellvertretender Landrat v. Bismarck eine wunderbare Verhandlung mit dem Gutsbesitzer v. Bismarck zu den Akten zu protokollieren. Aus den Parteien und politischen Schlagworten war er schon damals deutlich heraus. Er war vor allen Dingen geistig unabhängig, nach jeder Seite hin. So — nämlich in seiner individuellen Selbstherrlichkeit und als zunächst noch gar nicht autoritär — verstanden ihn auch die pommerschen Bauern um Kniephof, wobei der Ausdruck dieses Verständnisses freilich höchst naiv und wunderbar war. Es ging bei ihnen ein Gerede, in einer Gastwirtschaft, wo auch Bismarck anwesend war, sei gegen den König räsonniert worden; dieser hätte unerkannt dagegessen und plötzlich den Mantel über dem Stern auf der Brust auseinander geschlagen; da seien die anderen sehr erschrocken, Bismarck aber hätte sich nicht daran gekehrt und weitergesprachen. Deshalb dürfe er sich zur Strafe nicht rasieren. Er trug nämlich damals einen Vollbart, was auch eine Emanzipation von Mode und höfischer Korrektheit war.



Abb. 48. Frankfurter Taler vom Jahre 1849.
Nach einem Exemplar im Königl. Münzkabinett zu Berlin.

Bismarck hat in seinem ganzen Leben den Notwendigkeiten des Regierens doch stets eine Art persönlichen Vorbehalt entgegengesetzt und in der Staatsgewalt über den freien Mann ein notwendiges Übel gesehen. Dementsprechend hat er — ähnlich wie Tacitus: in pessima civitate plurimae leges — die

Gesetze auch nur als die »Arzneien« gelten lassen wollen, deren Anwendung »immer noch besser als die Krankheit selber« sei, aber nicht an sich erwünscht; er hat bisweilen bedächtig den allzu großen Gesetz- und Verordnungs-eifer seiner Mitarbeiter niedergehalten.

Er kam durchaus nicht als Mann der Regierung in den Landtag und hätte keine Veranlassung dazu in sich gefunden. Er war ein schlechtweg königstreuer Preuße und Edelmann; als solcher und als selbstidentende, gegen das Beamtentum kritische Persönlichkeit war er auch gut landständisch gesinnt und vor allem nicht für Beamtenabsolutismus eingenommen. Antiliberal aber wurde er sehr bald, — durch die übrigen dazu gemacht. Jetzt traten ihm die landläufigen Doktrinen: der durch die staatsphilosophischen Systeme begünstigte Prinzipienkultus und das konstitutionell-westeuropäische Zeitdenken in nächster realer Nähe entgegen, ihm, der als eine seltene Ausnahme unter den Gebildeten nicht mit Erfolg in die gleiche Schule gegangen war. Aber sie waren ihm nicht fremd, er kannte sie, wußte woher sie kamen; sein Selberdenken, seine Kritik lehnten sich heftig auf gegen die »importierte Phrasenschablone«. Umgekehrt erregte er den Born der übrigen durch seinen Prinzipienmangel, seine Gleichgültigkeit in der Rechtsfrage und durch einzelne den gesamten öffentlichen Anschauungen kühn ins Gesicht schlagende Meinungen.

Der 17. Mai 1847 war — nach einem kurzen, am 15. Mai gemachten Vorbehalt — der Tag, wo er mit einer ersten richtigen Rede ins Vordertreffen sprang. »Die Sache ergreift mich viel mehr, als ich dachte« (Brief an die Braut). Schon damals war seine Weise beim Sprechen so, wie sie geblieben ist: gedungen, wuchtig.

General-
v. Werlich.

Dito v. Branden-
burg.



2. Gampbaufen.
v. Kurgwaib.
Rubro.
v. Werlich.
Stabl.

Graf Schperlin.
v. Kleit-Kepon.
Simon.
Blömar.

1866. 49. Friedrich Wilhelm IV. leistet am 6. Februar 1850 den Schwur auf die preussische Verfassung.
Nach einer Zeichnung von Paul Wirtbe lithographirt von G. W. Gennertich.

mitunter stotternd. Gesten fehlten ihm ebenso sehr wie Pathos, dagegen war ihm eine einfache, von oben nach unten drückende, die Gedanken den Hörern sozusagen einrammende Bewegung des rechten Armes früh zu eigen. Er wurde geschildert als hohe Gestalt von mächtigem Bau, das dicke Haar kurz geschnitten, das gesund gerötete Antlitz von einem starken blonden Vollbart eingerahmt, die Hauptsache darin die blanken grauen Augen. Der Ton der Stimme hatte etwas Scharfes, Schneidendes, was seinem Auftreten im Verein mit den bitterbösen Sarkasmen, durch die er trefflicher herauszugeben mußte, etwas Herausforderndes geben mußte, das wir noch heute nachzufühlen vermögen. Jene erste, improvisierte Rede war veranlaßt durch eine Bemerkung des Ostpreußen v. Sauten-Larputtschen, daß die Begeisterung von 1813 doch zum Teil der Dank für die Reformgesetzgebung von 1807, eine Regung des innerpolitischen Freiheitsfinnes gewesen sei. Unter größtem Murren und Lärmen widersprach Bismarck. Er mußte zeitweilig innehalten, zog die Spenersche Zeitung aus der Tasche und las darin, bis es soweit ruhiger wurde, daß er wieder sprechen konnte. »Es heißt meines Erachtens der National-ehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen.« Man wird zugeben müssen, daß er recht hatte, so zu sprechen und so zu denken, daß aber auch v. Sauten nicht im Unrecht gewesen war.

Wichtiger ist die vorbereitete Rede, worin er am 1. Juni die „Rechtsfrage“ über Bestand und Wiederzusammentritt des Vereinigten Landtages erörterte. Es geschah in dem oben schon erwähnten Sinne; der Landtag wird fortbauern, die nächste Wiederkehr ist bereits zugesichert, man soll auch den weiteren Ausbau der Verfassung der Initiative der Krone überlassen, die den Landtag berufen hat, und soll an einem Königswort nicht deuteln. Die Landtagsverfassung ihr durch die Stände abdringen zu wollen, wäre Verletzung des Gottesgnadentums der preußischen Krone, das historisch und unantastbar ist.

Es war lange Zeit üblich, mit einer gewissen Nachsicht von dem Bismarck der Jahre 1847—1849 zu sprechen. Heute ist er nur zu sehr schon in die Geschichtlichkeit gerückt. Und vollends ist er es und gerechterweise mit jener Lebensperiode, wie es



Abb. 50. Bismarck's Wohnung während des Unionsparlaments in Erfurt.
Nach einer Photographie von K. Festge in Erfurt. (Zu Seite 67.)

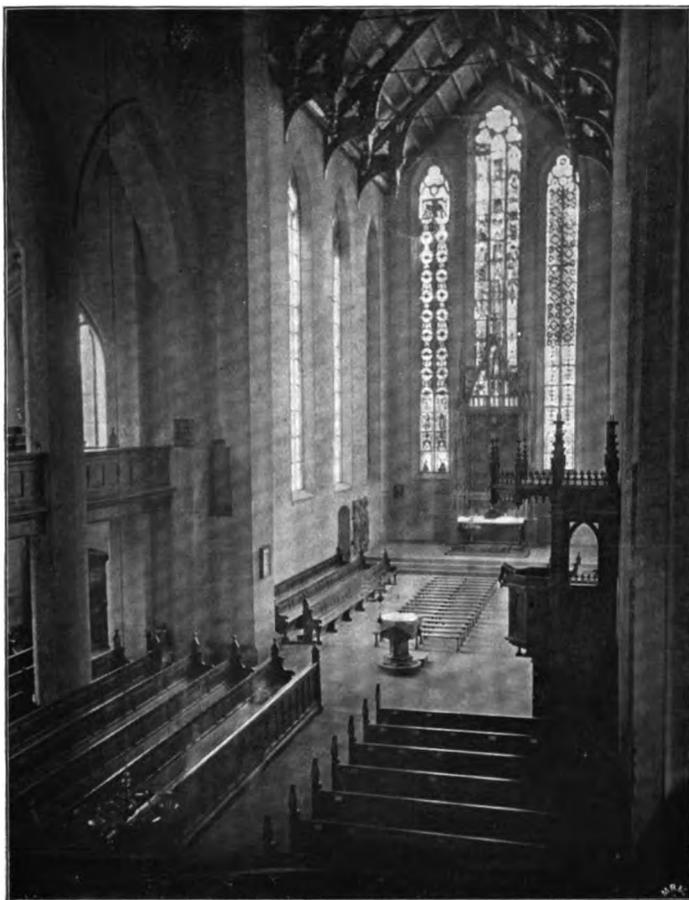


Abb. 51. Die Augustinerkirche zu Erfurt, Versammlungsort des Unionsparlaments.

Nach einer Aufnahme von R. Festge in Erfurt. (Zu Seite 67.)

andrerseits auch mit dem kostbaren Liberalismus der Fall ist. Viel alttestamentlicher Haß gegen den lebenden Bismarck rührte aus den Judenbatten von 1847 her und vergaß ihm diese nie wieder, so sehr er sich später zurückgehalten und manche Israeliten durchaus geschätzt, ja an sich herangezogen hat. Auch seine Briefe von damals zeigen ihn in jener empfindlichen persönlichen Abneigung gegen das Judentum, welche in den Anfangstadien unseres Aufmerksamwerdens auf dessen öffentliche Bedeutung und Machtstellung zu kulminieren pflegt. — Die Regierung hatte einen recht entgegenkommenden und aus Toleranz geflossenen, andrerseits in seinen Klauseln verständigen Entwurf vorgelegt, wonach (unter Ausnahme der Juden im Großherzogtum Posen) eine allgemeine staatsbürgerliche Emanzipation der Israeliten und deren rechtliche Gleichstellung nebst Zulassung zu Staats- und Gemeindeämtern herbeigeführt werden sollte, nur die mit obrigkeitlicher Autorität verbundenen Ämter und die Lehrerstellen an christlichen Schulen sollten ihnen auch fernerhin verschlossen bleiben. Während über diese letzteren Vorbehalte die mit idealen Menschenrechten und unbewußt mit jüdischer Lektüre genährte Opposition jammerte, war es Bismarck, der sich mit langer Rede vom 15. Juni auf die Seite der Regierung stellte, welche die praktischen Konsequenzen erwogen und die Volksstimmung, besonders im Osten, ganz richtig verstanden habe. Nicht gegen die Emanzipation an sich kämpfte er, sondern gegen die unvermittelte Freigabe aller Ämter;



Abb. 52. Fürst Felix v. Schwarzenberg,
1848—1852 österreichischer Ministerpräsident.
Nach dem Leben von C. von Vogelstein.

er sei kein Feind der Juden, aber zwischen sich und der geheiligten Majestät des Königs als deren Vertreter und bestellte Obrigkeit einen Juden stehen sehen, in diesem den eingesetzten Vertreter der christlichen Staatsgewalt erblicken zu sollen, das gehe über das für ihn Mögliche hinaus. So wurde er es freilich, der den Unwillen der enttäuschten Doktrin lärmend und entrüstet gegen sich und die gefundenen, klaren, mutigen Worte wandte, die er für die zurückhaltenden Bestimmungen des Entwurfs und im Sinne der unverdeuteten Volksempfindung sprach. Der Entwurf der Regierung fand schließlich eine Mehrheit.

Wie er hier der eigentliche Volkswahlgewalt gewesen, so hat er auch, was bei jeder geistig freien Persönlichkeit der Fall ist, es nie vertragen, im Gegensatz zum Volke genannt, nicht zu diesem gerechnet zu werden. Ihm war „Volk“ ein hoher, allumfassender und ehrender Begriff, keineswegs die Benennung einer Schicht, über die sich der Bourgeoisstolz erheben zu sollen glaubt. »Auch der Kaiser gehört zum Volk«, hat er noch spät einmal ganz zornig gesagt.

Er macht doch immer eine Unterscheidung zwischen sich und den »Ultraservativen«, hegt Besorgnisse vor »barocken« Neben von dieser Seite. Aber die Regierung hat »die besten Absichten« und befindet sich ganz im Recht; die Opposition hat Bismarck wieder zu frischer Freundschaft an die Regierung herangetrieben. Es war nicht zutreffend, aber sehr begreiflich, wenn innerhalb des Landtags man nur die vorgefasste, mitgebrachte Meinung über Bismarck durch dessen persönliche Haltung bestätigt sah: daß man ihn durchaus zu seinem Schwiegervater und zu Thadden-Erieglaff, zu den politisch-kirchlich Orthodoxen zu stellen habe. Auch nahm von außerhalb des Landtags der General Leopold v. Gerlach (1790—1861) den jungen schneidigen Kämpfer unter die Fittiche: der bekannte Vertreter pietistisch-politischer Reaktion in Preußen und eines gefügigen Verhältnisses der Monarchie zu dem selbstherrlich-jarischen Rußland; der Mann, der von 1826 ab langjähriger Adjutant des Prinzen Wilhelm gewesen war und 1849 als Generaladjutant enger in Friedrich Wilhelms IV. Nähe rückte, wenn auch nicht mit dem wichtigsten beratenden Einfluß auf ihn. Diesen hatte vielmehr vor wie nach 1848 General Josef v. Radomiz (1797—1853, katholischer Konfession, Offizier und Diplomat, Verfasser der berühmten „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche“, 1846), der eigentliche Geistesverwandte Friedrich Wilhelms und, wie Bismarck später einmal sagte, »Garderobier der Phantasie des Königs« im Sinne politisch-historischer Romantik und damit einer über Preußen hinausblickenden, politisch unkonkreten deutschen Neigung. Ohne daß die Gegner jenen persönlichen Vorbehalten

und Nüancen, denen wir nachgegangen sind, Beachtung schenkten, war ihnen Bismarck der jugendlich hervorstechende Heißsporn der Reaktion, und in der That wurde er es mehr und mehr. Alle Reaktionen (im ursprünglichen und technischen Sinne des Wortes) setzen bekanntlich im Anfang am kräftigsten ein; desgleichen er in seinem selbstverliebener Beruf, sich dem liberal-doktrinären Ansturm breit und straff entgegenzustemmen. So trat er ein in das zweite Stadium seiner politischen Anschauungen und Richtungen, auf welches als drittes und bleibendes das ausgleichende Parallelogramm der Kräfte und Richtungen folgen sollte.

Übrigens stand ihm ein siegreiches und sicheres Übergewicht von Anfang an zu Gebote durch seine wohlverstandene Geschichtskennntnis, seine schnelle Gedächtnispräsenz und seine zwingend gehandhabte Logik. Daß »Parallelen mit dem Ausland immer etwas Mißliches haben«, schickte er seinen eigenen Beispielen warnend voraus und bewies es an denen der anderen; die Nußanwendungen, die er selber mit vorsichtiger Kritik zog, waren unanfechtbar. Noch zweierlei gab ihm so große Überlegenheit. Erstlich daß, wo die übrigen auf dem abstrakten Prinzip ritten, er in fast naiver, aber durchschlagender Einfachheit aus unberümmelter persönlicher Empfindung exemplifizierte; und zweitens sein rascher sarkastischer Witz. Selbst so schlagfertige Redner wie der mannhafteste, unbeugsam seines Rechtes sichere, dabei geistprühende westfälische Freiherr Georg Vinde, der beste Mann der liberalen Opposition, bekamen Anlaß genug, diesen homo novus von irgendwoher aus der Provinz Sachsen als sehr unbequem zu empfinden.

Von der einigermaßen persönlichen Stellung, die Bismarck am Anfang eingenommen, hatten ihn, wie schon gesagt, der parlamentarische Kampf und die immer gleiche Gegnerschaft nach der unbedingt konservativen Seite hinübergebrängt. Er fand das Gefühl, am ehesten hierher zu gehören. »Und dann wissen Sie, ganz wird man den Junker doch nie los.« Die Weise, wie dies Wort als ein Schimpfwort gebraucht zu werden pflegte, reizte seinen Stolz, dazu zu gehören. Er nahm sich vor, ihn noch zu Ehren zu bringen, den Junkernamen, wie er es einige Jahre später (1851) unter dem Höllengelächter des Abgeordnetenhauses aussprach. Und wenn man die Liste der heute im Gebrauch befindlichen politischen Schmähworte durchsieht, so wird man zugestehen müssen, daß Junker nicht mehr als unbedingt diensttauglich gilt; man hat ein harmloses wirtschaftliches Fremdwort zum



Abb. 53. General Jos. v. Radowicz.
Nach dem Leben gezeichnet von G. Haiselhorst. (Zu Seite 54.)

Träger des Hasses gemacht, obwohl die Existenz von Junkern im alten bösen Sinne doch auch heute nicht bestritten werden kann.

Minder fällt ins Gewicht, wenn wir den Bismarck von 1847 ganz und sehr preussisch finden, nicht entsprechend deutsch; dieses Preußentum ist einseitig, aber aus Unwillkürlichkeit; es fehlt zu dieser Zeit noch der acute Gegensatz. Es war am Ende doch gerade ein tieferes, nur durch keine Legierungen verdorbenes deutsches Bewußtsein, das ihn mit den beredten Einigern Deutschlands zusammenstoßen ließ: wenn er ihren fast sämtlich aus Frankreich und England bezogenen Schlagwörtern, Formeln und Mustern »das stolze Gefühl der nationalen Ehre« entgegensetzte, das bei aller Aufmerksamkeit auf die Gesetze des Auslandes verbieten sollte, sie kritiklos und in übler Anwendung zu übertragen.

Unabhängig und deutsch im Gefühl war er auch darin, daß er die freie Meinungsäußerung durch die Presse schätzte und um unlegaler Auswüchse willen sie nicht an sich verwarf. Geschah ihm von ihr Unrecht und Verächtigung, so schaffte er sich höflich und erfolgreich Genußnahme und legte durch sein gerades und vornehmes Verfahren den ersten Grund zur Hochachtung und rücksichtsvolleren Behandlung in der Presse. Erst 1862 hat er schärfere Worte über Mißbraucher der Pressfreiheit fallen lassen und seitdem öfter die Erkenntnis ausgesprochen, daß das Journalistikum heruntergekommen sei. Wie weit das zutrifft, das wäre ein sehr weitschichtiges Kapitel; im allgemeinen liegt es wohl so, daß es geistig schärfer und bedeutender geworden ist, in der Berufswürde und in der Sachlichkeit, in seinem ganzen Verantwortungsgefühl die alte Höhe nicht allgemein innehält. — Nach den Märzereignissen und der damit zusammenhängenden, alle Welt begeisternden Befreiung der wegen Landesverrat verurteilten Polen schrieb Bismarck am 20. April 1848 an die Redaktion der Magdeburgischen Zeitung, mit der er ebenfalls Auseinandersetzungen hatte, das gute Wort, dem sie Raum gab: »So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Raftanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher

Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen.« Die deutsche Fahne, das war damals die schwarzrotgoldene, die er, nebenbei gesagt, 1866 selber noch zu Ehren gebracht hätte, wenn sein königlicher Herr es vertragen und dessen Abneigung nicht eine andere Wahl erfordert hätte.

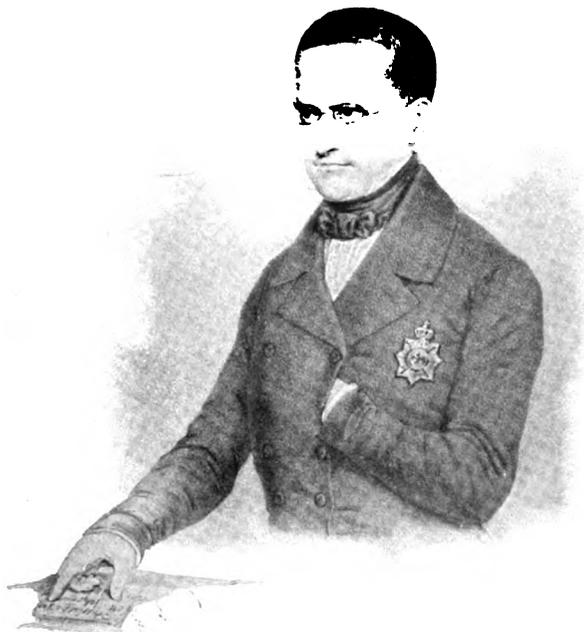
Nach Schluß der Landtagession hielt er Hochzeit und auf der Hochzeitreise wurde er in Venedig, wo Friedrich Wilhelm IV. ihn im Theater bemerkte, sehr gnädig zur Audienz und Tafel befohlen.

Die Märzereignisse, die Revolutionstage in Berlin haben Bismarck auß äußerste mitgenommen. Er ließ in Schönhausen auf dem Kirchturm eine schwarzweiße Fahne aufziehen, da herüberkommende Tangermünder Volksmänner eine schwarzrotgoldene verlangten, dachte daran, die Bauern der Gegend, die bis auf einen spontan dafür gestimmt waren, ähnlich wie hier herum einst von den Bauern auf eigene Faust die Schweden abgewehrt waren, gegen die Revolution nach Berlin zu führen, eilte sofort nach Potsdam. Ihm blieb das Ganze ein großer Putsch, kein staatsumformendes Ereignis; sobald der König nur „frei“ wäre, würde er schon



Abb. 54. Kaiser Franz Josef.
Aufnahme von ungefähr 1859.

Herr der Sache werden. So bestürmte er die Generale v. Mölendorff und v. Brittwitz, den Berliner Kommandierenden, den König „herauszuholen“; Brittwitz redete ihm die Idee mit den Bauern aus: wenn man Gewalt wolle, habe man Soldaten genug. Er suchte zum Prinzen von Preußen vorzubringen, wurde an die Prinzessin Augusta verwiesen, deren Einwilligung dazu nötig sei; sie verweigerte sie ihm in lebhafter Erregung, sie habe die Pflicht, die Rechte ihres Sohnes zu wahren — was schließen ließ, daß sie sich als Regentin dachte. Nun versuchte er, mit einem ihm (es war am 21. März) übergebenen Billet des Prinzen Karl zu dessen königlichem Bruder zu gelangen, und fuhr mit abgesehenem Bart nach Berlin. Aber die Bürgervache ließ ihn nicht zum König, und so schrieb er diesem von Reinharde's Hotel aus, der König sei Herr im Lande, sobald er Berlin verlasse.



„So muß es, und nicht Anders darf es sein,
Soll Preußens Wohlfahrt ganz gedeihn!“

Abb. 55. Otto Freiherr v. Manteuffel,
preussischer Minister seit 1848, 1850—1858 Ministerpräsident, † 1882.
(Zu Seite 70.)

Fürst Boguslaw Radziwill übermittelte den von raschem naiven Entschluß eingegebenen Brief an Friedrich Wilhelm, der nicht antwortete, aber Bismarck später sagte, er habe den Brief als das erste damals erhaltene Zeichen von Sympathie sorgfältig aufbewahrt.

Aber nun ist das Wesentliche: „königlicher zu sein als der König“, das gibt es in Preußen nicht; was Friedrich Wilhelm eingeräumt hatte, das bestand. Von allen, die sich fügen mußten, ist wohl keinem das Parieren so schwer wie Bismarck angekommen, weil niemand so lebhaft und so energisch durch das loyale und gehorsamende Gefühl hindurch an die Gefahr für das alte geschichtliche Preußen dachte. Und mehr noch, als die Demokratie, belebte Bismarck die Haltung mancher bisher maßgebenden Kreise und der neugebildeten Regierung, das allgemeine Wetterwenden nach den Tageszeichen von rechts und links, zwischen Schwarzweiß und Schwarzrotgold, was manche selbst durch die Uhrbänder zum wechselnden Ausdruck brachten. Hierbei sei jedoch nicht unerwähnt, daß Äußerungen Bismarcks über den Minister Ernst v. Bodelschwingh durch die Darlegungen eines jüngeren Mitgliedes dieser altwestfälischen Familie berichtigt worden sind.

Im Vereinigten Landtage, der nun im April 1848 noch einmal zusammentrat, um der mit ihm beabsichtigt gewesenen Verfassungsform den Abschied auf immer geben zu helfen, stimmte Bismarck gegen die Adresse, welche dem Könige für die Märzzusagen dankte. Nicht gegen diese, wie er hervorhob; »die Vergangenheit ist begraben, und ich bedauere es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht imstande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat«. Aber die Lüge aussprechen, daß er danken und sich freuen solle, das könne er nicht. »Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich!« Er wollte mehr sagen, aber die ganze Nervenpannung und Erschütterung



Abb. 56. Der Bundespalast in Frankfurt a. M.

der Sturmwochen, die über sein Aufrechtstehen hinweggeschäumt waren, brach in einem plötzlichen Weintramp hervor, der ihn zwang, die Tribüne zu verlassen.

Er versuchte in die preussische Nationalversammlung gewählt zu werden, was aber mißlang. Auf den König persönlich einzuwirken, gab er nicht auf. Was er gegenüber einer Flut von Re-

volution und Unschlüssigkeit anzuraten unternahm, das war Festigkeit und Mut. Er hatte die bewußte Dreistigkeit, im Juni auf der Schloßterrasse von Sanssouci dem Könige diese Eigenschaften in größerem Maße zu wünschen, mochte die Königin solches Unterfangen eines Untertans noch so unziemlich finden. Er half doch mit, Friedrich Wilhelm den Glauben an die Möglichkeit zu geben, der Berliner Revolution in ihrem zweiten latenten Stadium ein Ende zu machen, und zwar durch Energie. So zweischneidig das Mittel der gewaltsamen Unterdrückung ist, hier kam es bei rechter Zeit zur Anwendung gegen etwas, das nur noch als Unordnung, Unklarheit und Rohheit sichtbar war. Bismarck hat im Gefolge Leopolds v. Gerlach eifrig geholfen, die Ernennung des Grafen Brandenburg zum Ministerpräsidenten vorzubereiten und damit den Staatsstreich gegen die Revolution. Die preussische Nationalversammlung, welche am 22. Mai 1848 zur „Vereinbarung“ einer Verfassung zusammengetreten war, ward nach schließlich sehr tumultuarischen Szenen am 8. November durch den Grafen Brandenburg suspendiert, am 5. Dezember 1848 aufgelöst. Sie hatte erklärt, sie weiche nur der Gewalt, General v. Wrangel an der Spitze der Truppen ließ sagen, die Gewalt wäre nun da.

Am demselben 5. Dezember gab Friedrich Wilhelm die oktroyierte preussische Verfassung, die im allgemeinen doch den Ergebnissen des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung entsprach. Das Wahlssystem wurde am 30. Mai 1849 übrigens noch verändert — zum »widersinnigsten, elendesten« von allen. Inzwischen war am 26. Februar 1849 der aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bestehende neue konstitutionelle Landtag zusammengetreten. Unter den Abgeordneten befand sich Bismarck wieder, der es als Fahnenflucht betrachtet hätte, freiwillig zu fehlen und nicht zu kandidieren. Er war bei dem neuen Wahlmodus eines verallgemeinerten, indirekten Stimmrechts nur mit sehr knapper Mehrheit gewählt worden, und zwar in dem haveländischen Wahlkreis melodischen Namens: Zauche-Belzig-Brandenburg. In Rathenow hatte er sich persönlich vorgestellt, und nach seiner Kandidatenrede sagten die dortigen Urwähler: Das ist unser Mann. Ihre Wahlmänner gaben dem Gegner eine, Bismarck 31 Stimmen, und das reichte gerade hin, letzteren durchzubringen. Die Stadt Rathenow hat somit vielleicht das Verdienst, daß er damals nicht von der politischen Bildfläche wieder verschwunden ist, jedenfalls den Ruhm, ihn in den Sattel des neuen konstitutionellen Preußens gesetzt zu haben.

In dem neuen, von einer breiteren Bevölkerung inmitten hochbewegter Zeiten gewählten Landtage ging es natürlich viel lebhafter zu, als in dem Gutsbefitzer- und Stadtväterparlament von 1847. Aber auch Bismarck stand hier noch ganz anders im

Kampfe. Seine zahlreichen Kammerreden sind keine bloßen Erwägungen und Äußerungen im Stil der Tagesdebatten über das zur Verhandlung Stehende, sie sind — mag es sich um des Königs Begnadigungsrecht, um Parlamentarismus und Konstitutionalismus, um nationale Fragen drehen — das förmliche Überschütten einer numerisch weit überlegenen Gegnerschaft mit wichtigen Argumenten und tiefgründigen Überzeugungen. Ausgereifte Ergebnisse eines immer aufmerksamen und sorgfältigen Denkens, die nun bei gebotener Gelegenheit ausgepackt werden. Die Landtagsmehrheit hat seinen Gründen zuliebe nicht von ihren Doktrinen gelassen, aber ihre Entgegnungen, ihre Urteile über den heroftratischen Zerstörer ihrer Ideale, je nach dem Temperament der Redner zornmütig entrüstet oder leidvoll bekümmert vorgetragen, — heute hat es keinen Zweck sie wieder aufzutischen; ihr Reiz ist mehr von kultur- und stimmungsgeschichtlicher Natur und ihre Begründungen klingen oft wie liebe verschollene Sätze aus einer politischen Kinderfibel.

Inhalt und Ziele des Bismarckschen Auftretens, das nach dem achtundvierziger Berliner Sommer weit wirklicher reaktionär ist, als im Vereinigten Landtag, lassen sich kurz dahin bezeichnen: Erhaltung um jeden Preis des alten Preußentums und der alten Monarchie, soviel noch übrig geblieben ist und sich irgend retten läßt, gegen die zweierlei „Revolution“: gegen die Demokratie der Radikalen und gegen die verschiedenen Reichsprojekte der Nationalen. Und auch gegen die schlaife Unzuverlässigkeit der Bureaokratie, die Bismarck beim Licht der Märzblitze in ihrer menschlichen Blöße gesehen hat. Früher hatte er gespottet, kritisiert, jetzt haßt er sie fast, den »Krebschaden an dem Leibe Preußens«. Was er jetzt am meisten von hier zu fürchten hat, das sind Gedankenanstöße des »Geheimratsliberalismus«, nämlich daß auch dieser, um modern zu sein und Leben zu zeigen, nach den Mustern Englands und namentlich des schnellfertig einblendenden, zentralisierenden Frankreich greifen wird. Es gibt kein Vorbild für Preußen und darf keines geben, selbst nachdem es konstitutionell geworden, als den alten königlichen Machtstaat der Hohenzollern und seine glorreiche Geschichte.

Zugleich mit der Demokratie und dem radikalen Liberalismus, gegen die er mit dem ungeschweht eingestandenen Widerwillen des königstreuen Edelmanns steht, bekämpft er jenen Parlamentarismus, der nach dem eigenen Absolutismus begehrt. Er bekämpft nicht seine Mitwirkung, denn auf diesem Gebiete ist nichts zurückzuerobern; er sieht, wie Prinz Wilhelm, die alte Zeit begraben. Wie hätte auch Bismarck selber im innersten Herzen verzichten mögen auf die Möglichkeit, von viel gehörter Stelle die Regierung zu verteidigen, unter Umständen sie zu warnen. Woegen er kämpft, das ist die Neigung der Mehrheit, die Parlaherrschafft nach dem Muster Englands sich erobern zu wollen, ihre mehr oder minder unbewußte Vorstellung, diese Herrschafft sogar schon zu genießen, und die hieraus entspringende tiefe Entrüstung, wenn ihre fremdbürtigen Analogien nicht als selbstverständliche Dogmen akzeptiert werden. Dieser schnellfertigen Blindseligkeit, die das Verhältnis von Regierung und Staatsbürger nicht begreifen will aus den Vorgängen der eigenen Geschichte, sondern nur aus einer gewaltsamen Umformung nach fremdem Muster, setzt Bismarck die Forde-

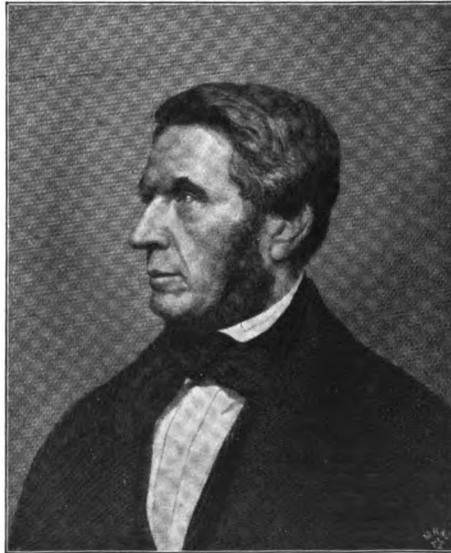


Abb. 57. O. v. Bismarck,
1848, 1849 und 1860—69 preuß. Abgeordneter
und Führer der Fortschrittspartei, † 12. Mai 1870.
Nach dem Leben gezeichnet und gestochen von A. Singer.



Abb. 58. Bismarck als Bundestagsgesandter im Jahre 1858.
Ölgemälde in Friedrichsruh von Jakob Becker (Frankfurt a. M.).

rung entgegen, sich gewissenhaft an die empfangenen Zugeständnisse zu halten und einen
 seiner Schranken bewußten Konstitutionalismus auszubilden, der auf den gegebenen Ver-
 hältnissen und auf dem Naturell und Bedürfnis des eigenen Volkes beruht. »Die Verurteilungen
 auf England sind unser Unglück.« »Bei uns ist verfassungsmäßig seit Jahrhunderten ein
 selbständiges Königtum, ein Königtum, welches zwar im Laufe der Zeit und namentlich der
 letzten Jahre einen beträchtlichen Teil seiner Rechte auf die Volksvertretung übertragen
 hat, aber freiwillig und nicht etwa, weil ihm die Widerstandsfähigkeit fehlte.« Die
 Dynastien in England und Belgien, sowie Louis Philipp in Frankreich hätten, erstere
 früher, die letzteren beiden in jüngerer Zeit ihre Kronen aus den Händen der Revolu-
 tion unter den von letzterer diktierten Bedingungen geschenkt bekommen. Da treffe denn
 freilich ein bekanntes und gewöhnliches Volksprüchwort vom geschenkten Gaul zu, aber
 nicht die unbedingte Nachahmungswürdigkeit für Preußen. In ähnlichen Wendungen
 kam er etwas später darauf zurück, ein prüfender Blick auf die wirklichen Zustände
 im gegenwärtigen Frankreich oder auf Baden, den aufrichtigsten Nachahmer, könne
 nur abschrecken. Schließlich sei es die durch ihren Mangel an Liberalismus angeblich
 von innen her bedrohte preußische Monarchie gewesen, die den Bestand liberaler deutscher
 Dynastien aus dem Umsturz gerettet habe. Seine Stellungnahme will er immer nur
 daraus ableiten, ob er Nutzen oder Schaden für Preußen sieht, nicht aus allgemeinen
 Prinzipien.



Abb. 59. Frau Johanna v. Bismarck, geb. v. Puttkamer.
Eigemalde in Friedrichsruh von Jakob Becker (Frankfurt a. M.).

Alles das brachte die Landtagskollegen und Zeitgenossen, die besten unter ihnen, nicht so gegen ihn auf, wie seine scharfe und als hochmütig empfundene Ablehnung ihrer nationalen Vorstellungen und Bestrebungen.

In der alten Wahlstadt der deutschen Könige am Main hatte seit den Frühlingstagen von 1848 das nationale deutsche Parlament getagt, das über die gemeinsame Zukunft der Deutschen beschließen wollte und sollte: begeistert erwählte, von einem über alles gehenden Vertrauen erkorene und getragene Vormänner des deutschen Volkes. Nicht eigentlich amtlich berufen, sondern durch die Beschlüsse eines formlosen „Vorparlaments“ legitimiert, das wiederum seine Existenzberechtigung dem privaten Aufruf einer Anzahl angesehener Patrioten verdankte; trotzdem seitens der einstweilen von ihrem Märzschrecken noch nicht wiederhergestellten Regierungen nicht nur anerkannt, sondern sogar als souverän verfügende Constituante über sich geduldet. Denn diese Vertretung des Volkes lehnte es von vornherein ab, mit den Regierungen zu verhandeln, sie wollte einfach nur Gesetze geben und schob den Bundestag beiseite. Nie hat ein Parlament, indem es entstand, solche Machtansprüche erhoben, nie so wenig entschlußbereiten Widerstand gefunden. Nie auch hat eine politische Körperschaft der Weltgeschichte so viel anerkannte geistige Kapazität, so viel gelehrte Berühmtheit, so viel ehrenwerte Selbstlosigkeit in sich vereint, als dieses Patriotenparlament der Frankfurter Paulskirche. Darum glaubte man denn auch in dem rauschenden Volksjubel dieser wundervollen Frühlingstage



Abb. 60. Rudolf v. Bennigsen,
Begründer und Führer des Rationalvereins (1859)
und der nationalliberalen Partei (seit 1866),
† 7. Aug. 1903.
(In späteren Jahren.)
Photographie von Voetscher & Wetisch in Berlin.

von 1848, nun sei alles gut, und hat es noch lange nicht anders hinnehmen können. Davon hatte man ja geträumt und daran festgehalten in all der Trostlosigkeit der „33 Jahre“: wenn nur das Volk seine Geschichte in die eigene Hand nähme und seinen Willen, seine nationalen Wünsche durch seine Erwählten ausführe, so müsse alles von selber gelingen, so könne ja nichts mehr hindern, den Deutschen ihre ersehnte nationale und freie Verfassung zu geben. Und nun bekam man zu sehen, daß die lang erhartete deutsche Nationalversammlung, dieses bewunderte Parlament der auserwähltesten Denker und Dichter, das von den Regierungen her vorläufig freie Hand hatte und dem das Volk in allem zu folgen bereit war — daß es nicht imstande war, irgend etwas zu schaffen, weder für die Freiheit noch für das Vaterland. Beschlossen ward viel, fertig gemacht wenig. Entscheidendes gar nicht. Provisorisch wurde allerlei zurecht gezimmert, ‚provisorisch‘ war das große Wort der Zeit geworden. Warum? Weil sie doch alle, soweit sie nicht gänzlich durch die Prinzipien starblich

geworden waren, sehen mußten, daß alle parlamentarische Resolutionskunst den Realitäten des Vorhandenen und der Geschichte nicht beikommen kann. Der bisherige Gedankengang der öffentlichen Meinung hatte diese tatsächlichen Faktoren immer nur kritisch und negativ betrachtet, jetzt sah man plötzlich ihren positiven Bestand. Um nun an diesem nicht sofort endgültig zu scheitern, waren die Provisorien gut, die bei gegenwärtiger Sachlage wenigstens Aussicht gaben, eine Weile hindurch den Konflikt latent zu erhalten. Als die Frankfurter Versammlung zusammentrat, da hatten die einen von ihr die große deutsche Republik erwartet, die anderen sich etwa ein verjüngtes Stauerreich ausgemalt, einheitlich-einig, un et indivisible, wie Frankreich, höchstens noch mit romantischen Herzogen der deutschen Stämme geschmückt, maßgebend geleitet durch eine moderne Vertretung des ungeteilten Volkes. Derart wurden die Weltgeschichte und ihre Ansprüche verstanden von einer Zeit, deren gebildetes Publikum im großen und ganzen von Geschichte eben noch nichts kannte als ein in seinen Grundzügen gänzlich verzeichnetes Phantasiebild des Mittelalters.

So hatte sich denn zur Quadratur des Kreises und zum Perpetuum mobile noch die Konstruktion eines deutschen Reiches hinzugesellt, und die Lösung ward, anstatt durch den Versuch einer exakten Rechnung mit gegebenen Größen, erhofft von einer plötzlichen allgemeinen Entthronung oder von der hilfreichen Wiederauferstehung eines schon vor Jahrhunderten an seinen organischen Leiden siech gewordenen Imperiums. Inzwischen aber erwachsen aus dem frühlichen Windgedächter der Reden und Beschlüsse und aus der deutschseligen Freundschaftsbegeisterung der schönen Frühlingzeit bitterer Zungenhader und Parteihaß. In einer trostlosen Stufenfolge homöopathischer Abwandlungen hat die Frankfurter Nationalversammlung die allgemeine Hoffnung der Deutschen und zugleich ihre eigene Machtstellung zu Grabe getragen und ganz von vornherein den Traum vom einzig-einigem Reiche, der seit den Befreiungstagen die deutsche Jugend und das deutsche Bürgertum beseligt hatte, vor deren Augen in alle Winde zerflattern machen. Man hatte freilich ein Reich beschlossen, mit Reichsministerien und Flotte und schwarzrotgoldnem Banner, auch mit einem provisorischen Reichsverweser; wie eine Fata Morgana schwebte es, bejubelt und wunderschön, im Morgenlichte der Idee über der deutschen Erde, mit Zinnen und goldenen Rändern, aber eben nur in Lüften schwebte es, und als des Tages Stunden stiegen, da wurde es grau und blaß, und mit Bangen und Trauer sah man, wie es zerrann.

Das war die erste bittere Lehre aus dem großen parlamentarischen Bankrott von 1848/49, daß es, um Wirkliches zu schaffen, mit dem Fichteschen Begriff des ungeteilten Deutschland, mit oder ohne Scheinfaiserspiße, unweigerlich nicht gehe. Die Enttäuschung enthielt doch auch die Klärung; die Bahn lichtete sich auf, ohne schon im Hellen zu liegen. Es ward nun doch die Möglichkeit für eine empirische Behandlung, anstatt durch bloße Postulation; die Methode, welche sich durch Wilhelm v. Humboldt und Ranke die Geschichtswissenschaft, durch Alexander v. Humboldt und Liebig die Naturwissenschaften erobert hatte, die von den Einzelheiten zum Ganzen schreitende Erkenntnis methode, begann den ersten Einfluß auf die öffentliche Behandlung von Politik zu erlangen und damit die Fähigkeit vorzubereiten, einen Bismarck und sein Werk zu ertragen, zu verstehen und ihm endlich zuzustimmen.

Die Lehren des Frankfurter Sommers und Herbstes kamen früh genug, um neben anderem die Bildung einer Parteiung zu veranlassen, welche erkannte, daß Österreich unter allen Formen die Herstellung des Zustandes vor dem März 1848 verfolge und daß das Bauwerk einer neuen Zukunft nur denkbar sei mit einem zentralen Traggeliser, der Preußen sein müsse. Damit war ein Fortschritt, eine sachliche Konkretisierung der Ansichten erreicht. Denn wenn Manche von Anfang an die bewährten Kräfte Preußens auf das neue Reich hatten ausdehnen wollen, so war doch erst jetzt der kleindeutsche Begriff als starker Parteigedanke klar herauskristallisiert. Und auch insofern hatte man den realen Verhältnissen Rechnung zu tragen gelernt, daß man sich zu dem Bundescharakter des neuen Zukunftsgebildes herbeiließ, das Reich nicht mehr vom Sternenzelt der Ideale herabholen wollte, sondern von der Erde aus, auf der nun einmal die tatsächlichen Einzelstaaten wohnten, durch Umbau errichten. Zur Zweieinheit sollten sie einander umarmen, Germania, die verhärmte Mutter, und die jugendstarke, schwertragende Tochter Borussia. Aber für der Mutter goldenen Eichenkranz sollte das Metall aus Borussia's Krone ausgebrochen werden. Auch was man sonst, um die Annahme einer solchen Reichsverfassung im Februar/März 1849 in der Nationalversammlung zu ermöglichen, von der Souveränität des in einen deutschen Erbkaiser zu verwandelnden Preußen-



Abb. 61. Haus der Gräfin Stenbock am Englischen Kai,
Wohnhaus der Familie Bismarck in Petersburg.

königs an Opfern und Verzichten erheischte, das schnitt so tief in monarchische und hohenzollernsche Tradition hinein, daß die zuge dachte Ehrenstellung dem innersten Kern des preußischen Staatsgefüges drohendes Siechtum verhieß und dem Herrschertum von Gottes Gnaden, der nur aus freiem Entschluß durch Weggabe von Rechten konstitutionellen Monarchie das logische Ende bedeutete.

Am 3. April 1849 lehnte Friedrich Wilhelm IV. die von der Nationalversammlung dargebotene Kaisermürde ab oder richtiger, er nahm sie nicht an. Es geschah aus einem starken Residuum gesunder preußischer Bedenken, aus Rücksichten auf die deutschen Könige und Fürsten, auf die unmögliche Zustimmung Österreichs und — nicht zum wenigsten — aus persönlicher Unschlüssigkeit. Es reizte ihn schon, Einiger und Schutzherr der Nation zu heißen; er wollte, wie immer von einander widerstrebenden Auffassungen hin und her gezogen, nicht glatt, nicht absolut verneinen, wollte hinauschieben, anstatt des Parlaments auch die Dynastien sprechen lassen, die weitere Wirkung der Frankfurter Aktion auf diese abwarten; er sprach von einem Unrecht, das ihm schon das Anerbieten gewähre, von einer Durchprüfung der beschlossenen Verfassung. Die Kaiserdeputation war über die Auffassung der empfangenen Antwort zwiespältig, aber ihre Mehrheit wollte Ablehnung verstehen, und so kam die Nachricht an die Mitwelt. Im tieferen Grunde hatte sie recht darin, wie sie sich die Antwort auslegte: Friedrich Wilhelm hätte schließlich doch nicht angenommen. Er hatte über diese Kaiserkrone von Frankfurter Gnaden intime Ausdrücke gebraucht, Empfindungen verraten, die ihm nie erlaubt hätten, sie mit dem persönlichen Gefühl des rechten Tuns auf das Haupt des Königs von Preußen zu setzen.

Es war ein unverwindbarer Schlag für die Welt der deutschen Patrioten. Sie hatten willig anerkannt, daß Preußen, nicht mehr Habsburg, zur Wiederherstellung des Reiches berufen sei; sie hatten sich, nicht überall leicht und ohne Überwindung, eingelebt in die Bewunderung der preußischen Geschichte, in das Vertrauen auf dieses Staates Gegenwart und Zukunft. Ja, sie waren darüber hinaus selber als die Verbenden aufgetreten, hatten an die Zeit erinnert, da ein Albrecht Achill das Schlachtenbanner in den Reichskriegen der Deutschen geführt; sie waren, wie sie meinten, preußischer geworden als Preußen selbst, indem sie mahnten, wie schlecht ein zagenbes Jaudern dem Staat des großen Friedrich anstehe. Nur ein Kleines, ein Weniges hatten sie gefordert, ein Überwinden, den schönen Sieg über sich selbst, über ein falsches einzelstaatliches Hochgefühl, über das allzu herbe Beharrenwollen im eigenen Wesen des Altpreußentums, nur ein Entschließen.

Nun sollte es nicht sein. Das vermeintlich geringe Opfer an Tradition und monarchischem Selbstgefühl hatte nicht gebracht werden wollen für Deutschlands traumersehntes, langerharrtes, jetzt endlich greifbar nahe gerücktes Glück. Da loberte nun die bittere Enttäuschung auf und sprach sich aus in Zorn und Entrüstung, in grollender, höhrender Resignation. Es wäre ja doch nichts gewesen mit diesem Kaiser, der nicht wollen und wagen kann; es ist in der Tat besser, daß er nicht gewollt hat. Wir brauchen keinen gottseligen und gottesgnädigen Herrn, wir brauchen einen Kaiser, wie Barbarossa war; fromm und gerecht soll er sein, aber auch dreinschlagen können, wenn's not tut, in dieser ratlosen und wirren Zeit. So ging mit sauren Trostgründen die herbe Enttäuschung durch ganz Deutschland und brachte ein um so tieferes Sinken der Hinneigung zu Preußen, als der vertrauensvolle Anlauf manche Selbstüberwindung nötig gemacht hatte.

Für Bismarck galten die Ablehnungsgründe und blieben bei ihm auch weiterhin bestimmend. Weit schärfer, entschlossener, klarer, als bei Friedrich Wilhelm. Nie auf dem Frankfurter Wege, nur auf Wegen, die die Krone selbständig und frei geht, darf sie daran denken, den Deutschen die Einheit zu geben. Nur diktieren darf sie diese, Preußen muß immer Preußen bleiben.

Als die Berliner Regierung durch das Projekt der „Union“ nun ihrerseits auf den kleindeutschen Bund zusteuerte, da erhob Bismarck, bei formeller loyaler Zurückhaltung und einem gewissen Entgegenkommen, weil es nun wirklich eine Initiative der

Bismarck an den preussischen Gesandten in Paris, Grafen Gasseb,
über die Teilnahme Preussens am Pariser Kongress.

Paris: Paris D. 9! Febr
Repon: 11. n. 13 56.
2 2

Museumsdirektor

Bei dem vorliegenden Antrage
über die Teilnahme an dem
Pariser Kongress ist es
nicht auf die Handlung
es in einem einzelnen
Stadium der Dinge sein
ausgeschlossen. Wenn
sich die Sache nicht
auf die Handlung der
einzelnen Akteure beschränkt
sondern die Handlung
der Gesamtheit der
Theilnehmer an dem
Kongress betrifft, so
muss man sich nicht
auf die Handlung der
einzelnen Akteure beschränken

Handwritten notes on the right side of the page, including the name 'Bismarck' written vertically at the bottom.

Handwritten text in the left margin, partially obscured and difficult to read.

Handwritten text in the main body of the page, written in a cursive script.

Handwritten text in the right margin, written in a cursive script, appearing to be a continuation or related notes.

aus der Revolutionen zu sein. Doch sollte die vorerwähnte
Sinnhaftigkeit, falls die Gesetzmäßigkeit der Verhältnisse sich
einmal manifestieren, nur eine Ausnahme bilden; und diese
nicht, weil dieses zu erwarten, dass wir im Verlauf der
Zeit die Unvollständigkeit der Verhältnisse bei uns sehen. Ich verweise
hier ausdrücklich, so wird sich ein Gesetz gegeben sein,
welches den Verhältnissen entspricht, es muss sich in der
Zeit manifestieren, und es muss sich in der Zeit manifestieren,
es ist davon die Rede, dass es soll. Ich verweise ausdrücklich
auf diese Punkte. In anderen Fällen, wenn man die Freiheit
der Revolutionen so manifestieren möchte, man sie nicht
von dem Gesetz der Natur herleiten sollte, in dem Maß, dass
es in der Natur in letzter Instanz nicht zu finden ist, sondern es
vielleicht ist; das muss man in der Natur nicht zu finden,
das manifestieren der Freiheit, wie in der Constitution manifestiert.
Sinnhaftigkeit, so ist die Freiheit das System der Freiheit; das ist das
System der Freiheit, das manifestieren der Freiheit manifestieren. Es
muss man nicht mehr. Die Freiheit manifestieren, und man
kann es zeigen; das manifestieren manifestieren manifestieren
manifestieren. Ich verweise ausdrücklich, es ist ein System der Freiheit



Abb. 62. Napoleon III.
Gezeichnet und lithographiert von Wegmacher.

Regierung war, seine Stimme doch gegen die maßgeblichen Radowizschen Gedankengänge und deren Gefahren für die unabhängige Machtstellung der Monarchie. Seinen Tadel über den Versuch als solchen und über die Unsicherheiten, die dabei zutage traten, entnahm er denselben Gedanken, die der Kaiserdeputation als Hindernisse angedeutet worden waren. Sie wurden neuerdings lebhaft von Prinz Wilhelm betont, welcher anfänglich für die Annahme der Kaiserkrone, unbekümmert um Österreich, gewesen war. Was in Bismarck absolut feststand, das war: kein Tauschgeschäft, welches »Stärke weggibt für Nimbus«, auch für den der Größe und der nationalen Führung nicht, und welches Preußen bei seiner Darbringung an Deutschland sich selbst verlieren läßt. Freilich stand der geistig selbstgewordene Mann, abgesehen von der kleinen Partei der Gerlach's, recht vereinsamt, als er nun mit all seiner Kraft sich stemmte gegen die aus Frankfurt nach Gotha übergesiedelte kleindeutsche Erbkaiserpartei, gegen die preußische Landtagsmehrheit und gegen die mit Radowiz' Berufung zur Leitung der auswärtigen Politik Preußens (Mai 1849) öffentlich dokumentierte maßgebende Richtung in der Regierung des Königs.

Heud, Bismarck.

Am 6. September 1849, eben bei der Beratung über jene Union und das zu ihrem Zweck mühsam gebildete, von Anfang an schlecht haltbare Dreikönigsbündnis (Preußen, Sachsen, Hannover), hat Bismarck, was in ihm vorging und seine Stellung bestimmte, am bündigsten zusammengefaßt: »Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestützt an den Flügeln von jener gleichmachenden Hedenchere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie erst in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der preußischen Armee, das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche.« So stand er seltsam, aber logisch gegen den Gedanken des größeren Preußens, wegen der unannehmbaren Form. Der Name Friedrichs des Großen war in der Debatte genannt worden, er griff ihn auf. Sowohl die Frankfurter Kaiserpartei, wie jetzt die der Union folgenden Mittelstaaten, handeln doch nur aus Angst vor dem Radikalismus, so deduzierte sich Bismarck. Fällt diese Angst weg, so fällt ihnen auch Preußens Wert weg und die Bereitwilligkeit für dieses. Nur der Respekt vor preußischer Gewalt kann sie dauernd bestimmen. Friedrich II., wenn er heute seine Preußen zu führen hätte, hätte nach dem Bruch mit Frankfurt entweder rasch mit Österreich zusammen der Revolution ein Ende gemacht, oder er hätte, mit dem Eigenrechte der Schwertkraft, Österreich trotzend, den Deutschen befohlen, welches ihre Verfassung sein solle. So hätte er Preußen, »im ersten Falle in Gemeinschaft mit Österreich, im andern Falle durch sich allein, die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu verhelfen, die ihm in Europa gebührt.« „In diesen Worten,“ hebt Max Lenz (Geschichte Bismarcks) bedeutsam hervor, „sehen wir bereits die Wege angedeutet, auf denen Bismarck [der Diplomat und Minister] seinem Ziele nachgegangen

ist. Er hat beide versucht, wechselweise hat er sie verfolgt; er hat den ersten auch dann nicht aus dem Auge verloren, als ihn der zweite gegen Österreich führte, ja er hat ihn gerade im Siege wieder aufgesucht und auf ihm erst die stärkste Sicherung für seine Schöpfung gefunden. Mit oder ohne Österreich — das ganze Programm seiner deutschen Politik liegt darin beschlossen.“ Er hat das Deutsche jetzt schon im bestimmten Ziel, weil es, vollends seit 1848, keine große Politik in Deutschland mehr geben kann, die nicht die deutsche ist. Und nach wie vor finden wir ihn deutschnational im persönlichen Mannesgefühl, auch jetzt wieder die deutschen Imponderabilien schützend gegen die Auslandsverhimmelung. Das Ausländische hat immer einen gewissen vornehmen Anstrich für uns. (15. November 1849).

Der Vierunddreißigjährige hieß nicht der Führer der preußischen Altkonservativen, aber er war ihr schneidigster Redner geworden und ihr bester Publizist, dessen oft schnell im Redaktionzimmer geschriebene „Zuschauer“-Artikel die Glanzstücke der Neuen Preußischen Kreuzzeitung waren. Die Gegner erkannten ohne Unterschätzung in ihm den eigentlichen Todfeind, den bösen Dämon ihrer Träume und ihrer Art von deutscher Hoffnung, oder mit den Worten, die



Abb. 63. Bismarck als Botschafter in Paris.

Aufnahme vom Jahre 1862.



Abb. 64. Das preußische Gesandtschaftsgebäude, jetzige deutsche Botschaftshotel in Paris. (Zu Seite 88.)

der wackere Hermann v. Bederath mit erzürntem Kummer sprach: Deutschlands verlorenen Sohn.

Als nun am 20. März 1850 das Erfurter Parlament zusammentrat, das der inzwischen zusammengeschmolzenen und gefährdeten Union als konstitutionelles „Volkshaus“ sekundieren sollte, war auch Bismarck, abermals von den getreuen Rathenowern, dazu gewählt worden. Sein Programm für diese Tagung ist am prägnantesten ausgedrückt in den Worten, die er dem preußisch-konservativen Führer Stahl in dessen Album — wie sie in den Flitterwochen des Parlamentarismus überall üblich waren — eintrug: „... Darum ist unsere Lösung nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis.“ So vertrat er hier das Gleiche wieder, nur vor etwas anderen Hörern. Wieder alle überraschend und überragend durch bestimmtes und wohl angewendetes historisches Wissen. Es war kaum jemand, der das richtig klar gewußt hätte, als er dem ungläubigen Hause unter lebhafter Unruhe der Linken sagte, ihr Schwarzrotgold, das heilige Banner des Einheitsgedankens, sei gar nie die Farbe des alten Reichs gewesen. Selbst auf abgelegensten Gebieten produzierte er geschichtliche Kenntnisse und private Lesefrüchte. Als der Präsident, Ed. Simson, am 25. März 1850 darauf hinwies, daß gerade vor 1000 Jahren ein Reichstag zu Erfurt stattgefunden habe, da wußte bei baldiger Gelegenheit Bismarck die nähere Mitteilung zu machen, nach Meinung der Spangenberg'schen Chronik Folio 93, wenn er nicht irre, habe König Ludwig der Deutsche jene Tagfahrt, die übrigens nur ein territorialer Hofstag, also Landtag, gewesen sei, zu dem Zweck berufen, „um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich gewesen sei, ein Ende zu machen“.

Natürlich herzliche Heiterkeit auf allen Bänken über das höchst unerwartete Zitat, wie so manches Mal noch über Bismarck's unwiderstehliche Vergleiche und Sarkasmen.



Ein Jünger der Staatskunst verabschiedet sich von seinem Meister, um selbständig das Geschäft zu betreiben.

Abb. 65. Karikatur von 1862.

Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch. (Zu Seite 130.)

Man war damals überhaupt eher zornig und kummerbeschwert übereinander — und sagte sich das — als ungebildet und feindselig verbissen. Es waltete über allen und in allem ein schönes verbindendes Gefühl, bei aller Abweichung der Ansichten doch um des Vaterlandes willen gekommen zu sein. Die generelle Beleuchtung, in die die Geschichte nachträglich die damaligen Gegner Bismarcks versetzt hat, ist ihnen natürlich ungünstig, ihr machtvoller Besieger hat wenig von nachlebendem Interesse für sie übrig gelassen; lernt man sie jedoch aus den Protokollen ihrer Reden genauer kennen, so kann man nicht anders als fast für jeden einzelnen aufrichtige Achtung, für viele herzliche Zuneigung zu empfinden.

Übrigens die Tante Boß, die nicht erst neuerdings das gelegentliche enfant terrible des links vorgeschrittenen Liberalismus ist, gestand schon 1849 ein (wenn auch mit allen Vorbehalten, die eine ältere Dame bei solchen Backfischenwandlungen macht), daß ihr dieser Junker v. Bismarck nicht einmal so gar schlecht gefalle. —

Bismarck hat die Demütigung Preußens vor Osterreich und dessen leitendem Minister Felix Schwarzenberg, die dann zu Olmütz geschah, nicht so schmerzlich empfunden, wie es die patriotische öffentliche Meinung, auch unter Konservativen, und wieder in seiner Weise der ganz soldatische Sinn des Prinzen von Preußen taten. Wie Friedrich Wilhelm in abermaliger Wendung sich der „Befreiung von Fesseln“ erfreute, so war für Bismarck die Hauptsache, daß die Union ihr Ende hatte. Er war wie erlöst, daß Radowiz abgetan war, hatte auch zunächst nicht ernstlich an den drohenden Krieg geglaubt, sah noch keine Waffenstreckung in dem ihm sympathischen Selbstverzicht der jüngsten preußischen Politik; als er sich dieser nicht mehr verschließen konnte, suchte er sich an die Trostgründe zu halten. Der Landwehrleutnant von 1838 (f. S. 32) war dem von den Wallungen des Tages nicht abzulekenden Politiker gewichen. Daß eine österreichische Drohung diesen Abschluß herbeigeführt hatte, war für Bismarck insofern leichter zu etragen, als alte Vorstellungen traditioneller Ehrfurcht gegen Osterreich, gegen dessen hergebrachte Führung und dessen Staatskunst in ihm neuerdings wieder lebendiger geworden waren; so glaubte er ja auch einem heutigen Friedrich dem Großen nicht bloß den einen Weg gewiesen. Sein Kampf gegen die kleindeutsche Kaiserkrone von Volkes Gnaden und gegen die Union hatte seine Anschauungen in gewisse Übereinstimmung mit der österreichischen Politik gebracht, während er anderseits bisher keine Veranlassung zu näherer Kritik der kaiserlichen Diplomatie gehabt hatte. Aus Vorstellungen heraus, die der altkonservative preußische Kreis der Gerlach

und Kleist-Regow und in seinem tiefinnersten Wesen der König teilte, welcher am liebsten als erster Kurfürst des Reiches einen neuen Kaiser aus Habsburgs Stamm im feierlichen Krönungshochamt bedient hätte, vermochte auch Bismarck in dem Senken der Waffen vor Österreichs Wort ein verständiges Ablassen vom Falschen und eine Handlung geziemender, ehrenvoller Loyalität zu erblicken. Im preußischen Landtag am 3. Dezember 1850 verteidigte er in ausführlicher Rede Olmütz damit, daß Preußen so für sich am besten gesorgt habe. »Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört.« Preußen ist nun wieder frei geworden von den Rücksichten auf die populäre Strömung, von der Selbstfesselung durch das Eingehen auf deren Gedankenrichtungen. »Sollten wir trotzdem dahin getrieben werden, für die Idee der Union Krieg zu führen, meine Herren, es würde nicht lange dauern, daß den Unionsmännern von kräftigen Fäusten die letzten Fetzen des Unionsmantels heruntergerissen würden, und es würde nichts bleiben als das rote Unterfutter dieses sehr leichten Kleidungsstückes. Am wenigsten kann ich glauben, daß die Staatsmänner, die im Sommer 1848 der Freundschaftsbezeugungen einer Handvoll Berliner Proletarier sich nicht erwehren konnten, stark genug sein würden, wenn einmal der Brand entzündet ist, im Kampfe mit der Übermacht die dargebotene Hand der polnischen, italienischen, ungarischen und deutschen Demokraten zurückzuweisen.« »Die preußische Ehre besteht nach meiner Überzeugung nicht darin, daß Preußen überall in Deutschland den Don Quixote spiele für gekränkte Kammerzelebritäten . . . Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schwachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung, daß dasjenige, was Preußen und Österreich nach gemeinschaftlicher unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands gemeinschaftlich ausgeführt werde.«

Das von Rob. Prutz und W. Wolffsohn neubegründete „Museum“, das alles eher als konservativ war, schildert im ersten Heft den damaligen Bismarck, dessen Auftreten sich in der Regel zu einem ironischen Duell mit Vincke zuspitzte, und berichtet von



„Dann wandelt er an Freundes Hand,
Vergnügt und froh in's beg're Land.“

Abb. 66. Parikatur von 1862.

(Zauberflöte. Bismarck zwischen Napoleon III. und Otto v. Manteuffel, im Hintergrunde der Geist Hasienpflug.)

Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch. (Zu Seite 130.)



Abb. 67. Kriegsminister Albr. v. Roon.
Aufnahme von 1862. (Zu Seite 86.)

in den Bundestag vollziehen. Seit den schweren Tagen von 1848 besaß Bismarck des Königs volles Vertrauen auf seine persönliche Zuverlässigkeit. Im übrigen hielt Friedrich Wilhelm ihn für politisch unreif und wollte sich nicht mit ihm kompromittieren, so daß er auch bei Hofempfangen Bismarck aus dem Wege ging. Ihm war dieser noch der „blutige“ Draufgänger, der etwa für später aufzubewahren sei, oder in Bismarcks eigener Wortfassung: „das Ei, woraus Friedrich Wilhelm einen Minister ausbrüten wollte: und das er darum zunächst unter Rochows Fittiche nach Frankfurt schob. Bismarck selbst war durch Otto v. Manteuffels, des neuen Ministerpräsidenten, plötzliche Frage völlig überrascht worden, doch antwortete er einfach mit Ja. Am 8. Mai 1851 empfing ihn vor seiner Abreise der König in Sanssouci: „Sie haben viel Mut, daß Sie so ohne weiteres ein Ihnen fremdes Amt übernehmen.“ Und nach der Antwort: „Dann wollen wir die Sache versuchen.“ Am 11. Mai traf Bismarck in Frankfurt ein.

In der Bundesstadt war nun freilich der in ein Küchlein der auswärtigen Diplomatie verwandelte machtvolle Landtagskämpfer sich so gut wie selber überlassen. Rochow besorgte ohne weitere Absichtlichkeit die Geschäfte möglichst, ohne daß jener Einblick bekam. Er liebte kürzestes Abmachen, mit Vorliebe durch Privatbriefe;

dieser Rede: „Trotz der ziemlich rohen Heiterkeit, mit der die Linke Bismarcks Vortrag begleitete, machten verschiedene Stellen daraus unverkennbaren Eindruck, und selbst entragierte Gothaer mußten zugeden, daß er die Krone des Tages davongetragen.“

VIII.

»Eisen und Blut.«

Eine Veranlassung zu der bisher mangelnden Kritik Österreichs sollte nun aber bald eintreten und neue Ansprüche an sein Dazulernen machen, indem Bismarck Gelegenheit erhielt, die Wiener Politik aus verantwortlicher Beobachterstellung kennen zu lernen. Ratschläge seit dem Herbst 1848, Bismarck ins Ministerium zu berufen, hatte der König abgelehnt, aber im Mai 1851 wurde jener auf v. Gerlachs Vorschlag dem interimistischen preussischen Gesandten am wiederhergestellten deutschen Bundestage in Frankfurt, dem General v. Rochow, als voraussichtlicher baldiger Nachfolger beigegeben. Der General sollte als persona grata beim Zaren nach Petersburg zurückkehren, aber die Wiedereinführung Preußens



Abb. 68. Bismarck.
Aufnahme vom Jahre 1863.



Abb. 69. Bismarck als Ministerpräsident. 1863.
Nach einer in Friedrichsruh befindlichen Lithographie.

Bismarck benutzte er im übrigen nur als »Redakteur«. Nicht der Vorgesetzte an sich, sondern der Mangel an Arbeit, das Gefühl der Überflüssigkeit ist es, worüber sich Bismarck beklagt. Meine Stellung ist hier lediglich eine zuschauerliche und ex post kritisierende, da die wichtigen Sachen fertig aus Berlin kommen, die übrigen meist mündlich und gelegentlich abgeredet werden, was doch nur einer besorgen kann.« Inzwischen wurde er in seiner auf Zusagen beruhenden Erwartung, der Nachfolger zu werden, verschiedentlich beunruhigt, zumal Rochow des Petersburger Hoflebens müde und geneigt war, in Frankfurt zu bleiben, wobei er Bismarck mit einem andern Diplomatenposten oder -pöstchen abzufinden gedachte. »L'appétit vient en mangeant, und jetzt lege ich allerdings einen ambitiösen Wert auf meine Ernennung und ihr Ausbleiben seinerzeit würde mich schmerzen. Ich bescheide mich aber, daß Rücksicht auf persönliche Wünsche politischen Gründen gegenüber nicht maßgebend sein kann, und würde auch im schlimmsten Falle die Rolle eines gekränkten Staatsmannes jederzeit für eine geschmacklose halten.« Er

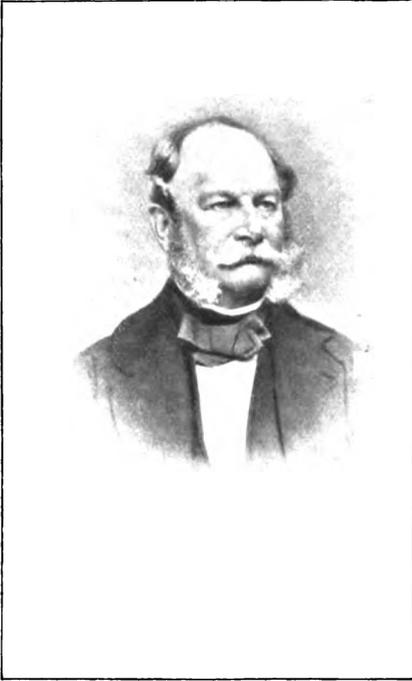


Abb. 70. König Wilhelm.
Aufnahme aus dem Jahre 1862.

fand sich so gut wie möglich mit der Sachlage ab, machte sich über seine Eigenschaft als fünftes Rad am Wagen lustig, was er insofern konnte, als irgendein Ende vor der Tür stand, und schrieb einstweilen, da er keine Angelegenheiten zu berichten hatte, an den Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel, sowie an den General v. Gerlach nach Berlin die wundervollsten und köstlichsten Briefe über Personen, Frauen und Dinge in seiner neuen Umgebung, der Reichs-, Bundes- und Bankierstadt am Main.

Am 15. Juli 1851 wurde er dann an Rochows Stelle selber ernannt, was ihm ein Brief Manteuffels vom 11. Juli mit unverkennbarer Genugtuung ankündigte. Nun erfolgte sein Umzug in die Bodensteiner Allee (jetzt Nr. 140) und die endliche Wiedervereinigung mit Frau v. Bismarck und den Kindern, der langerharte Abschluß eines Strohmitwertums auf dem Warteposten, das uns freilich mit einer Reihe seiner inhaltstiefsten und über ihn aufschlußreichsten Briefe beschenkt hat.

Es war kein Diplomat von Fach, der hier zum Vertreter des in seiner auswärtigen Politik von den meisten Schwierigkeiten und Gefahren umhagten europäischen

Staates ernannt worden war. Und das war auch gut. Wie er dadurch ein so doktrinenfreier Beurteiler geworden, daß er der konstruierenden Geschichtsphilosophie (die keine Geschichte, sondern ein systembaucndes Stück Philosophie ist) entronnen war, so ward es jetzt zum Segen, daß er nicht eingespannt gewesen war in die vormärzlich-zivilistische Diplomatenchule der Schnallenschuhe und der Seidenstrümpfe, der kleinen Schritte, der zierlichen Pas und Drehungen nach allen Seiten und immer auf demselben Fleck. Auch hier trat er vielmehr unverkünstelt und mit unverdorbener Kraft an seine Aufgabe heran. In seinen Frankfurter Anfängen wollte wohl Spott unterlaufen über den neuen Kollegen, den Politiker vom Lande und „Diplomaten in Holzschuhen“, doch das wahrte nicht lange, man erkannte bald, daß es scharf gespornte Reiterstiefel seien, in denen dieser Keuling der Diplomatie so fest daherging, und daß er, wenn man genauer auf den Abgeordneten v. Bismarck im preussischen Landtag geachtet hatte, hier die gleiche Entschiedenheit und Überlegenheit nicht fehlen lassen werde. Man merkte auch sehr fühlbar, daß der von der Presse verschrieene höhrende Krautjunker an Sicherheit und Takt im diplomatischen Personenverkehr der hemdärmlich-jovialen Unhöflichkeit der österreichischen Präsidialvertreter weit überlegen war. Und wenn der alten Politikerschule die Sprache dazu gut gewesen war, die Gedanken zu verbergen, so gab ihm seine Offenheit sogar ein ungesuchtes Übergewicht. Denn hinter ihr wurden die heimlichsten Anschläge gewittert, und so konnte er vieles ungeschweht und ohne Schaden enthüllen, weil es nach altem Brauch doch nicht geglaubt ward, und durfte sich nachher darauf berufen, es mitgeteilt zu haben.

Bismarck brauchte nicht lange Zeit, um zweierlei neue Eindrücke zu gewinnen. Den ersten formulierte er so: »Es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigtuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde.« »Die von den kleinen Staaten sind meist karikierte Poppdiplomaten, die sofort

die Berichtphysiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Zigarre bitte, und Wort und Blick mit Regensburger Sorgfalt wählen, wenn sie den Schlüssel zum A—fordern.« An zwei Tagen ließe sich zuwege bringen, wozu man hier fünf Jahre brauche. Die zweite, ernstere Erkenntnis war die: Notwendigkeit völliger und schleuniger Abkehr von Österreich. Wie wenig Zeit war vergangen, daß ihn Olmütz fast gefreut hatte. Er kam nach Frankfurt, bereit, die neue Freundschaft mit Österreich zu pflegen, persönlich zurückhaltend, nur preußisch, mit seiner ganzen Wachsamkeit und seiner scharf empfindlichen Kritik gegenüber allem, was dem Durchschnitt imponierte. Bald genug richtete der neue Gesandte seine wohlbegründeten Warnungen nach Berlin, damit Österreich die in Olmütz gewonnene Position nicht »wie in der Wallensteinschen Periode« ausnütze.

Übrigens war Preußens Stellung am Bunde schwieriger denn je. Nicht mehr wie in vormärzlichen Tagen nahmen die Mittel- und Kleinstaaten auf die Stimmung ihrer Untertanen jene gewisse Rücksicht, die besonders die konstitutionellen unter diesen Regierungen, d. h. die große Mehrzahl, an einer allzu deutlichen Heeresfolge für Metternich gehindert hatte. Sie waren jetzt alle erlöst von dem ihre Souveränität bedrohenden Alpdruck der liberalen und nationalen Revolution, der Frankfurter Parlamentsbeschlüsse und der nach Bismarcks trefflicherer Logik nur dadurch für sie erträglichen Unionspolitik; sie waren Österreich für die Wiederherstellung des Bundestages dankbar und in allem dienstbestiffen. Dieser erdrückenden Majorität gegenüber besaß Preußen nur eine von siebzehn Stimmen im Bunde; es hatte einen zuverlässigen politischen Freund auf seiner Seite, Weimar; zwei der Vertreter waren wenigstens persönlich preußenfreundlich, die von Mecklenburg und Luxemburg; einige nahmen eine nicht direkt österreichische, gern vermittelnde, aber immer doch eher nach Wien neigende Haltung ein: Bayern, Baden, Hannover, Dänemark (für Holstein) und die Hansestädte.

Die österreichischen Vertreter hatten es also bequem, das österreichische Interesse »wie pudenda zu verdecken« und ihre Klientel ins Gefecht zu senden. Es waren nacheinander Persönlichkeiten, die schwierig genug für einen Bundestagsgesandten erscheinen



Abb. 71. Das alte Abgeordnetenhaus in der Leipzigerstraße zu Berlin.

konnten, der der Präsidialmacht nicht länger untertänig gefügig und der im Punkte der preußischen Ehre unbeugsam sein wollte. Trotzdem verstand Bismarck, gut mit ihnen fertig zu werden, und führte mit dem Grafen Friedrich v. Thun nach einigen anfänglichen, oft erzählten anekdotischen Zwischenfällen und schließlich sehr offener Aussprache ein ganz erwünschtes persönliches Verhältnis herbei. Graf Thun gefiel ihm bei näherem Kennenlernen und dem Sich-Einleben in die österreichische Art mehr und mehr, und er bedauerte sein baldiges Scheiden. Bei dem Nachfolger, Freiherrn v. Prokesch-Osten, einem emporgekommenen, in allen möglichen Sätteln geschickten ursprünglichen Mathematiker, wurde ihm allerdings schwer, dessen oft erprobte absolute Unglaublichkeit zu überwinden; er gelangte mit ihm »einigmal zu bundesfreundlichen Expektorationen außerhalb des diplomatischen Sprachgebrauchs«, die aber sonst keinen Schaden taten. Den Grafen Bernhard v. Rechberg, der nach Prokesch 1855—1859 Präsidialgesandter war, schätzte Bismarck wiederum sehr. Er kannte ihn als wahrheitsliebend, und das war ihm immer die Hauptsache; solchen Staatsmännern war er auch geneigter, politisch entgegenzukommen. Rechberg ward 1859 österreichischer Minister des Aeußeren; wie sein Sturz im Oktober 1864 für Bismarck eine Verminderung der Aussicht auf friedliche Lösung der deutschen Fragen bedeutete, hat der preußische Staatsmann später verschiedentlich betont.

Unter schwierigen Umständen ist es Bismarck in Frankfurt möglich gewesen, den Hauptteil des real Erwünschten zu erreichen. So die Rückgängigmachung eines Beschlusses der verfloffenen Frankfurter Nationalversammlung, der die preußischen Provinzen Preußen und Posen dem deutschen Vaterlande einverleibt, d. h. aus lauter Patriotismus dem Königreich Preußen die Basis seiner Stellung als europäisch souveräne und unabhängige Großmacht entzogen hatte, die es jetzt nach Erneuerung der Bundesverfassung

unbedingt wieder brauchte. Ferner die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung des kleindeutschen, von Preußen geführten Zollvereins. Diesmal spielte Österreich, um die Zollpolitik als Bundesfrage in die Hand zu bekommen, den großdeutschen Patriotismus aus. Das mochte Bismarck ihm gerne gönnen, weil es das Gegenteil von Lodung für die Einzelstaaten war. Er stellte sich ganz kühl auf den Boden des materiell Zweckmäßigen. Das ließ die bisherigen Zollverbänden beruhigt erkennen, nicht mit preußischer Unionspolitik veränderter Form, sondern mit einem nur sachlichen Kontrahenten zu tun zu haben. Und wenn weder bei diesen übrigen Regierenden noch bei deren Untertanen Liebe für Preußen war, so waren doch die letzteren lebhaft



Abb. 72. Karikatur aus der Konfliktzeit.
Frankfurter Laterne, 30. Sept. 1863.

an der Fortdauer der bisherigen Handelsverhältnisse interessiert und übt dahin auf ihre Regierenden Druck.

Eine Vertretung des preußischen Gesandten bei der kaiserlichen Regierung führte Bismarck einige Monate nach Wien, von wo aus er, im Juni 1852, auch Ofenpest besuchte und Ausflüge an die obere Theiß machte — ungarische Romantik heute schon verblaßten Zaubers, was er da wieder in die langen prachtvollen Schilderungen an Frau v. Bismarck eingefangen hat.

Die Zollangelegenheit, welche die belangreichste in dieser Wiener Mission war, hatte aber für Bismarck noch das bedeutsame persönliche Ergebnis, ihn nachdrücklich auf die deutsch-materiellen Fragen überhaupt und auf deren Wichtigkeit als Handhabe für Preußens Stellung in Deutschland geführt zu haben. »Diejenige Stelle, die darin die Initiative ergreift, sei es der Bundestag, der Zollverein oder Preußen allein, wird einen großen Vorsprung in den Sympathien der Beteiligten haben, denn die Sachen, quae numero et pondere dicuntur, sind der Mehrzahl der Deutschen wichtiger als Ihnen und mir.« (An v. Gerlach.)



Abb. 73. Spottbild auf Bismarcks russenfreundliche Haltung beim Polenaufstand von 1863.

Frankfurter Laterne, 4. März 1868. (Zu Seite 98.)

Die Hauptleistung aber wurde von Bismarck vollbracht, als 1853 die orientalische Frage am europäischen Morgenhimmel erschien: daß er die Mobilisierung der Bundesmacht verhinderte, durch Verständigung Preußens mit den deutschen Staaten das hin- und herschwankende Österreich dem Einfluß der Westmächte entriß und die in jener Richtung wirkenden Bestrebungen umgestaltete in Aufmerksamkeit auf die Gefahr französischer Übergriffe. Unverwirrt durch alle Deklamationen der interessierten politischen Kreise, wie einer teils feilen, teils blinden Presse machte er sich und denen, die es wissen mußten, unwiderleglich klar, daß das vom deutschen Moskowiterhaß stürmisch verlangte Engagement für Österreich sofort die russischen Lanzen gegen Preußens Ostgrenze richten, den Kampfplatz dorthin verlegen, die Westgrenze aber dem nach Beute und Prestige hungernden neuen Napoleon preisgeben würde. In einer Zeit, wo der Deutsche die europäischen Fragen danach beurteilte, ob man sich westmächtilich-liberal entscheiden wolle, wie damals z. B. Prinz Wilhelm und der sonst der englischen Einflußsphäre



Abb. 74.

Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg.
Nach einer Lithographie von E. Fischer. (Zu Seite 100.)

verfallene Fürsten- und Diplomatenkreis taten, oder russisch-antinapoleonisch und antirevolutionär, wie die Kreuzzeitungspartei und — seine Schwankungen ungerichtet — Friedrich Wilhelm IV., fand Bismarck die neue, mit Achselzucken aufgenommene Richtschnur: ganz einfach preußisch und deutsch zu sein. Er hatte schweren Stand; bei der Zuspitzung der Entscheidung im Frühjahr 1854 eilte er zweimal nach Berlin, um gegenseitige Beschlußfassung des Königs, preußische Unterstützung eines westmächtl. österreichischen Ultimatums an Rußland abzuwenden. Aber schließlich mußte die von ihm vertretene klare, unabgelenkte Logik durchdringen. Nicht Preußen folgte Österreich, sondern Österreich Preußen.

Es handelte sich hier um mehr als einen Meinungsstreit. Die bisherige theoretische deutsche Politik hatte viel Ähnlichkeit mit

der deutschen Bildung überhaupt. Wie es zu dieser gehört, fremde Sprachen zu treiben, so politisierte man auch mit universeller Bildung, d. h. mit ausländischen Gesichtspunkten und im Dienste solcher. Man „dachte“ englisch, westmächtl., russisch. Das war in einem wichtigen Fall erschüttert worden. Und der Ministerpräsident, der schon dem Ultimatum, wenn auch nur nachgebend, zugestimmt hatte, war zu Bismarcks Meinung zurückgeschwenkt. Die Darlegungen und Berichte des Frankfurter Gesandten begannen mittelbar die preußische Politik zu regieren.

Von diesen Schreiben haben zwei besonderen Ruhm gewonnen. Erstlich ein außerdienstlicher Brief vom 26. April 1856 an Mantouffel. Bismarck entwickelt darin, daß nach dem Frieden nichts so sicher zu erwarten sei, als Annäherung von Rußland und Frankreich, den beiden seit dem Erlöschen der Gedanken der heiligen Allianz durch nichts mehr grundsätzlich getrennten, dagegen durch vieles, namentlich das beiderseitige Grundverhältnis zu England, aufeinander angewiesenen Nationen. Deutschland habe um so dringenderen Anlaß, auf die Lösung der deutschen Frage bedacht zu sein. Je baldier diese geschehen, desto eher könnten nachher die beiden deutschen Großmächte nebst den übrigen deutschen Staaten ehrlich gegen West und Ost zusammen stehen. Österreich wartet nur auf die Gelegenheit, »uns die Sehnen zu durchschneiden«. »Nach der Wiener Politik ist einmal Deutschland zu eng für uns beide. . . . Der deutsche Dualismus hat seit 600 Jahren gelegentlich, seit Karl V. in jedem Jahrhundert regelmäßig durch einen gründlichen inneren Krieg seine inneren Beziehungen geordnet, und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes als dieses Mittel die Uhr der Entwicklung auf die richtige Stunde stellen können. Ich beabsichtige mit dieser Ausführung keineswegs

zu dem Schlusse zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Österreich unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen.«

Auch jetzt, wo er die geringschätzige und unloyale Behandlung Preußens durch Wien immer und immer wieder nachwies, und späterhin wollte Bismarck den Krieg mit Österreich, wenn es ging, vermeiden und für eine friedliche Lösung der deutschen Frage Opfer bringen. Der Krieg war ihm das den meisten Erfolg versprechende, aber in verschiedener Hinsicht allzu gefährliche Mittel. Jede »drei Schritte«, die sich dem Ziele friedlich näher kommen ließen, sollten ihn freuen. Im Grunde aber glaubte Bismarck persönlich an die Unvermeidlichkeit des Krieges.

Bis die deutsche Normaluhr richtig und die Möglichkeit, mit Österreich zusammenzugehen, wiederhergestellt werden kann, so fährt der Brief fort, empfiehlt sich »etwas kostenlose Freundlichkeit gegen Napoleon«. Auf keinen Fall aber darf Preußen dem letzteren den Platz an Rußlands Seite allein überlassen.

Nicht minder wichtig ist die im März 1858 aus Frankfurt gesandte Denkschrift: »betr. die Inangriffnahme einer selbständigen preussisch-deutschen Politik«:

Der Bund, welchem die Beteuerungen Österreichs gelten, ist nichts weiteres als die österreichische Mehrheit im Bundespalast. Die Lage Preußens wäre vielleicht eine bessere, wenn der Bund gar nicht existierte; diejenigen näheren Beziehungen zu den Nachbarn, deren Preußen bedarf, hätten sich deshalb doch und unter Preußens Leitung gebildet. Alle unzweifelhaften Bundespflichten in Krieg und Frieden muß Preußen getreu erfüllen, solange der Bund besteht. Aber an sich ist letzterer »ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht beizeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen«. Nachdem eines von beiden geschehen sein wird, dann gilt es, baldmöglichst ein enges Bündnis nach außen mit Österreich herbeizuführen. Bis dahin heißt die Lösung noch: gutes Einvernehmen mit Frankreich und — wie überhaupt unter allen Umständen — mit Rußland. So lehren diese weit vorausspähenden Darlegungen aktuelle Gegnerschaften in Prophezeiung dereinst kommender natürlicher Gemeinsamkeiten um und zeichnen schon die Grundstriche derjenigen politischen Sachlage, die trotz neuester Nuancierungen doch noch heute Europa beherrscht.

In der Zeit, da am vertwegensten über Bismarcks Lebenswerk orakelt und kritisiert werden konnte, damals, als der neue Kurs zu Wasser ging, kehrte mit Vorliebe die Wendung wieder, Bismarck habe nur „eine zusammenhanglose Politik“ mit Hilfe von viel Glück und einigem unbestreitbaren Jongleurgeschick zu ihrem erfreulichen Ausgang geleitet. Andererseits hat Sybel abgewehrt: von Lehrjahren Bismarcks zu reden, wäre ungefähr ebenso passend, als von der Schwimmschule eines jungen Frosches zu reden. Das ist ja, was die Anlage und das Genie betrifft, sehr treffend und gut gesagt. Indessen gelernt hat Bismarck zeitlebens, und zwar mit Einsetzung von Mühe, Fleiß und aller Tüchtigkeit, und jene Frankfurter Periode bildet die hochwichtigen Wanderjahre, den inhaltvollsten Teil seiner Lebenslehrezeit. Wir haben auf einiges hingewiesen und auf anderes



Abb. 75.
Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha.
(Zu Seite 107 u. 111.)



Conducteur Rechberger. Achtung, Kollege, daß wir nicht auseinander kommen! Jetzt kommen wir an eine gefährliche Stelle.

Abb. 76. Karikatur vom März 1864 auf die Politik Preußens und Österreichs (Graf Rechberg) in der schleswig-holsteinischen Frage. Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch. (Zu Seite 100.)

wird hinzuweisen sein. Die klare Erkenntnis, wie es mit Preußen und Österreich gegenseitig stehe, beginnt von dem Moment an, da Bismarck berufen ward, in die Politik aktiv einzugreifen, und deutlich, wie nirgends, bildet in dieser Beziehung sein Werk eine einzige stete Kette, zu der die Ratschläge und Maßregeln seiner Politik als unentbehrliche Glieder gehören. So zwanglos hat er diese Gliederkette über das Rad der Zeit dahinrollen machen, daß Solche, die eben nur ein Stückchen überblicken wollten oder konnten, wohlweise nachher erklären mochten: er hat immer nur gesorgt, daß das jedesmal Allernächste glatt ging, er hat „politisch von der Hand in den Mund gelebt“. Wir möchten nicht falsch verstanden werden und setzen richtige Unterscheidungen voraus. Kein Staatsmann kann, wie Bismarck selbst so oft betont hat, seinen Feldzugsplan ganz genau im einzelnen voraus wie nach der Karte feststellen. Er wußte natürlich nicht von vornherein, auf welcher Straße er jeweils zu marschieren, an welchem Punkte er zu schlagen haben werde. Aber er wußte genau, wohin er gelangen wollte und wohin er nicht gelangen durfte, und tat nur das, was ihn nach jedesmaliger Lage der Sache seinem Ziele näher brachte. Er hat allerdings, nach dem Beruf des Politikers, gesorgt, daß jedesmal das zunächst Notwendige geschah, aber auch das jeweils Notwendige erkannte er aus dem einen und unberrückbarem Ziel.



Abb. 77. von der Pforden, 1849—1859 und 1864—1866 bayerischer Ministerpräsident. † 1880.
Nach einer Lithographie von Schreiner. (Zu Seite 108.)

Als dieses darf zwar nicht formelhaft das Deutsche Reich bezeichnet werden. Sein Gedanke war seit der Mitte der fünfziger Jahre: die Großmachtstellung eines von der österreichischen Bundesführung befreiten Preußens, und dessen Hegemonie über einen mehr oder minder umfassenden Teil des übrigen Deutschland, bei engerem, womöglich sogar staatsrechtlichem, jedenfalls koordinierendem Bündnis mit dem Donaureiche. Darin liegt freilich alles seitdem Erreichte und Erstrebte enthalten. Wie das erreicht wurde, darauf hat am meisten, wie Bismarck oft betont hat, Österreichs eigenes formelles und sachliches Verhalten eingewirkt.

Es wird aufgefallen sein, daß seine Zukunftsperspektiven England beiseite lassen. Er hat mit diesem im Zeichen des ständigen parlamentarischen Parteiwechsels stehenden Faktor eben nie bestimmt gerechnet und oft genug gewarnt vor Englands vielerprobter Unzuverlässigkeit, höflich ausgedrückt, vor seiner seit dem frühen achtzehnten Jahrhundert zum Prinzip gewordenen Übung, andere für sich zu mobilisieren und dann im Trüben zu fischen. Bekannt ist ja, daß Bismarck seinerseits fast immer mit versteckter oder doch schwer faßbarer Mitwirkung von England aus zu ringen gehabt und dies aufreibender, nervenverbrauchender empfunden hat, als alle richtigen Gegnerschaften.

Gerade insofern hat er die Haltung Preußens und des Bundes in den Krisen von 1853 bis 1856 nicht nur in Frankfurt, sondern vor allem in Berlin erkämpfen müssen.

England war denn auch erbittert und entrüstet genug über diese neue Politik, die preußisch und deutsch werden, an sich selber denken und „gesund egoistisch“ sein wollte. Seine Presse verkündete, man werde jede Gelegenheit ergreifen und alles Geeignete unterstützen, um Preußen zu schädigen; Königin Viktoria schrieb an Friedrich Wilhelm IV. einen Brief, der so weit ging, zu sagen, der König verzichte auf eine Großmachtstellung Preußens, wenn er Rußland den Krieg nicht erkläre.

IX.

»Mein alter Herr, Kaiser Wilhelm I., war nicht für deutschnationale Gedanken erzogen, nicht in diesen aufgewachsen. Aber das angeborene deutsche Gefühl hat ihn nie verlassen.«

Der Prinz von Preußen war seit seinem englischen Aufenthalt im Jahre 1848, seit dem engeren Verkehr mit dem koburgischen Prinzgemahl und dem Gesandten Ritter v. Bunsen von einer Art generöser Vorliebe für englischen Anschluß geleitet, die von seiner Gemahlin eifrig unterstützt, um nicht zu sagen, beeinflusst wurde. Sie folgte der nicht bloß hohen Damen unwillkürlichen Vorstellung, daß das französische und noch mehr das englische dem einheimischen an sich überlegen sei, ohne jedoch davon ihre politischen Gedankengänge ausschließlich abhängig zu machen. Es hatte dem Prinzen Wilhelm im Frühjahr 1851 nicht recht in den Sinn gewollt, daß dieser junge „Landwehrlieutenant“ v. Bismarck preußischer Bundestagsbevollmächtigter werden sollte, aber in seiner ruhigen Sachlichkeit hatte er befürwortenden Empfehlungen der Persönlichkeit Gehör geschenkt. Bismarck seinerseits konnte am 24. Juni desselben Jahres an seinen Bruder Bernhard schreiben: »In acht Tagen kommt der Prinz von Preußen her, er hat sich, wie ich erfahre, schon überzeugt, daß seine erste Ansicht, meine Ernennung sei



Abb. 78. Bild auf Gastein. (Zu Seite 108.)

eine Mediatifizierung unter Österreich, nicht richtig gewesen, und scheint mit uns oder doch mit meiner Person ganz ausgeföhnt. « Nun führten bei der leichten gegenseitigen Erreichbarkeit von Koblenz, wo Prinz Wilhelm seit 1849 als Gouverneur der Rheinlande residierte, und Frankfurt verschiedene Höflichkeitsanlässe eine nähere Bekanntschaft herbei. Der Prinz übernahm auch die Patenschaft bei Bismarcks zweitem Sohne (1852) und ließ sich bei der Taufe vertreten. Freilich bedeutete das alles zunächst mehr eine persönliche Schätzung Bismarcks durch den Prinzen, als politische Übereinstimmung. Im Jahre 1850 hatte der Prinz Bismarcks gelassene Auffassung über Olmütz diesem verübelt. Jetzt war dieser davon gründlich befehrt, aber dafür Wilhelm durch seine westmächtlige Ansicht den Forderungen der liberalen öffentlichen Meinung und der österreichischen Orientpolitik genähert worden. Die Prinzessin Augusta bekannte seit dem Krimkriege eine auf jede Weise deutlich gemachte Abneigung gegen alles Russische, durch die sie auch als Königin und Kaiserin die von Bismarck beratene Politik ihres Gemahls häufig erschwert hat. Des Prinzen Stellungnahme war nicht ganz die gleiche. Er wollte seinen russischen Schwager nicht bekriegen, hielt die alte Waffenbrüderschaft von 1813 in Ehren; aber er hatte Sorge vor einem russisch-preussischen Zusammengehen, das Preußen Frankreich preisgeben müsse, und wünschte deshalb den Anschluß an das Ultimatum. Und dann war dieses für ihn ein Handeln Preußens, ein Wettmachen von Olmütz, woran ihn die Erinnerung unaustilgbar beherrschte. Seine Entzweiung hierüber mit dem königlichen Bruder konnte nicht ohne Verstimmungen im Gefolge bleiben gegen Bismarck, der die Haltung des Königs am energischsten befürwortet hatte. Daß Bismarck nicht „russische“ Politik, sondern preussische Neutralität betrieb und in dem wesentlichen Punkte der Selbsterhaltung gegen Gefahren von Frankreich mit dem Prinzen übereinkam, sprang leicht weniger in das Augenmerk. Dieser hat nach einer Audienz, die er Bismarck am 18. März 1854 in Berlin erteilte, von Gymnasiastenpolitik gesprochen, wie Gerlach zu erzählen weiß. Auf jeden Fall konnte der Krimkrieg beide Männer innerlich noch nicht zusammenführen, wenn es auch zu Peinlichkeiten zwischen ihnen nicht kam.

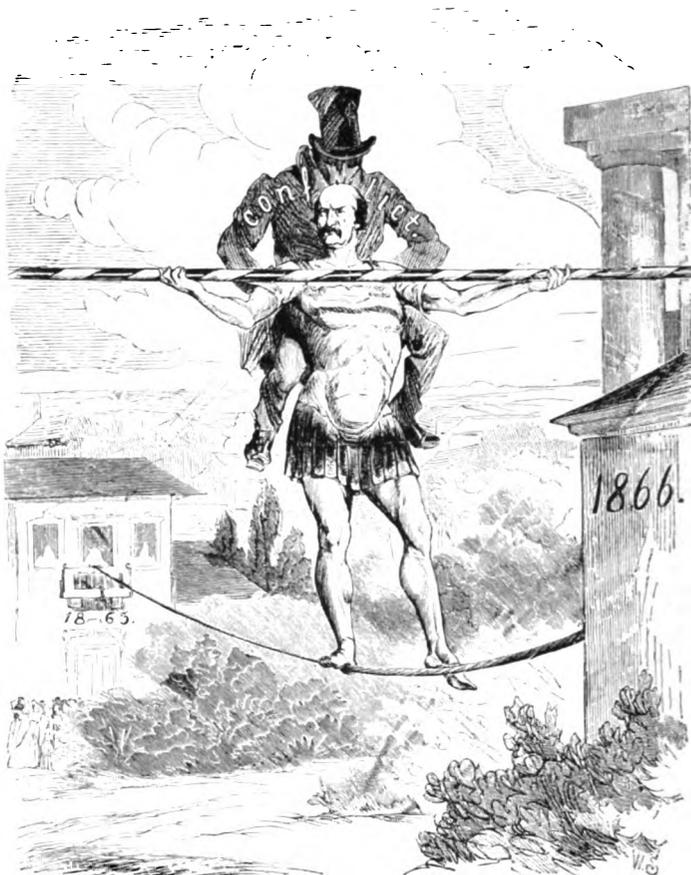
Bezeichnend ist ein Blick in den „Anhang“ zu den Gedanken und Erinnerungen. Um die Zeit von Wilhelm v. Bismarcks Taufe, seit dem Juli 1852, nimmt der Prinz die wenn auch nicht auffällig zahlreichen politischen Mitteilungen und Erörterungen, die der Gesandte brieflich an ihn richtet, mit „großem“ und „ungemeinem“ Interesse entgegen und antwortet mehr oder minder ausführlich, jedenfalls rückhaltlos und mit unbefangenen persönlichem Ton. Nach dem April 1853 findet ein eigentlicher Verkehr auf diesem Wege nicht mehr statt. An Gelegenheiten, sich zu sehen und zu sprechen, fehlte es jedoch nicht ganz.

Mehrfach hatte das prinzipale Paar in den fünfziger Jahren den Londoner Hof besucht. Die zur Zeit der orientalischen Krise eingeleitete Verbindung seines Sohnes, des künftigen Thronfolgers, mit der Tochter der englischen Königin, die Verlobung im Jahre 1856, Vermählung im Januar 1858, erschten dem britischen Interesse nicht



Abb. 79. Fhr. Edwin v. Manteuffel (1809—1885), 1857—1865 Chef des Militärkabinetts, 1875 Generalfeldmarschall. (Su Seite 109.)

Der Held vom Niagara.



Derselbe wird auf dem längsten bisher bekannten Seile Einem hinübergetragen, der viel schwerer ist, als er selbst.
Das irische Sangspiel-Komik.

Abb. 80. Karikatur von 1865.

Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch. (Zu Seite 97.)

ohne Grund geeignet, die preussische Politik dauernd für sich zu binden und nutzbar zu machen. —

Als 1857 die Geisteskrankheit des Königs nicht mehr zu verhehlen war, fordert Bismarck ohne Vorbehalt die wirkliche Regentschaft des Prinzen, gegenüber allen am Hofe vorhandenen Widerständen, die nur das lahme Provisorium einer von Frist zu Frist verlängerten Stellvertretung zulassen wollten. Er folgte dem Staatsinteresse, keinen Besorgnissen einer Partei, wenn zu ihr auch alte Freunde gehörten. Am 7. Oktober 1858 geschah die Einsetzung der Regentschaft, und ihr folgte sehr bald die Berufung des „Ministeriums der neuen Ära“: Fürst Anton v. Hohenzollern, R. v. Auerswald, v. Schleinitz (Außeres), v. Bonin (Krieg), v. Patow (Finanzen), Bethmann-Hollweg (Kultus), für das Innere Flottwell, seit 1859 Graf Schwerin. Der Prinz hatte eigentlich kein „liberales“ Ministerium gewollt, aber es war unversehens eines geworden.

Bismarck, der seit dem Sommer 1858 dem Prinzen wieder persönlich näher gerückt war, aber als Vertreter dieser Ära am Bunde in etwas seltsamer Stellung gewesen wäre, kam im Januar 1859 als Gesandter nach Petersburg, ward an der

Nema kalt gestellt«. Ein Scherzwort, das gerade in ungewolltem Sinne zutrifft; denn den schäumenden Feuerwein kalt stellen, heißt ja durchaus nicht, ihn beiseite stellen.

So erlebte Bismarck von Petersburg aus, wo er ganz nach seinem Sinne die traditionelle Freundschaft mit Rußland enger knüpfte, den Krieg Frankreichs und Sardiniens in Italien gegen Oesterreich, 1859. In Sorgen genug. Er hatte andauernd ein zu weitgehendes Entgegenkommen Preußens für die österreichischen Hilferufe unter dem Drängen der öffentlichen Meinung zu fürchten: »in großer Sorge, daß wir uns schließlich mit dem nachgemachten 1813er von Oesterreich besoffen machen lassen und Torheiten begehen. Sobald wir uns einmischen, wird natürlich für Frankreich der deutsche Krieg Haupt- und der italienische Nebensache und die Parteinahme Rußlands für Frankreich unvermeidlich. . . . Wenn wir Oesterreich zum Siege verhelfen, so würden wir ihm eine Stellung verschaffen, wie es sie in Italien nie und in Deutschland seit dem Restitutionsedikt im Dreißigjährigen Kriege nicht gehabt hat; dann brauchen wir einen neuen Gustav Adolf oder Friedrich II., um uns wieder zu emanzipieren. Bisher haben wir uns nicht dumm machen lassen, und ich hoffe, wir bleiben fest. Wir sind nicht reich genug, um unsere Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen.« In der Kriegsungebuld der öffentlichen Meinung, die nicht begreifen wollte, weshalb Bundesstreue und „deutsche Ehre“ die preußischen Armeekorps nicht für Oesterreich und gegen die roten Hosen an den Rhein und hinüber trieben, vermochte Bismarck nur die geschickt durchgeführte Beeinflussung der deutschen Stimmungen durch Oesterreichs Alleinherrschaft in der Presse zu erkennen. Diesen Reigen führte das bedeutendste deutsche Blatt, die Augsburger Allgemeine Zeitung, nach ehrlichster Überzeugung ihrer Verleger und Leiter, die Gazzetta d'Absburgo, wie die italienischen Zeitungen aus drastischem Irrtum, anstatt d'Augsburgo, gewöhnlich schrieben. Selbst bis in die spezifisch preußischen Zeitungen hinein, »die Kreuzzeitung nicht ganz ausgenommen«, glaubte Bismarcks Argerlichkeit den Einfluß österreichischer Subventionen zu sehen. Höchst wahrscheinlich in jeder Beziehung mit Unrecht; jedenfalls geschah, wie der Verfasser Gelegenheit hatte archivalisch festzustellen, die Stellungnahme der Allgemeinen Zeitung aus lauterer Beweggründen. Was die Presse und die öffentliche Meinung leitete, war doch wesentlich

Circus Renz.



Das Blamenspferd „Politique“, in Freiheit vorgeführt von dem Director der Gesellschaft, wird sämtliche in das Fach einschlagende höhere Gängarten durchmachen und sich so zierlich drehen und winden, daß es keine der aufgestellten Hindernisse berührt.

Abb. 81. Karikatur vom Januar 1866.

Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch. (Zu Seite 97.)

das ungeduldige, wenn auch naive und unstaatsmännische Verlangen nach einer erlösenden deutschen Tat gegen Frankreich.

Diese Verwirrbarkeit des Publikums mußte denjenigen wieder sehr zurückerwerfen, der aus dem mühseligen Kampf mit der Diplomatenwelt heraus in Frankfurt sich schließlich zu der hoffnungsvollen Meinung bekehrte: der rechte und einzige Alliierte Preußens, wenn man ihn zu erwerben und zu behandeln verstünde, sei das deutsche Volk (Äußerung gegenüber v. Unruh). Schon 1851 sehen wir die Wandlung leise einsetzen. Der Herr Abgeordnete, den Bismarck nicht mehr vor Augen hat, ist ihm nicht mehr so lächerlich, wie manche Spezies von Diplomat. Er mahnt Freunde in Berlin von Gelüsten gegen den Konstitutionalismus ab, der praktisch viel ungefährlicher ist, als er ausgesehen hatte; Inhalt gibt ihm doch nur die Regierung. Und nur ein ehrlich konstitutionelles Preußen kann die öffentliche Meinung in Deutschland auf seiner Seite haben. Er, der alte Todfeind der »nationalen Demokratie«, der populären deutschen Bestrebungen und Hoffnungen, hat rechnen gelernt mit diesen, weil eben jetzt die deutsche Stellung Preußens seine Spezialaufgabe in Frankfurt geworden ist. Er zieht die Dinge, quas pondere dicuntur, sowie die Inponderabilien in Betracht, wie sie Preußen zugute kommen können. In diesem Sinne will Bismarck seit 1858 den Zollverein, um ihn lebensfähiger und national fruchtbringend zu machen, mit parlamentarischen Formen ausgestattet wissen! So hat er auch am 12. Mai 1859 in einem Schreiben an v. Schleich, den neuen Minister des Auswärtigen, in Hoffnungen auf die Unterstützung Preußens durch die Einsicht der Nation, wiederum von der Lösung der deutschen Frage »durch Eisen und Blut« gesprochen.

Der Krieg ward von Österreich verloren. Es entsprach der Gewohnheit der öffentlichen Meinung, zur res victrix zu halten, wenn sie, die sich soeben noch für Österreich entflammt hatte, jetzt den auf Preußen deutenden klein-deutschen Meinungen und Gruppen Oberwasser gab. Aber jedenfalls lag hierin eine befreiende Wirkung und alle nationalen Hoffnungen bekamen neue schöne Zuversicht. Der im Sommer 1859 von den alten Gothanern gegründete Nationalverein ward zum großen, die Patrioten nord- und südwärts vom Main einigenden Verbände, die Schillerfeste im November desselben Jahres wurden zu brausenden Kundgebungen des deutschen Einheitsgefühls.

Eine Festfreude und Festseligkeit sondergleichen war in Deutschland erwacht und half die wesentlichsten Neigungen der Deutschen in hellen Patriotismus umdestillieren. Wo nur Deutsche zusammenkamen und „tagten“ — und die österreichischen mochten gern mittagen und waren liebe Gäste —, wo Lehrer, Juristen, Naturforscher und Ärzte, Handelskammern, Berufsverbände sich versammelten, da war ein Jubilieren und Toastieren vom Reiche wie nie zuvor, die Feste der Schützen, Sänger und Turner gestalteten sich zu vaterlandjauchzenden Kongressen des deutschen Bürgertums. Da schrillte in all dies Sichverbrüdernd über die deutschen Binnengrenzen hinweg, wie ein böser, feindseliger Mistklang, die Militärvorlage des Regenten von Preußen hinein.

Der Prinzregent Wilhelm hatte da angefangen, wo angefangen werden mußte. Für ihn hieß Ulmüß die Lehre: vor allen Dingen Begründung der militärischen Überlegenheit Preußens. Nur so, und dann unschmer, wird man, wohin man etwa will, kommen können.

„Meine Pflichten für Preußen fallen mit denen für Deutschland zusammen,“ verkündete er bei

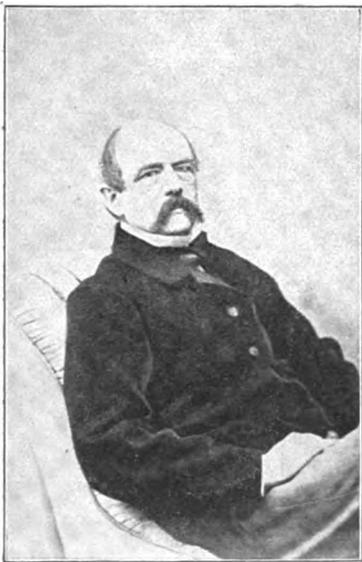


Abb. 82. Bismarck.

Aufnahme vom Jahre 1866 während eines Aufenthaltes in Puttbus.



Abb. 83. Bismarck im Jahre 1866.
Nach einer Photographie von G. Schnaebeli, Berlin.

Übernahme der Regentschaft, und den Ministern der neuen Ära gab er am 8. November 1858 die Erläuterung, Preußen müsse moralische Eroberungen in Deutschland machen. Aber sein Heer sollte stark und angesehen sein, um, wenn es gälte, auch ein schwer wiegendes reales Gewicht in die Waagschale legen zu können. So blieb er im Sinne erweiterter Auslegung doch bei dem, was er in den gestaltungsreichen Wecheln von 1849 an den General v. Nagler geschrieben hatte: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; à la Gagner geht es nun einmal nicht.“ Aber nicht nur darum, sondern schon für Preußen allein hielt er als feste Stütze in allen äußeren und inneren Gefahren ein umgestaltetes Heer für unentbehrlich. Entschlossen und arbeitsfreudig ging der mehr als 60 jährige Herr an sein Werk. Da war kein Haschen nach Popularität dabei, keine Versprechungen, nicht einmal Programme; ohne alle lockende Zutat legte er seiner Volksvertretung den mit Noth genau ausgearbeiteten Plan einer Heeresreform vor, in jenem schönen Bewußtsein des rechten Weges und der redlichen Pflicht, welches gar zu leicht meint, sich auch auf andere ohne weiteres übertragen zu können. Es war der einfache Ausbau dessen, was er seit fast einem halben Jahrhundert als preußischer Prinz und Führer der Armee für die Erhaltung ihrer Kraft und Schlagfertigkeit gearbeitet hatte. Die goldene Frucht, daß ein durch

sein Heer starkes Preußen dereinst an Deutschlands Spitze und Führung trete, die werde dann, so beschied sich der hohe Herr, von dem im Erbe stehenden, von seinem Sohne, ja vielleicht erst von dem Enkel gepflückt werden.

Den Inhalt der Militärvorlage bildete eine vollere und richtigere Ausnutzung der allgemeinen Wehrpflicht: Erweiterung der Aushebungen bei dreijähriger Dienstzeit und Bildung einer Reserve. Sie zog also mehr Unterthanen zum Waffendienst heran und legte dem Staate größere Kosten auf, entsprechend der jetzigen Bevölkerungsziffer von 18 Millionen, während die geltende Militärverfassung immer noch die 10 Millionen von 1820 zur Voraussetzung hatte. So enthielt sie die Wohlthat, in Folge erweiterter Verfügung über junge Mannschaft im Kriegsfall die Familienväter der Landwehr mehr, als nach der bisherigen Organisation, schonen zu können.

Dies Buch hat nicht die Absicht, die allgemeine Geschichte und das oftmals Dargelegte weitläufig auseinander zu setzen, es kann sich darauf beschränken, an den heißen Kampf nur zu erinnern, der zwischen diesem „Militarismus“ und den Prinzipien des liberalen Humanitarismus in der öffentlichen Meinung und im Landtage entbrannte. Schließlich ertrug König Wilhelm ein solches Übelverstehen, wie er mit seinem guten rechten Willen fand, nicht mehr, verzweifelte an einer Belehrbarkeit der öffentlichen Meinung und ihrer Vertreter. Ja, er hatte einem solchen Meer des Widerspruchs gegenüber, der bis in seine allernächste Nähe vorgedrungen war, begonnen, in schwerem Kummer zu zweifeln, ob er denn seinerseits noch auf dem rechten Wege gehe, ob diesen, der die Fortsetzung seines ganzen Lebensinhalts bildete, weiter zu verfolgen sich vor Verfassung und Gewissen rechtfertige. Und wenn er wieder bejahen konnte, so dachte er doch zugleich an eine Lösung durch Eliminierung seiner Person, durch Abdankung. Im September 1862 schickte die Kammer sich an, das Budget zu verweigern; die Mitglieder des Ministeriums warfen bis auf wenige die Flinte ins Korn und erbatem ihren Abschied.

Wer schon seit lange immer wieder auf Bismarcks Berufung hoffte und sie, wo er konnte, betrieben hatte, das war Albr. v. Roon, der im Dezember 1859 an Bonins Stelle Kriegsminister geworden war und mit dem Prinzregenten und König das Verdienst der Heeresreform teilt (Abb. 67). Auch sonst blieb Bismarck vor der Meinung der eingeweihten Kreise der kommende Mann und ward durch stete derartige Nachrichten in der Schwelbe erhalten. An seinen Bruder schreibt er am 12. Mai 1860, man kann doch nicht annehmen, »daß ich gar keine Bedingungen machen würde, wenn ich in dieses Kabinett eintreten sollte. Wollte ich bereitwillig in die Galeere hineingehen, so müßte ich ein ehrgeiziger Narr sein; jeder große Gesandtschaftsposten, auch der Petersburger, der abgesehen vom Klima der angenehmste von allen ist, ist ein Paradies im Vergleich mit der Schinderei eines heutigen Ministergeschäftes, besonders des auswärtigen. Wenn mir aber die Pistole auf die Brust gesetzt wird mit ja und nein, so habe ich das Gefühl, eine Feigheit zu begehen, wenn ich in der heutigen, wirklich schwierigen und verantwortungsvollen Situation ‚nein‘ sage. Wenn wir so vor dem Winde weitertreiben, so ist es Gottes Wunder und besondere Gnade, wenn wir nicht so fest laufen, daß die Fragen von Juden und Grundsteuern bald sehr nebenächlich erscheinen. Kurz, ich tue ehrlich, was ich kann, um unbehelligt nach Petersburg (zurück) zu gelangen und von dort der Entwicklung in Ergebenheit zuzusehen; wird mir aber der ministerielle Gaul dennoch vorgeführt, so kann mich die Sorge über den Zustand seiner Beine nicht abhalten aufzusitzen.«

Auch wenn Roon von neuem meinte, Bismarck das „an die Pferde“ zuzurufen zu können, könnte ihm dies hoffnungsvolle Drängen »in seinen Familienfrieden wie ein greller Mißklang hinein«. Er glaubte immer wieder, eine Übernahme des Ministeriums weder seinetwegen, noch gegenüber dem König verantworten zu können: weil er keine bewußte preussische Politik finde und nicht hoffen dürfe, sie schaffen zu können, und weil er neuerdings die Bundesgenossenschaft Preußens mit den antipartikelaristischen nationalen Wünschen des übrigen Deutschland von beiden Seiten nicht mehr für wahrscheinlich hielt. »Meinem Eindruck nach lag der Hauptmangel unserer bisherigen



Abb. 84. Bei Königgrätz. Gemälde von G. Pfeibren.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. (Zu Seite 118.)



Abb. 85. Frhr. Friedr. Ferd. v. Beust,
1849—1866 sächsischer, 1866—1871 österreichischer Minister.
(1867 österr. Reichskanzler, 1868 Graf.) (Zu Seite 149.)

Politik darin, daß wir liberal in Preußen und konservativ im Auslande auftraten, die Rechte unseres Königs wohlfeiler, die fremder Fürsten zu hoch hielten. . . . Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Bendee, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Räte seiner Krone geeignet finden wird. Der Prinzregent hatte die Vorgänge von 1859 wesentlich altlegitimistisch-entrüstet aufgefaßt und seitdem noch deutlicher dokumentiert, daß er für preußische Machtpolitik in Deutschland schwerlich zu haben sein werde.

Das Ministerium der neuen Ära hatte sich durch den Austritt der liberalen Minister umgewandelt, aber obwohl der nunmehrige König stets Bismarck auf seiner Liste behielt, konnte er sich auch jetzt nicht zu ihm

entschließen. Wohl hatte Wilhelm sich Bismarck weiter genähert. Bei einer Zusammenkunft zu Baden-Baden im Juli 1861 hatte er aufmerksam des Gesandten Meinung gehört über entschlossene Wiederaufnahme der Unionspläne, mit einem Zollparlament anstatt des Erfurter Volkshauses und mit Militärkonventionen, ja vielleicht mit einer »nationalen Vertretung des deutschen Volkes bei der Bundeszentralbehörde«, einem deutschen Parlament, das freilich in Zweck und Kompetenz anders gedacht war, als das souveräne von 1848. Der König fürchtete doch, Bismarck werde im ganzen die Dinge zu sehr „auf den Kopf stellen“.

Nicht eigentlich so sehr ein zu fürchtendes Ungestüm des längst bewährten Diplomaten, sondern, wie betont sei, das Weiterhinausdenken um gleich eine ganze Oktave, das unaufgehalten Schneidend-Logische in Bismarcks Natur war es, was, wie fast Alle, so Wilhelm in eine gewisse Scheu vor ihm bannte, trotz aller Phasen ihrer seit 1854 allmählich wieder näher gezogenen Verbindung. Und doch bedurfte es jener Eigenschaften gerade hier, was im Dezember 1861 Fürst Anton von Hohenzollern, ohne irgendwie an Bismarck zu denken, aussprach: „Um gründlich zu helfen, gehört aber dem Könige gegenüber ein eiserner Charakter, der, rücksichtslos die edelen Seiten desselben ignorierend oder ihnen Schach bietend, auf das Ziel hinarbeitet, welches als das dem Staatswohl entsprechende anerkannt wird.“ Jedenfalls blieb bald nur der Gedanke an Bismarck übrig.

Als es so weit war, hielt noch wieder die Besorgnis vor dem Eindruck auf die öffentliche Meinung zurück. Und nicht nur die Liberalen, sondern auch konservative Kreise hätten Bismarcks Regierung bekommen entgegengesehen. Letztere fürchteten, er werde in der deutschen Frage, überhaupt nach außen, revolutionär und antilegitimistisch auftreten. Auch diese Ansicht, durch Äußerungen ähnlich den obigen an Moon gerechtfertigt, übte Einwirkung. So blieb seine Zukunft fortwährend unklar; man ließ ihn im Frühjahr 1862 nach Berlin kommen und besprach die Situation mit ihm, aber ernannte ihn dann im Mai wieder provisorisch für Paris.

Auch dieser Gesandtschaftsposten Bismarcks ist für Deutschlands Gestaltung sehr viel wert geworden. Die kurze Episode in Paris verlegte Napoleon und die französische

Regierung in denjenigen Zustand, der die Durchführung der Ereignisse von 1864 und 1866 ermöglicht hat. Der Kaiser hatte längst persönliches Gefallen an Bismarck gefunden und ihm bereits als Bundesgesandten, als er 1855 und 1857 gelegentliche Abstecher nach Paris machte, ein geradezu unzulässiges Vertrauen geschenkt. Es ist ein denkwürdiges Bild, wie der überlegene und auf seine altpreussische Monarchie stolze Gesandte den politischen Parvenu, der so manchen zeremoniellen Kummer erduldet hatte, durch bereitwillige Höflichkeit entzückt, aber ihm auf unerhörte Anerbietungen hin ruhig ins Gesicht sagt, er freue sich, daß gerade er diese Eröffnungen des Kaisers erhalten habe, denn er, Bismarck, sei vielleicht der einzige preussische Diplomat, der es persönlich auf sich nähme, sie seinem Souverän lieber zu — verschweigen. Bismarck hat tatsächlich weder amtlich noch privatim-brieflich damals Mitteilungen gemacht. Napoleon hatte als Lohn eines engen Einvernehmens mit Preußen angedeutet, dieses müsse sich im Norden und auf der See stärker machen, müsse sich durch die (damals, 1857, mit nichts begründete) Annexion Hannovers und der Elbherzogtümer konsolidieren. Und 1862 zu Fontainebleau hörte Bismarck aufs neue den »unzüchtigsten Bündnisvorschlägen« zu und saß »wie Joseph bei der Frau von Potiphar«.

Im September 1862 waren nun aber die Dinge daheim so weit, daß der letzte, einzige Halt, nach dem der König vor dem Verzicht auf sein Werk, ja auf sein Königtum greifen konnte, die Persönlichkeit Bismarcks war. Dieser hatte eigentlich wieder einmal genug von der Politik und von dem Hingehaltenwerden in steter Ministerkandidatur. Er spielte behaglich mit dem Gedanken, sich aufs Land zurückzuziehen, war auch mehrmals krank gewesen, in Petersburg sogar recht bedenklich, und glaubte kaum, körperlich noch einen brauchbaren Minister abgeben zu können, wie er sich vor drei Jahren wohl zugetraut habe. An den eifrigen Roon schrieb er antwortend, er komme sich vor, wie ein kranker Kunstreiter. Unverdroffen aber war es Roon, der immer wieder: „Bismarck!“ riet, der auch das vornehm rücksichtsvolle Denken des Königs ausnutzte: Bismarck müsse doch endlich Gewißheit haben, was mit ihm werde, und der in entscheidungswülen Tagen den Retter heimlich aus Paris oder vielmehr von einem Pyrenäenausfluge herantelegraphierte. Auch in dieser Selbstmächtigkeit des treuen Roon lag rettende Tat.

Bismarck seinerseits wäre nicht gewesen, der er war, hätte er die Sachlage nicht schon vorher übersehen. Aus Biarritz und Südfrankreich schrieb er an seine Schwester und seine Frau darüber, unter steigender Unlust, seine seit Jahren ungewisse und schwebende Verwendung länger abzuharren. Nach Roons inhaltsschwerem Brief vor dem letzten Telegramm schrieb er seiner Frau: »Gewißheit ist jetzt nötig, oder ich nehme Knall und Fall meinen Abschied.« Er wisse diese Minute noch nicht, was er Roon antworten solle, wolle erst etwas spazieren gehen, dabei werde ihm einfallen, was am besten zu tun sei. Dann schrieb er noch an demselben Tage, am 12. September, an Roon die dringlichsten Vorstellungen, daß es so nicht weiter gehe. Er bleibe sehr gern in Paris, d. h. unter der Gewißheit, daß, wenn er jetzt seine Familie kommen lasse, er dann nicht gleich nachher wieder nach Berlin umziehen müsse. Er sei auch



Abb. 86. Karikatur
(nach W. v. Kaulbach, Verkündung Jerusalems;
[Münchener] Kunst, 2. Dez. 1866). (3u Seite 118.)

bereit, ins Ministerium zu treten, wenn Se. Majestät es befehle; nur müsse er wissen, woran er sei. Erhalte er jetzt die Nachricht, in Paris bleiben zu sollen, lasse die Seinen kommen, und werde dann nach Berlin berufen, so könne ihn Se. Majestät des Dienstes entlassen, aber nicht zwingen, wieder umzuziehen; lieber gehe er nach Hause aufs Land, dann wisse er doch, wo er wohne. — Inzwischen erhielt er am 18. September in Toulouse Roons Telegramm: Periculum in mora. Dépêchez-vous. Am 20. September war er in Berlin.

X.

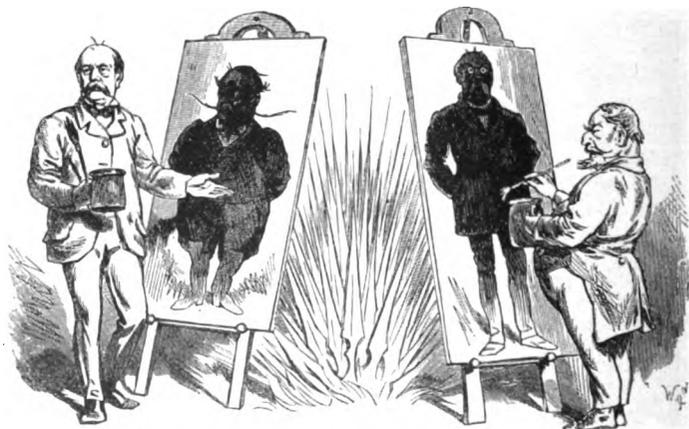
Es steht in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerate; derselbe gibt ihm einen löblichen Kaugler.

König Wilhelm hatte sich dahin entschieden, vor einem eigenen verzweifelnden Verzicht auf die Armee reform eher abzudanken. Aber er fürchtete sich auch jetzt vor Bismarck. Die Verzichtsurkunde zugunsten Friedrich Wilhelms lag ausgefertigt, doch nicht unterschrieben, der König gab sie am 19. September dem Kronprinzen zur Einsicht. „Eine Natur von härterem Stoff als der preußische Thronfolger hätte vielleicht den Moment benützt,“ sagt Max Lenz, der mit schöner persönlicher Distanzierung auf den Throndiebstahl jenes Heinrichs V. hinweist, der als eine der finstersten und strupellosesten, aber auch tatkräftigsten Kaisergestalten, ja als ein Retter in der älteren deutschen Geschichte steht. Friedrich Wilhelm lehnte ab, das Schriftstück des Vaters nur zu lesen. Und dann: er als neuer König konnte nur die Armee reform aufgeben, wenn an ihr der Vater verzweifelt war. Er selber aber hatte sie gut geheißt. Das war dann erst recht die Niederlage, lediglich vermehrt um die Selbstopferung eines legitimen Königs vor dem trotzen Parlament. — Am 21. September hatte Roon, der sich mit Bismarck mündlich ausgesprochen hatte, wieder Audienz. Sie überwand den König, der noch ehegestern zu Friedrich Wilhelm gesagt hatte, er müsse nun einen neuen Ministerpräsidenten ernennen, aber Bismarck zu nehmen sei er nicht geneigt. Es war ja der Entschluß zum Konflikt mit der preußischen Volksvertretung, mit der öffentlichen Meinung Preußens und ganz Deutschlands, mit der eigenen Familie, ja es schien den Konflikt mit sich selber, die Abdankung aus eigensten Überzeugungen zu bedeuten. Und nun entschloß er sich dennoch.

haben

Das schwarze Gespenst

haben



als ein Mittel, die Volk. militärfremd zu machen, und in ihnen die Steuerjahr-Euß zu erwecken.

Abb. 87. Karikatur von 1869.

Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.

Die Urkunde der Thronentsagung lag noch bei dem König, als Bismarck (am 22. September 1862) in Babelsberg in sein Zimmer trat. Bismarck war entschlossen anzunehmen. »Ich mag mich nicht drücken«, hatte er Roon geantwortet, »denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein.« Noch mehr, es trieb ihn doch an die verantwortliche Stelle, weil er wußte, er allein konnte helfen. Nur suchte er sich nach seiner Art seelisch frei zu halten, jenes Verlangen sich selber nicht zugeben, schilderte seiner Frau in derselben Stunde am 21. September, da Roon die Entscheidung hören mußte, wie es künftig in Paris sein werde, wohin er sie nun eventuell endlich abholen dürfe. So auch nur hatte er, der Entscheidung nahe, an Roon wieder beigelegt: »wenn in vierzehn Tagen dies Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Entenst . . . wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.« Aus dem »Gewitter« war durch den Abdankungsplan Sturm geworden, und mit fester Hand riß er das Steuer zurecht. — Der König hatte



Abb. 88. Erbprinz, seit 1885 Fürst Leopold von Hohenzollern. (Zu Seite 125.)

damit begonnen, daß er an Abdanken denke, da er nur so regieren wolle, wie er es verantworten könne, nur mit dem Militärgesetz. Wie er es verantworten könne, das gab diese Stunde im königlichen Arbeitszimmer und im Park von Babelsberg. Einer im andern fanden sie, der König und Bismarck, in dieser Stunde viel mehr für sich und ihr Zusammengehören, als bisher jeder von ihnen gedacht hatte. Beiden gab diese welthistorische Unterredung, was noch an Zuversicht gefehlt hatte, und der König vernichtete sorgfältig die Abdankungsurkunde. Bismarck hat es selber erzählt: als er zuerst beim König eingetreten war, hatte dieser ausgesehen, wie ein tief gebeugter und alter Mann; als sie voneinander schieden, schritt der König aufrecht, fest und straff den Parkweg davon. Es war noch mehr geschehen: zugleich mit der Abdankung hatte der König ein sechzehn Seiten langes liberalisierendes Programm durchgeriffen, wodurch er sich selber beruhigen und den neuen Minister zur Mäßigung hatte nötigen wollen. Bismarck jedoch hatte alle Fragestellungen von konservativ und liberal beiseite geschoben; es handle sich um königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft. Auf Bedingungen binden lassen wollte er sich nicht, auch keine stellen, aber dem König, der des Ministers offene Meinungen hören wolle, unter allen Umständen gehorchen. Es war schon in dieser Stunde die Stellungnahme, die Bismarck immer innegehalten hat: die unbedingte Entschluß- und Befehlshoheit des königlichen Herrn, aber des von ihm im Einzelfalle beratenen. Natürlich waren Einzelschwierigkeiten und Meinungsab differenzen nicht schon beseitigt, der kluge Punkt der auswärtigen Politik Preußens ganz umgangen. Aber mit der beiderseitigen Zuversicht in ihre Sache begründete sich auch das Vertrauen. Bekanntlich hat der Einfluß aus der Familie niemals ganz aufgehört, den konsequenten Gang der Dinge wieder in Frage zu stellen. Bismarck hat selber genug Quellenmaterial hierzu geliefert, launig auch einmal geschildert, wie des Königs noch nicht ganz ausgeglichene Gewissensruhe anfänglich den weiblich-hohepriesterlichen Mahnungen an die Weltgeschichte und das Weltgericht nicht unzugänglich blieb; aber nach solchen »Rüffeln mit der Weltgeschichte« faßte er ihn »beim preußischen Portepée«, dann war es wieder gut.

Am 23. September 1862 ward Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten vollzogen, am 9. Oktober dahin vervollständigt, daß er das Portefeuille des Auswärtigen übernahm. Und Preußen, Deutschland hatten endlich erhalten, was die am klarsten blickenden Männer seit Jahren, seit dem 1848er Verfaßten der Selbsterhebung des deutschen Volkes zur Mündigkeit, ersehnt hatten als einziges, was nun noch retten könnte, einen Mann als Führer, gewaltig genug, um Zwingherr zur Einheit, Diktator zur Freiheit zu werden.

Es wird eine Zeit der Helden sein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber! —
Bis dahin webt mit Fleiß und List

Eure Schlingen ineinander:
Wenn der gordische Knoten fertig ist.
Schickt Gott den Alexander!



Abb. 89. König Albert von Sachsen als Generalfeldmarschall.
Nach einer Photographie von C. A. Reich-Gansstaengl in Dresden.

Und ganz ähnlich wie der Dichter dieser Strophe, der prophetisch ahnende Graf Strachwitz, den schon die kühle Erde deckte, hatte ein neuerer deutscher Poet, Emanuel Geibel, ungeduldig gezürnt:

Was frommt uns aller Wiß der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner?
Ein Mann ist not, ein Ribelungenenkel,
Daß er die Zeit, den toll gewordenen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsich und ehrnem Schenkel!

Aber auch Geibel, und die wie er dachten, ahnten nicht, daß er nun endlich erschienen sei, den sie vom Schicksal für das Vaterland erfleht, der eine, einen Mann.

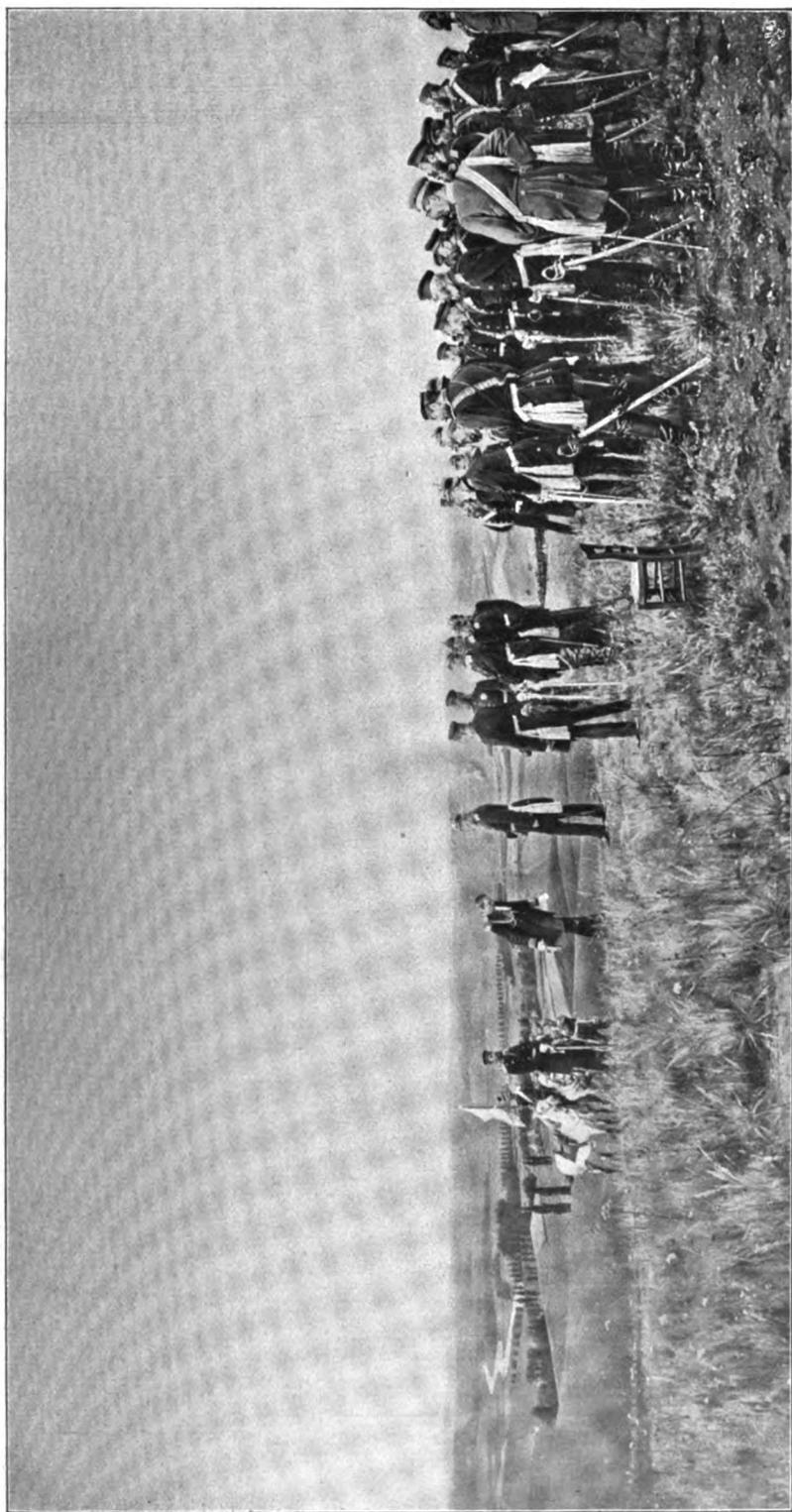


Abb. 90. General Meffe überbringt bei Sedan am Abend des 1. September 1870 dem König Wilhelm Napoleons Brief.

Gemälde von Anton v. Berner.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

— Die Veröffentlichung der Ernennung Bismarcks, unmittelbar auf die geschehene Budgetverweigerung hin, schien dem Lande so gut wie der Staatsstreich. Das war es, was vorausgesehen, mit in Betracht gezogen war. Die öffentliche Meinung konnte nicht wohl anders, als von Bismarck das Ärgste erwarten. Von der Entwicklung und von den inneren Umwandlungen hoher Beamter des auswärtigen Dienstes erfährt die öffentliche Meinung wenig oder nichts, und an sich ist das auch wohl selten belangreich. Während sie über die Meinungen und Abstimmungen des mittelmäßigsten Abgeordneten breitspurige Kunde erhielt, war Bismarck ihr seit zehn Jahren aus den Augen gekommen. Sie konnte nichts ahnen von seinem, den Maßgeblichen und Eingeweihten mit am bedrohlichsten an ihm erscheinenden energischen preussischen Willen in der nationalen Sache, von seinem seit Jahren geäußerten Rechnen mit dem deutschen Volke als dem »einigen und natürlichen Verbündeten Preußens« in der Lösung der deutschen Frage, von seiner gerade unter den Geistern der Diplomatie gewonnenen Überzeugung, daß man politische und nationale Institutionen nur noch durch parlamentarische Zutat lebensfähig mache. Es scheint doch, daß im Sommer 1862 Bismarck gemeint hat, er persönlich würde mit der öffentlichen Meinung, mit ihrer Vertretung schon einigermaßen zurechtkommen. So begann er auch als Ministerpräsident mit demonstrativ versöhnlichen Schritten. Die Volksvertreter dagegen empfanden nur den rücksichtslosen Vändiger, der die Peitsche endlich in die Hand bekommen hatte, und suchten sich das übrige Bild zusammen aus Reminiscenzen, soweit die jetzigen Abgeordneten und Leute von der Presse solche überhaupt noch persönlich hatten; sonst aus Hörensagen und aus den Kladderadatsch-Jahrgängen von 1849—1852. Da vertilgte er Städte vom Erdboden und zog im Krebspanzer des Rükschrittlers, Knute und Stammbaum in der Hand, neben Ernst Ludwig v. Gerlach, dem Mitbegründer der Kreuzzeitung, und Stahl zur Welteroberung für Junker und Pfaffen einher, da wurde er unter einem Wilde ganz getrost als „Erschelm“ bezeichnet (Abb. 47). — Nun stand er nicht mehr im, sondern als berufenen Staatsmann vor dem Parlament. Und die erste Wirkung seines Auftretens war ein momentaner Rükschlag zu allgemeiner Verblüffung. „Ganz besonders angenehm und in der innegehaltener Form versöhnlich“, so war das Urteil, das ein paar Tage lang durch die Presse ging. Aber — deshalb war diese Haltung nur um so verdächtiger. Und was er sprach, ob er beteuern erklärte: Preußen dürfe ferner keine Gelegenheiten verpassen, oder: ein deutsches Parlament müsse berufen werden, die deutsche Bundesreform mit zu lösen — sie glaubten's nicht. Es war alles zu unerwartet. Und es war doch auch in den beigegeführten Voraussetzungen wieder so ganz anders, als ihre eigenen Anschauungen und Grundsätze, in denen sie so sicher waren. Die Kölnische Zeitung hatte die erstaunte Wirkung auch nicht verhehlen können, die Bismarcks erste Rede auf sie ausgeübt habe, nachdem „man von preussischen Ministern längst nicht mehr viel Geist gewöhnt gewesen“; schließlich rebete sie sich wieder heraus: es sei doch wohl eher Sodawasser als Wein gewesen. Wenn er die Ziele seiner Politik darlegte, so konnte man ihm glauben oder nicht; wenn er aber, vielleicht zu sehr vertrauend auf die zwingende Beweisraft seiner Ausführungen, intimer in seine Erkenntnisse und Gedankengänge blicken ließ, so „verstand man sich nicht mehr“, wie ihm auch gesagt wurde.

Der König war für ein paar Tage nach Baden-Baden gefahren, zur Königin. Er befand sich also unter dem Einfluß der Kritik und außerdem der Zeitungsstimmen, als Bismarcks vielberufenes Wort in der Budgetkommission fiel: Preußen mit seinem langen Leibe trage wesentlich die militärische Sicherung Deutschlands, diese müsse sich auf alle Deutschen gleichmäßig verteilen; solchem Ziele aber werde man nicht durch Reden, Vereine, Mehrheitbeschlüsse näher kommen, sondern — das brieflich schon mehrfach gebrauchte Wort — durch Blut und Eisen. Bismarck selber fühlte, daß er den zurückkehrenden König womöglich vor Berlin sprechen müsse, fuhr ihm bis Jüterbog entgegen. Und so findet denn im Bahncoupé eines regulären Personenwagens jene berühmte Unterredung statt, die damit anhebt, daß der sichtlich gedrückte König den Minister sofort unterbricht: „Ich sehe ganz genau, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen, und etwas später mir.“ Und

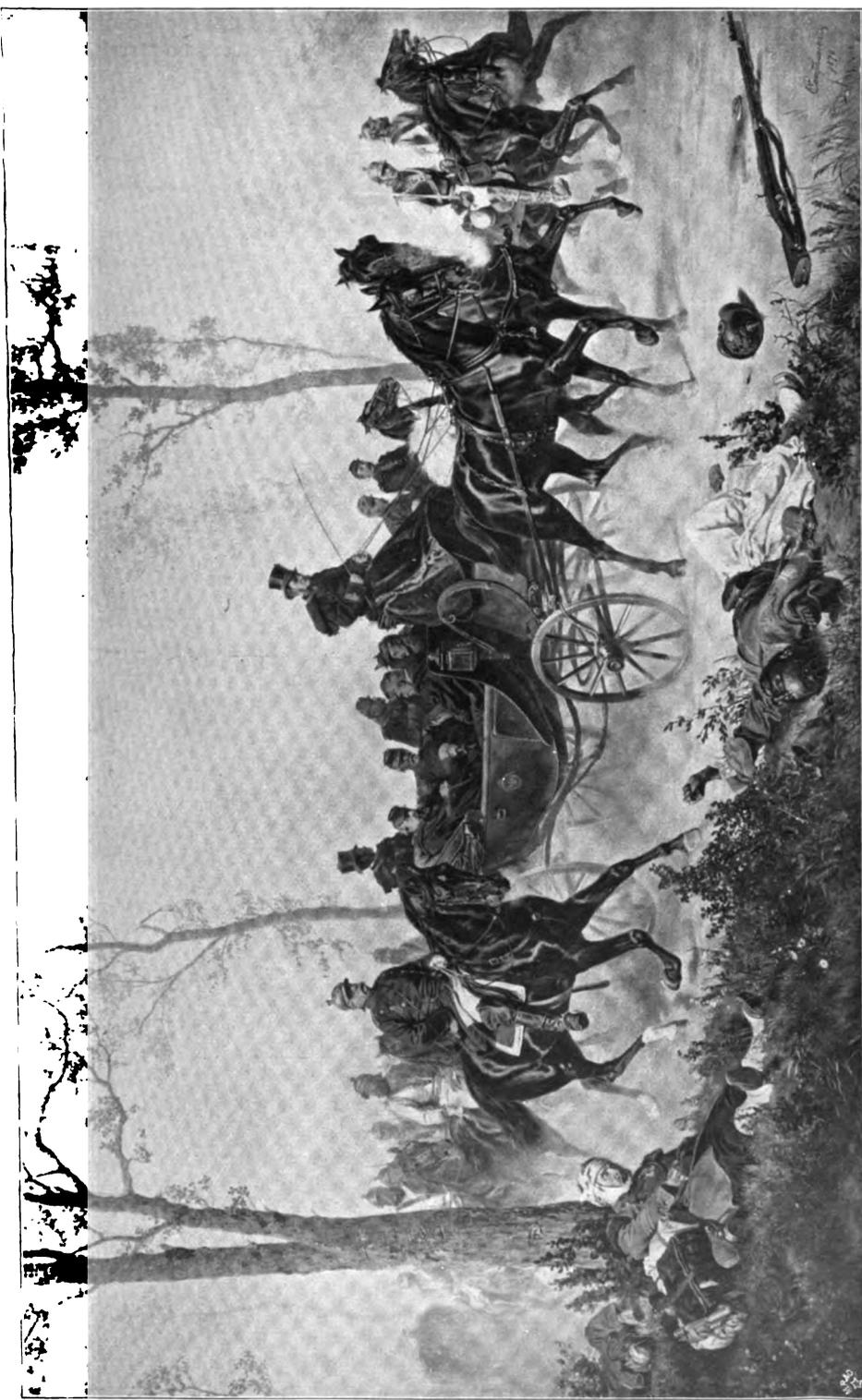


Abb. 91. Bismarck geleitet am 2. September 1870 Napoleon III. zu König Wilhelm.

Gemälde von H. Campa.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Abb. 92. Leon Gambetta (1838--1882),
4. Sept. 1870 Minister des Innern der französischen
Republik, seit Oktober 1870 Vorsitzender der Regierung
und Kriegsminister.

nungen, mit denen man den neuen ersten Minister Preußens bedachte. Und ich selbst, wenn ich auch mein Urteil weit freier gehalten hatte, stand doch unter dem Eindruck der allgemeinen Meinung. Wie war ich daher erstaunt, in wenig Minuten ein ganz anderes Bild in der Seele zu haben, als womit ich das Zimmer des Ministers betreten hatte . . .“

Wir wollen die von Detker angeführten Härlichkeitsausdrücke der Presse für Bismarck nicht aus der Fülle der übrigen erweitern, sondern die Lage nur dadurch charakterisieren, daß gerade die redlichsten und hingebendsten deutschen Patrioten in Preußen sich am schneidendsten verletzt fühlten, daß Männer wie Heinrich v. Sybel und Ed. Simson mit vollster Überzeugung an der allgemeinen Entrüstung mittaten. Ersterer erkannte mit Kathedertone Bismarck ab, irgendwelche „Zeugnisse weitblickender Einsicht“ vorgebracht zu haben, und ließ die düstersten Rastandruse ertönen; um so größere Ehre ihm, daß auch er zu „lernen“ verstanden und der quellenmäßige Geschichtschreiber der Bismarckschen Staatsleitung hat werden können. Simson nannte Bismarcks Politik das Gelegenheitsgedicht eines Mannes, der kein Dichter ist. Der Abgeordnete Löwe „konstatierte den außerordentlichen Mangel“ genau an denjenigen Eigenschaften, von welchen man nachträglich gefunden hat, daß gerade Bismarck ihnen nach der langen Herrschaft der Postulation erst durch seine Methode die gebührende Stellung in der theoretischen und praktischen Staatskunst wieder verschafft habe: „an Kenntnissen der wirklichen Verhältnisse des Staates und seiner Machtmittel.“ Bichows Leistungen als Politiker, sein Appellieren an die eigene Unsterblichkeit mögen beiseite bleiben, trotz der billigen Wirkung nachträglicher unsterblicher Komik, die mit ihnen am bequemsten zu erzielen wäre. „Allgemeine Begriffe sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unheil anzurichten,“ sagt Goethe in den Sprüchen in Prosa. Oder, da man Zitate nicht verstümmeln darf: „Allgemeine Begriffe und großer Dünkel“, sagt er, tun dies. Es hätte

wieder, wie in Babelsberg, aber alles weit dramatischer, ungewogener, naiver im Wort, nach den mit Wenn auch! beginnenden Entgegnungen des Ministers das Sichaufrichten des Königs in die Haltung des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers. Bismarck war des Königs sicherer geworden als bisher, fand ihn in Fragen und Diskussion der auswärtigen Politik derselben Meinung mit sich oder doch dieser zugänglich. So konnte er beruhigter sein, als er wahrnahm, daß es ihm nicht gelinge, sich in der Meinung der Öffentlichkeit von der ultrareaktionären Partei zu sondern — die doch unzufrieden genug mit Bismarck war. Auch als es, nicht ohne Mitschuld des gereizten Ministers, der seine verbindliche Art aufgegeben hatte, im Mai 1863 zur scharfen Entzweiung mit der Kammermehrheit kam.

Der kurhessische Parteiführer Fr. Detker hatte in jener Zeit eine Unterredung mit Bismarck aus Veranlassungen seines Heimatlandes. „Man kann sich vorstellen,“ erzählt er, „mit welchen Gedanken und mit welcher Zurückhaltung ich mich dem Manne näherte, der damals liberalerseits als der wahre aristokratisch-feudale Unhold angesehen wurde. Serviler Landjunkter, eingefleischter Aristokrat, Jagdbummel, leichtsinniger Spieler — das waren so die Bezeich-



Abb. 93. Die Kapitulationsverhandlungen von Sedán zu Donchery
Mit Genehmigung der B. M.



Nacht vom 1. auf den 2. September 1870. Gemälde von Anton v. Werner.
den Gesellschaft in Berlin.

ja vielleicht so viel der Unerquidlichkeit und Verfeindung gespart werden können, wäre auch die Kammer schon im Zeichen der von Löwe vermischten Realpolitik gewesen. Aber sie stand noch in ehrenwertester Überzeugung des Rechtes bei der Methode der selbstsicheren Doktrin. Und sie kamen beständig, wie von durchschnittlichen Frauen wohl mit Recht behauptet ist: „zurück nur auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang.“ Bismarck, voll unerträglichen Hohns, entschlossen, ihnen nichts zu schenken, war seinerseits, wie man scharfsinnig deduziert hat, wahrscheinlich nicht unzufrieden mit einer klärenden Vertiefung der Gegensätze. Mindestens konnte er interessiert daran sein: weil er, der bisher Isolierte, einzig vom König Gehaltene und von Koon Gefützte, am ehesten bei vermittelungslosem Bruch Aussicht hatte, diejenigen Kräfte, die zur Regierung des Königs oder zum Königtum stehen sollten, Ministerkollegen, Diplomatie, Bureaokratie, die Konservativen, zum Kampfe heranziehen, sie aus ihren Eigenwilligkeiten, Widersprüchen, Intrigen und Gleichgültigkeiten zur Verteidigung der Politik des Königs zu führen.

Ein Momentbild von pikantestem Reiz. Im Parlamente tobt der Kampf, ein Redner nach dem andern verurteilt den unwürdigerweise auf den Sessel des preussischen Staatslenkers geratenen Sportsman des Hyperroyalismus und Junfektums, wehklagt im Namen des Vaterlandes; ruhig neben den Donnerern sitzt Bismarck, hört notdürftig zu und schreibt an seinen republikanischen Freund Motley: »Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck: die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung; aber von der Politik über Kirchthuminteressen hinaus wissen sie so wenig, als wir Studenten davon wußten, ja noch weniger. In auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder, in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten; massenweise dumm, einzeln verständig.«

Peinliche Jahre; unendlich wichtig durch das, was während ihrer geschah: die Armeeverjüngung und -verstärkung trotz Widerspruch und trotz Budgetverweigerung, und durch das, was sie nachträglich zur Folge hatten: Klärung der öffentlichen Meinung. Aber bang und schwer für den gewissenhaften König, wie für Bismarck selber, trotz der hürnenen Siegfriedhaut seines vor den Gegnern immer frei überlegenen Humors und seiner nur nach oben auf den König blickenden Pflichttreue. Ein Freund des Hauses, Andrae-Roman, hat im Daheim ergreifend erzählt von der Stimmung Bismarcks, wie sie unter der Oberfläche war und sich zuweilen nicht verhehlte, in der Nichtbeobachtung, wenn er unter den Seinigen war. So, wenn er einmal, als man fröhlich sein will und Klavier gespielt werden soll, abwehrt: Kinder, laßt sein. In Mut und Hurra, in Ernst und heimlichem Wangen um den Ausgang sind es die Stimmungen des verzweigten Führers in der menschenvernichtenden Schlacht. — Übrigens war schon das Jahr 1863 nach außen die Zeit herzerfreuend leder Intermezzi der preussischen Politik, wie z. B. der diplomatischen Sendung des Feldjägers nach Kuchessen. Aber was wir jetzt in unserer Geschichte



Abb. 91. Heinrich v. Treitschke (1834—1896).
Nach einer Photographie von Richard & Lindner in Berlin.
(Zu Seite 104, 111 und 119.)

nicht missen möchten, das konnte damals noch nicht beitragen, um für Bismarck einzunehmen, das schien nur erst recht zu bestätigen, was man von ihm dachte. Die gleiche Folge hatte die für später so überaus wichtige ehrliche Stellungnahme an der Seite des vom Liberalismus verabscheuten Rußland im Polenaufstand von 1863. Und nicht anders wirkte auf die Öffentlichkeit der äußere Anschein seines Verhaltens in der schleswig-holsteinischen Frage, der größten all seiner diplomatischen Leistungen.

XI.

Am Anboß steht der deutsche Schmied
Und schwingt den Hammer und singt sein Lied.
C. F. Meyer.

Bismarcks Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, die schließlich die der deutschen Frage ward, verträgt es freilich kaum, wenn aus diesem wunderbaren Gewebe fein geführter und verschlungener Fäden leidigerweise nur ein paar einzelne — die größten — herausgezogen und vorgezeigt werden können. Denn die Weltgeschichte kennt kaum etwas Komplizierteres, als jene Angelegenheit des meerumschlungenen Bruderstammes von Anfang an und in allen Stadien gewesen ist. Nur dadurch ist sie glücklich erledigt worden, daß der lebhafteste der Diplomaten seine Alexandernatur bezwang und sich mit unendlicher Geduld an den Webstuhl setzte, um den ganzen gordischen Knäuel der Fäden, jedem einzelnen folgend, auseinander zu wirren und dann sie alle mit geschickteren und sorgfältigeren Händen, als sich je damit befaßt hatten, zu der klaren Wirkung zu weben, die er mit rascher Sicherheit sich vorgezeichnet und entworfen hatte.

Dieser sein Entwurf enthielt ganz einfach die Loslösung der beiden Herzogtümer und ihrer kerndeutschen Bevölkerung von Dänemark und danach ihre feste, zum mindesten militärische Vereinigung mit Preußen. Denn nur dann konnte Preußen für eine tapfere und bewußte deutsche Politik im Norden verantwortlich bleiben. Unbedingt nötig war hierzu: erstlich die Maßregeln Preußens stets auf dem Boden der früheren internationalen Verträge zu halten und eben diese, obwohl sie für Deutschland so kläglich waren und Dänemark zum Inhaber eingeseht hatten, zu verteidigen, damit das Ausland ohne jeden Vorwand und Anlaß bleibe, wieder dreinzurehen. Denn nicht durch Dänemark, sondern durch Rußland und namentlich Palmerston, durch England, war 1848—1850 die ganze Aktion Preußens und des schwarzrotgoldenen „Reiches“ gelähmt worden. Zweitens: gegenüber Dänemark im besonderen so streng loyal zu bleiben, daß dieses unmöglich auch nur scheinbar einen Teil der Verantwortlichkeit für seine gewalttätigen Maßnahmen und Absichten auf Preußen abwälzen konnte. Drittens: die Handhabe nie zu verlieren, um sich auch Schleswigs anzunehmen, obwohl dieses schon seit acht Jahrhunderten (1027) von Deutschland staatlich aufgegeben war und also nicht zum Deutschen Bunde gehörte, was bei Holstein der Fall war. Diese Handhabe lag wieder lediglich in dem Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, welches wenigstens die altbeschworene Unteilbarkeit der vereinigten Herzogtümer wahrte, wenn es sie sonst auch Dänemark ausgeliefert hatte. Ebenso wichtig war: das Londoner Protokoll war von Preußen und Österreich, aber nicht vom Deutschen Bunde garantiert worden, machte also Preußens Einspruch als Großmacht, nicht als Bundesstaat, im Falle von Verletzungen zu Recht und Pflicht. Das Londoner Protokoll mußte in jeder Richtung der Angelpunkt der ganzen Angelegenheit sein. Den übelbeleumdeten Vertrag gewissenhaft zu halten, war das einzige Mittel, ihn durch Dänemark aus der Welt schaffen zu lassen.

Es war natürlich aussichtslos, einen feindseligen Landtag, eine mehr als argwöhnische öffentliche Meinung ganz Deutschlands mit Vertrauen zu erfüllen, wenn man der Mandatar der letzteren nicht sein durfte und nicht einmal versuchen konnte, sie aufzuklären, weil man nur sagen konnte, was Europa hören durfte und sollte. Weder Armeeform noch Verfassungskonflikt haben Bismarck solche Epitheta eingetragen, wie sein „Verrat des verlassenen nordischen Bruderstammes“, nämlich seine Erklärung, an die internationalen Verträge gebunden zu sein und für diese eintreten zu müssen. Nichts

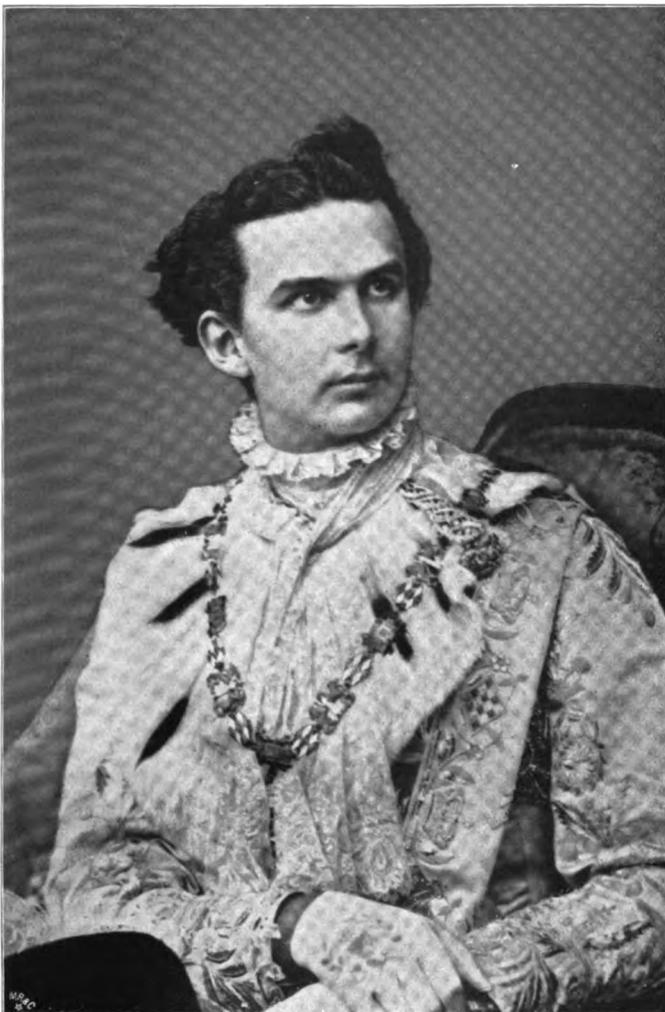


Abb. 95. König Ludwig II. von Bayern.
(Zu Seite 118.)

war „infam“ genug — man sprach das Wort unter sich aus und umschrieb es im Landtag mit wenig Verhüllung —, um es nicht als das Motiv seiner Haltung zu suchen, und der allzeit Blamierteste der Politiker des Konfliktparlaments verkündete den horchenden Freunden, der Urgrund und Zweck, wie in allem, sei auch hier die dunkle Reaktion: nämlich die Absicht, Rußland den Kieler Hasen und die Herzogtümer zu Füßen legen zu können als den demütigen Tribut Preußens an den Fort des europäischen Rückschritts. Trotz dieser Erkenntnis vermochte derselbe Redner gleich darauf wieder zu finden, daß Bismarck „ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinausstürmt, daß ihm jedes leitende Prinzip fehlt; der Herr Ministerpräsident hat auch keine Ahnung von einer nationalen Politik“.

Begreiflicherweise verklang es in der Entrüstung, wenn Bismarck im Landtage sich ärgerlicher als je über das Bönhafentum, den Dilettantismus in der Politik beklagte; sie warfen den ja gerade ihm vor. Gereizt machte er auf das Mißverhältnis aufmerksam, daß für alles und jedes ein Examen nötig sei, nur nicht für das Sichtummeln

auf dem Felde der hohen Politik, wo jeder mit Aplomb hinausgeschleuderte falsche Gedanke ein ganzes Buch erfordere, um den Schaden wieder gut zu machen, und doch noch nicht überzeugen würde; der Privatpolitiker meine, daß das, was kein Verstand der Verständigen sehe, ihm selber durch naive Intuition offenbar werden könne. Nur Praxis und Einzelkenntnis erlaubten in konkret diplomatischen Fragen ein Urteil, so wehrte er die Parlamentarier ab. Und als sich daraufhin der Abgeordnete Tellkamp gewichtig auf seine langjährige Professur für Staatswissenschaften berief, gab er ihm den Bescheid, seine Meinungen würden ihm viel wertvoller sein, wenn er ein einziges Jahr Rat im auswärtigen Ministerium gewesen wäre. So flog der gegenseitige Vorwurf des Dilettantismus wie im Federballspiel hin und her.

Im übrigen ging Bismarcks guter Wille, zu überzeugen und zu rechtfertigen, so weit, daß er mitteilte, was irgend zu verantworten war. Und immer wieder anzudeuten: »Der Weg, den ein preussisches Ministerium überhaupt gehen kann, ist so sehr breit nicht.« Als die Abgeordneten den Krieg wollten und er dann sagte: »Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen«, da war doch nur wieder der Unwille entfesselt, daß „die Nation mit ihrem Blute“ für diese Art Politik sollte einstehen müssen.

Sie wollten Gut und Blut fürs Vaterland und für den Bruderstamm im Norden hingeben, nur nicht für die Irrgänge eines Führers, von dem eine Welt von Nichtverstehenden und die aus Jahrzehnten herrührende Diskrepanz der ganzen politischen Anschauung sie trennte.

Verhältnismäßig einfach war die Sachlage gewesen, solange nur die (seit dem März 1863 mit erneuter Lebhaftigkeit und Rücksichtslosigkeit aufgenommenen) Maßregeln Dänemarks in Betracht kamen, Schleswig vollständig einzuverleiben, es also von Holstein zu trennen trotz des staatsrechtlich unangetastet gebliebenen Rechtes auf ewige Ungebeeltheit. Dann aber starb am 15. November 1863 König Friedrich VII. von Dänemark, der letzte seiner Linie, und nun erhielt die Frage folgende weitere Komplikation. Nach dem Londoner Protokoll sollte Prinz Christian von Glücksburg, der neue König Christian IX., im Königreiche und in den Herzogtümern folgen, obwohl in letzteren, infolge ihrer abweichenden Thronfolgeordnung, der „Mannesstamm“ der Augustenburger der vorberichtigte gewesen wäre. Jener Londoner Festsetzung hatte Herzog Christian von Augustenburg 1852 und seither zugestimmt und eine Abfindung von $7\frac{3}{4}$ Millionen Mark für seine in den Herzogtümern belegenen Güter erhalten. Als nun aber der Fall des Thronwechsels vorlag, erklärte der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, ermutigt durch die seit Monaten neubelebte Erregung gegen Dänemark, seinen Regierungsantritt in den Herzogtümern, auf den er nie verzichtet habe. Dieser „Regierungsantritt“ geschah bei Lebzeiten des Vaters, des Herzogs Christian, und angeichts seines wiederholten Verzichts. So kamen also neue Parteiungen und Stellungnahmen in den Herzogtümern, wie in der öffentlichen Meinung Deutschlands und Europas dazu. Immer wirrer arbeiteten all diese verschiedenen Kräfte und Tendenzen neben- und widereinander.

Bismarck war es durch seine korrekte Politik der Verteidigung der bestehenden Verträge gelungen, Österreich, dem Mitgaranten von 1852, alle Möglichkeiten abzuschneiden, einen abweichenden Weg zu finden. Er hatte es in die Lage versetzt, Verbündeter Preußens sein zu müssen, der ungern genug und unter manchem Versuch zu Seitensprüngen am gleichen Strang mitzog. Beide Staaten handelten nun gemeinschaftlich und koordiniert als deutsche Großmächte. Hier verwirklichten sich Gedankengänge, die Bismarck schon seit den ersten Frankfurter Jahren verfolgt hatte, um Preußen wieder über die bloße Bundesstaatlichkeit unter österreichischem Präsidium hinauszuhoben. Den Deutschen Bund, einen ansehbaren und in verschiedenster Hinsicht ungeeigneten Helfer, zu eliminieren, bot dieser selbst die Gelegenheit. Preußen und Österreich beantragten am Bunde, Schleswig in Pfand zu nehmen gegen Dänemark und dessen unter der neuen Regierung fortgesetzten Rechtsverletzungen. Das aber lehnte der Bund ab. Nun konnten die beiden Großstaaten mit neuem Grund auf ihn verzichten und das weitere auf eigene Hand unternehmen. Es war das glückliche Ergebnis geschicktester Bismarckscher Politik

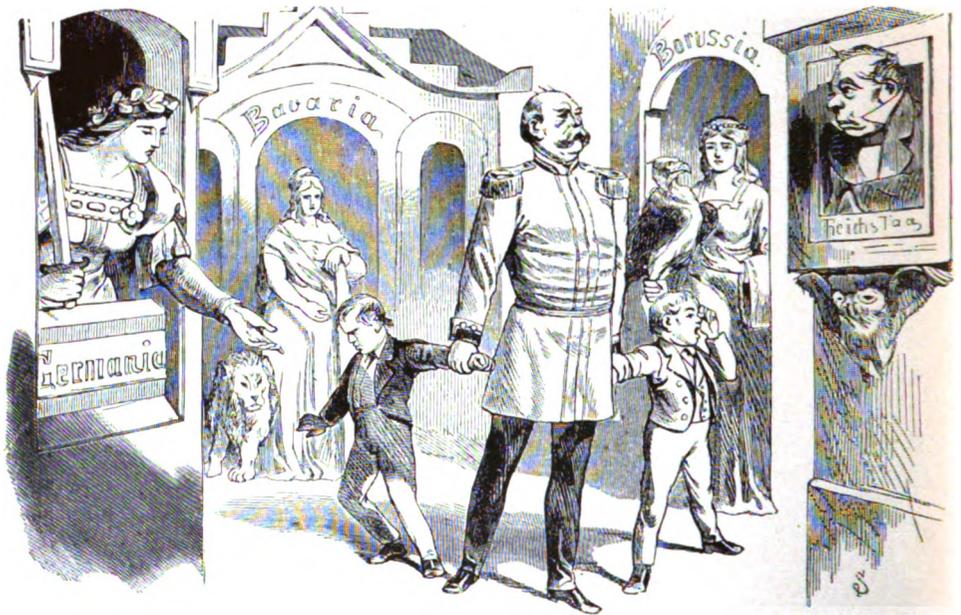


Graf Martensleben. Graf Biemann-Röhlen. Blanquart. Reibrück. Seylla. v. Buder. Thier. Biemann. Abeten. Rittich. v. Aufsch. Zaglioni. Wagner. v. Solstein. v. Knebel. Graf Biemann.

Abb. 96. Der Kaiser und seine Beamten in Versailles. Nach einer Aufnahme von G. Schnabel in Berlin.

und hilfreicher Umstände, wenn sie auch seitens des übrigen Europa dauernd freie Hand behielten. Rußland war diesmal, wegen 1863, wohlwollend für Preußen. England geht nicht leicht über das Ausfäen von Zwietracht und grobe Drohungen hinaus; an sich hätte es Dänemark gerne beigegeben, mußte sich aber auf das Londoner Protokoll verweisen lassen, welches man verteidigte und sühte. Napoleon war verstimmt, am meisten gegen England, weil man ihm nicht gegönnt hatte, auf einem europäischen Kongreß der gewichtige Schiedsrichter der schleswig-holsteinischen Frage zu werden. Er zog sich aus der Affäre durch die Rückkehr auf sein so gerne als Stedenpferd gerittenes Nationalitätsprinzip, was bei richtiger Benutzung der Befreiung der Herzogtümer zugute kam. So war alles aus dem Wege geräumt für den lösenden Krieg. König Christian IX. hielt die „Gesamtstaatsverfassung“ vom 13. November 1863, welche Schleswig in Däne-

Guter Rath ist theuer.



Bismarck (Elsas und Lothringen einführend). Liebster Reichstag, nun haben wir die beiden Jungen wieder, aber jetzt rathen Sie mir, wie und wo wir sie unterbringen sollen!

Abb. 97. Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch. (Zu Seite 135.)

mark einverleibte, das letzte Werk seines Vorgängers, aufrecht, auch nachdem Preußen und Österreich am 16. Januar 1864 deren Aufhebung, d. h. die alt- und neuerbriefte Unterteiltheit von Schleswig und Holstein gefordert hatten. Als dann das preussische Heer, in der Gesamttaktion unterstützt von den tapferen Söhnen der österreichischen Alpenlande, die Siegeslorbeeren von Düppel und Alsen heimgebracht, da konnten die beiden Mächte erklären, die bisher festgehaltene politische Grundlage, das Londoner Protokoll, sei verwirkt durch den Vertragsbruch und die Gewalttätigkeit Dänemarks. Sie konnten in Übereinstimmung mit allem Völkerrecht eine neue Regelung nach geführtem Kriege fordern, um so mehr, als Dänemark den während eines Waffenstillstandes ihm gemachten vermittelnden Vorschlag einer Personalunion mit den Herzogtümern verschmäht hatte. So mußte es schließlich im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 die Herzogtümer bedingungslos an Preußen und Österreich abtreten.

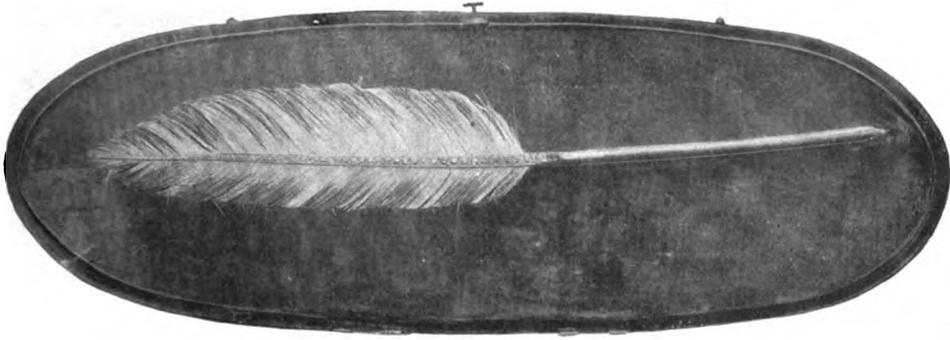


Abb. 98. Die Frankfurter Friedensfeder. Aus dem Bismarck-Museum.

Natürlich so glatt, als wir versucht haben, in äußerster Vereinfachung die Hauptmomente zusammenzufassen, war es nicht gegangen, und zu den Klippen, die sich von außen bei jeder neuen Wendung vor den Pfad schoben, kamen Bedrohungen von innen her, Schwanten des Königs, und auch noch ganz überflüssige Weiterungen hinzu. So hatte Bismarck während des Krieges sehr bedenkliche Gefährdungen seiner Politik durch den preußischen Oberbefehlshaber unschädlich zu machen gehabt, durch Wrangel, das »alte Kind, das gern mit seinen neuen Stiefeln ins Wasser patschen wollte«, wie Bismarck gutmütig sagte. Und ohne jeden Zweifel bedeutete der Friedensschluß, der gemeinsame Besitzantritt der Herzogtümer, keinen Abschluß, sondern nur den Anfang neuer, weit gefährlicherer Fragen für Preußen.

Aber die Wirkung auf die öffentliche Meinung, die Volksvertretung in Preußen? Nun, so war die Stimmung noch lange nicht, daß man jetzt die deutsche Hoffnung



Abb. 99. Hotel zum Schwan in Frankfurt a. M., wo am 10. Mai 1871 der Friede unterzeichnet ward.

diesen Männern anzuvertrauen und die Seelen erleichtert aufzutun vermocht hätte. Anläufe von Befriedigung wurden durch das Gespenst einer verdoppelten Reaktion, eines nunmehr geplanten „inneren Duppel“ davongescheucht; mit dem Ärger des heimlichen Besserwissers vernahm man auf dem linken Flügel von dem Respekt, den das Ausland vor Preußen, seinem Heere und seinen Lenkern gewonnen.

Um so weniger aber darf es denen vergessen werden, die schon damals, politischer und prophetischer als die meisten Politiker aus Wissenschaft und Volksvertreter von Beruf, die Binde von den Augen und die Rinde von den Herzen lösten. So taten von unseren Dichtern Fontane, der die wundervollen Begrüßungstropfen an die heimkehrenden Truppen schuf; der wadere Schleswiger Willagen, der in hoffender Ahnung auf Elsaß-Lothringen wies; Emanuel Geibel, der glühendste und treueste der für Schleswig-Holstein kämpfenden Säger, nun frohlockend in frommer Dankbarkeit des hellen Festgeläuts; und nicht zuletzt Julius Groffe, der das mutigste Wort in eine ablehnende Welt hinausrief:

Blut und Eisen, Eisen und Blut,
Dich will ich preisen mit fröhlichem Mut! —

Und bis 1866 hin geschah eine allgemeine Verschiebung in den deutschen Meinungen nun doch. Wie das Paar, das sich zankt, aber gegen Dritte zusammensteht, schloß sich, bei unverminderten Gegensätzen im Innern, und bei aller Sophistik, welche den Minister aus dem Verdienst von 1864 auszuschneiden suchte, das Preußentum fast auf der ganzen Linie in eine selbstbewußte Front zusammen. In Preußen wie in den Herzogtümern gewann der Gedanke der einfachen Annexion weiteren Boden. Der Nationalverein entschwabte noch deutlicher, als früher, zu den gebildet-nationalen Kreisen der mittleren und kleineren Staaten. Die nationale Hoffnung erkannte den Schwerpunkt nicht

allein mehr in dem, was der öffentliche Patriotismus, sondern was die dynastisch geführten Kräfte leisten könnten, nicht mehr so im Prinzip, als in der Realität der Machtgedanken. Eine kleine Gruppe deutsch erglühender Jüngerer ward preussischer als Preußen selbst; „das alte Lösungswort des Radikalismus von der Einheit der Nation schlechthin verbanden ihre stürmischen Führer, Allen voran der junge Heinrich v. Treitschke, mit der Machtpolitik der preussischen Krone“ (Dr. Venz).



Abb. 100.

Staatsminister Rudolf Bismarck (1817–1903),
Präsident des Bundes- und Reichskanzleramtes 1867–1876.
Photographie von Voetscher & Petsch in Berlin.

XII.

Am Brunnen sitzt Germania.
Zween Eimer wechseln . . .
Th. Fontane.

Seine eine Parole für die Herzogtümer sah Bismarck erfüllt: los von Dänemark! Nun fehlte noch der zweite Teil: die Vereinigung mit Preußen, wenn nicht dynastisch, so doch materiell durch staatsrechtliche Vereinbarung. Es war und blieb nach dem Wiener Frieden ein ständiges Schweben zwischen Krieg und Frieden; ein Verschleppen der Sache war nicht Bismarcksche Art und wäre schon



Abb. 101. Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Jan.
Mit Genehmigung der Photographischen



71. Gemälde von Anton von Werner in der Ruhmeshalle zu Berlin.
Kost in Berlin. (Zu Seite 184.)

dadurch unmöglich und unerträglich geworden, daß nun in den Herzogtümern zwei Regierungen, die der beiden Großmächte und die des „Herzogs“, miteinander konkurrierten.

Indessen schied der augustinburgische Bestandteil der schleswig-holsteinischen Frage nach einiger Zeit doch aus. An sich hatte das augustinburgische Haus nicht einmal etwas Näheres mit dem seit den vierziger Jahren geführten Kampfe der Herzogtümer gegen die dänische Vergewaltigung zu tun. Es war an dessen Führung nie maßgeblich beteiligt gewesen; erst mit der neuen Krisis von 1863 war der Erbprinz dem Lande näher getreten und als ein Fahmenträger der Errettung von Kopenhagen, nach so viel früher aus Deutschland erfahrener Enttäuschung, allerdings freudig begrüßt worden. Das sonst so paragraphentreue und rechtsstolze Land sah ihm zuliebe auch fernerhin über alle Einwände und anderen Auffassungen hinweg. Ihm war Treue um Treue gelobt worden, und die wollte das ehrenfeste Volk nun halten. Daß in den Kämpfen gegen Dänemark womöglich noch verstärkte Gefühl



Abb. 102. Generalpostdirektor Heinrich Stephan (1831—1897).

Photographie von Loescher & Petzsch in Berlin.

landsmannschaftlicher Besonderheit und Selbständigkeit, das dem meerumschlungenen Schleswig-Holstein ohnehin zu eigen, richtete sich vielfach mit bewußter Spitze gegen Preußen, welches von 1848—1850 her allerdings keinen Anspruch auf Liebe und Dankbarkeit in Schleswig-Holstein hatte. Ferner trat für den Augustenburger Österreich ein, aus Eifersucht auf Preußen, obwohl es damit einen Teil seiner Politik nachträglich verleugnete; innerhalb des Deutschen Bundes besaß er viele Sympathie. Auch König Wilhelms edle Gutherzigkeit hielt ihn viel länger, als Bismarck lieb war. Entgegen stand ihm vor allem der Londoner Vertrag, auch nachdem dieser — nicht zu seinen, sondern zu der siegreichen Mächte Gunsten — hinfällig geworden war. In Konsequenz jenes Vertrages hatte Herzog Christian, der Vater, verzichtet; was hatte denn dieser mit einer Entschädigung verbundene Verzicht des Familienhauptes für einen Wert, wenn er den Sohn nicht band, sondern zum Erben machte? Nicht zu dessen Gunsten, wie es tatsächlich gestaltet werden sollte, war Herzog Christians Verzicht geschehen, sondern ausdrücklich zu denen des nunmehrigen Königs von Dänemark, und der hatte seine Landesherrschaft an die Sieger abgetreten. In den Herzogtümern selbst fand die volle Souveränität des „Herzogs“ doch auch wachsenden Widerspruch. Ritterschaft und Prälaten forderten auf jeden Fall engste politische und diplomatische Verbindung mit Preußen. Am unumwundensten wünschten die lauenburgischen Stände die unmittelbare Landeshoheit des Königs Wilhelm. Vieles andere von älteren Rechtslagen, oldenburgisch-russische Eventualitäten durchkreuzten die Position des augustinburgischen Erbprinzen obendrein, so daß Bismarck als denkbare Handhabe sogar eine Kandidatur des Großherzogs von Oldenburg bereit hielt.

Das Ziel Bismarcks war ganz einfach, für Preußen, als Lohn für den Krieg und die gebrachten Opfer, möglichst viel zu gewinnen. Am liebsten die Annexion. Etwas absolut Hinderndes, ein stärkeres Recht auf anderer Seite bestand nicht. Doch war auch er bereit und geneigt, in der Anerkennung oder besser Einsetzung des Erbprinzen als Herzog die zwar nicht erwünschteste, aber eine Lösung zu finden. Preußen konnte sich dabei vorbehalten, was es wegen der fortan nur vermehrten Aufgaben der deutschen

Wacht im Norden notwendig brauchte. Mit andern Worten, eine Konvention schließen, die ihm die Verfügung über die schleswig-holsteinischen Wehrkräfte und Wehrsicherheiten zu Wasser und zu Lande mit Einschluß eines von Bismarck sofort geplanten Nordostseekanals zugestand. Ferner mußte es an dieser Stelle fortsetzen oder anbahnen, was im Sinne der liberalen und nationalen Erwartungen zu der Materie der moralischen und friedlichen Eroberungen Preußens in Deutschland gehörte: Anschluß an den Zollverein und an das preußische Post- und Telegraphenwesen. Das alles waren Forderungen, welche sich mit einer bundesfürstlichen Souveränität wohl vertrugen und welche die Probe auf diese Verträglichkeit heute im neuen Reiche vollauf bestanden haben.

Bismarck hatte diese Eventualitäten schon während des Krieges mit dem Erbprinzen mündlich erörtert und Entgegenkommen gefunden. Ferner mußte er die Gewißheit haben, daß der Erbprinz zu Preußen, nicht zu Osterreich oder den Mittelstaaten halten und daß er sich auf eine „konservative Basis“ stellen werde. Er brauchte das für die Entscheidung der deutschen Frage, die nur er in ihrer baldigen akuten Form voraussah, notwendig. Der Erbprinz, „nicht eben klar und bedeutend, aber durchaus ehrenwert, wohlmeinend“ (Grich Marcks, Kaiser Wilhelm I.), sah doch auch seinerseits Pflichten. Er wollte vor allem Osterreich nicht verstimmen, von dem er auch abhing, nicht Bismarck die Möglichkeit in die Hand spielen, ihn dort zu kompromittieren. Ihm kann man



Abb. 103. Bismarck in den siebziger Jahren.
Aufnahme von Loescher & Fetisch in Berlin.



Abb. 104. Bismarck in den siebziger Jahren.
Nach einer Aufnahme von Loescher & Petzsch in Berlin.

nicht verübeln, daß er, soweit er noch persönlich mit Bismarck verhandeln konnte, über das Gefühl der Unheimlichkeit nicht hinauskam, und daß er Bismarck anscheinend die Gewährschaft bedingungsloser Verlässlichkeit nicht geben mochte. Und so hat Bismarck durch plötzliches Abbrechen der Verhandlungen sich von seiner Befürchtung befreit: daß Preußen nur einen von steter Annexionsfurcht beherrschten neuen Bundesfürsten schaffen würde, der dann am Bunde helfe, in allem Preußen niederstimmen, und ein »zweites Koburg« bilde (im Hinblick auf die enge Freundschaft des preußischen Kronprinzen einerseits mit Herzog Ernst II. und andererseits mit dem Erbprinzen). Auch der König machte sich Bismarcks Auffassung zaubernd, aber schließlich zu eigen.

Die öffentliche Meinung vermochte noch nicht zu folgen. Zwar kristallisierte sich in den Herzogtümern aus dem Hin und Her der Eindrücke und Erwägungen eine breitere „nationale Partei“ heraus, die nur noch einen militärisch und diplomatisch unter Preußen



Abb. 105. Lothar Bucher (1817–1892).
Nach einer Lithographie von Hermann Eichens.
Verlag von Pietro Del Vecchio in Leipzig.

weiß, geht die Meinung des Heeres auf Annexion. Ich halte eine siegreiche Durchführung des Krieges für möglich.“ —

Jene Weigerung Kaiser Franz Josefs schien das Schwert schon aus der Scheide zu reißen, der König faßte es nicht anders auf und war bereit. Noch einmal trat die Frage in ein Stadium der allgemeinen Friedensliebe. In dem Münchner Gesandten Österreichs, Grafen Blome, einem gebornen Holsteiner, und dem bayerischen Minister von der Pfordten (s. Abb. 77) entstanden Vermittler. Österreich, in akuten inneren Krisen stehend und in großen Finanznöten, die auch einen Ministerwechsel nach sich zogen, sah zunächst Anlaß, versöhnlich zu sein. So kam am 14. August 1865 zu Gastein (Abb. 78), wo König Wilhelm sich aufhielt und mit Kaiser Franz Josef zusammentraf, der Vertrag zustande, der den augustinburgischen Erbprinzen als Privatmann aus der Abmachung herausließ und statt der gemeinsamen Landesregierung der beiden Mächte eine Abgrenzung nicht des Hoheitsrechtes an sich, jedoch seiner Ausübung, der Verwaltung — Preußen Schleswig,

mediatisierten Herzog wollte. Deutschland im allgemeinen aber war und blieb augustinburgisch. Innerhalb des nationalen Liberalismus Preußens waren viele der Sache nach für die Annexion gestimmt, aber „diesem Ministerium“ konnten sie den Erfolg nicht gönnen. Die Kreuzzeitungspartei wiederum erblickte den Untergang des legitimistischen und konservativen Gedankens in der Annexion und dem dann unvermeidlichen Bruch mit Österreich. So war nirgends ein Anhalt, eine Unterstützung. Von Wien aus wurde die augustinburgische Agitation offen unterstützt und das Ersuchen König Wilhelms, dem zu steuern, lehnte der Kaiser ab (Juli 1865).

„Was ist die Meinung der Armee?“ hatte König Wilhelm schon im Ministerate am 29. Mai 1865 den zugezogenen Chef des Generalstabes v. Moltke gefragt. Dieser antwortete seinem Monarchen, der im frischen Lorbeer des Siegers desto sorgenvoller der möglichen Konsequenz eines Bruderkrieges entgegen sah: „Soviel ich



Abb. 106. v. Rottenburg, Vorstand der Reichskanzlei unter Bismarck.
Photographie von Lorjcher & Retsch in Berlin.

Militärbesitz von Ael; Österreich: Holstein — festsetzte. Dauernd erhielt Preußen gegen Geldentschädigung Lauenburg. Alle Welt erblickte in dem Gasteiner Vertrage einen preußischen Sieg und die Entfernung der Kriegsgefahr; der König, herzlich erleichtert, erhob Bismarck in den Grafenstand.

Dieser selbst sah freilich nur eine »Verkleisterung der Risse«. Er ging nach Biarritz, das ihn 1862 entzückt hatte. Dort war auch Napoleon. Ihn gewann Bismarck, hinweggehend über alles, was jener in letzter Zeit der preußischen Politik an nörgelnden Vorschriften hatte zukommen lassen, und seinerseits größte Vorsicht wählend, für die Argumentation, daß Frankreich Preußen in der Durchführung seiner nationalen Aufgabe, wovon der Erwerb der Herzogtümer der erste Schritt sei, nur unterstützen dürfe, »denn ein strebsames Preußen wird stets hohen Wert auf Frankreichs Freundschaft zu legen haben, während ein entmutigtes seinen Schutz in defensiven Bündnissen gegen Frankreich suchen wird«.

Bedeutungsvoll war, daß Preußen nunmehr auch, unter Benützung einer der neuerdings bei den Mittelstaaten häufigen Verstimmungen gegen Österreich, deren Anerkennung des neuen Königreichs Italien herbeiführte, die in Form von Handelsvereinbarungen des Zollvereins zum Ausdruck kam. Es war die Parallele zu der Fühlung mit Napoleon, dem Gönner des neuen Königreichs, das er mit Hilfe schaffen halfen. Von hier datieren die ersten Anfänge der Popularität Bismarcks und der Prussiani in Italien, durch den Gegensatz zu Österreich, den Ledeschi.

Für Preußen, zumal für den König, konnte das aus dem Umsturz legitimer Throne geborene Königreich Italien von Gottes und des Volkes Gnaden an sich nur eine „unliebsame Allianz“ sein. Aber ein Bündnisplan mußte zur näheren Ermägung treten, als sich immer deutlicher zeigte, wie sehr Bismarck mit der bloßen »Verkleisterung der Risse« recht gehabt hatte. Schon begannen die österreichischen Behörden ihre jetzige Alleingewalt in Holstein zur Ermögung augustinburgischer Veranstaltungen, als »Damm gegen Preußen«, auszunutzen. Schwüler als je vorher ward die Stimmung zwischen beiden Mächten; dazu wurden mittelstaatliche Äußerungen bedenklicher Art laut. Die preußischen Militärs waren überzeugt, je bald der Krieg ausbreche, desto leichter sei er zu führen. Es war nicht gleichgültig, daß so auch der aus Schleswig herbeigerufene, bei der Wiener Regierung als persona grata angesehene General Edwin von Manteuffel, der Vetter des früheren Ministers, sprach, der das Ohr des Königs besaß und bisher gegenüber Bismarck eine verdroffene Haltung eingenommen hatte, »stets ablehnend und mißtrauisch und bei Meinungsverschiedenheiten absprechend wie ein Obertribunal, ohne Würdigung der Gegengründe, ohne Offenheit über die eigenen«. (Abb. 79.) Aber noch immer waren die Bestrebungen nicht endgültig besiegt, die den König der Abenteuerpolitik seines Ministers zu entreißen suchten und Bismarck, mitten in dem verfahrenen Wirrsal der auswärtigen Schiebungen, bis zur Verzweiflung ermüdeten.

Inzwischen war alles so weit, daß Moltke für Preußen nach Florenz gehen sollte. Da erschien schon General Govone für König Viktor Emanuel in Berlin, und am



Abb. 107. Dr. Adalbert Falk,
1872—1879 preußischer Kultusminister.
Photographie von Loescher & Wetlich in Berlin.
(Su Seite 147.)

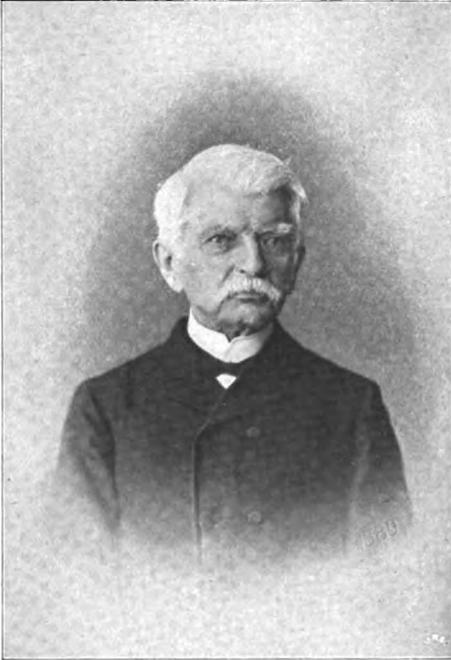


Abb. 108. Hans Hugo v. Reiff-Regow (1814—1892),
Führer der preussischen Altkonservativen.
Nach einer Aufnahme von 1889 von Jul. Braas in Berlin.

8. April 1866 ward das Bündnis fertig. Italien hatte darin nachgegeben, daß es nur Venetien als Siegespreis zu verlangen zusagte, nicht mit sonstigen Kronländern Österreichs verbundene Gebietsteile (Welschtirol, Triest). Über einen bevorstehenden Krieg hinweg hatte Bismarck, alten Gedanken treu, schon jetzt der innerlichen Wiederversöhnung mit Österreich sorglich vorgearbeitet, ja sogar die vorläufig kaum denkbare Möglichkeit offen gehalten, zu einem solchen Einverständnis und Bündnis mit Österreich einstmals auch Italien hinzuziehen zu können.

Am politischen Barometer erschien das gewohnte Wetterzeichen einer französischen Gebietshoffnung: die Andeutung, daß Österreich Napoleon das linke Rheinufer gönnen würde, was Preußen zu bieten habe?

Darauf gab Bismarck den Bescheid, nach dem Entschluß des Königs könne niemals von einer Überlassung deutschen Landes die Rede sein. Aber das schloß noch nicht jegliche Kompensation für Frankreich aus, ließ auch offen, daß Bismarck selber nicht gleichermaßen abgeneigt sei und den König noch zu anderem überrede. Es kam eben um jeden Preis darauf an, die

Verständigung von Frankreich, Italien und Österreich zu verhüten, deren Kosten Preußen mit Schlesien tragen sollte, für welches Österreich eventuell Venetien an Italien ausgab. So ward es ein Meisterstück von Kühnheit und List zugleich, wie Bismarck Napoleon dahin zu dirigieren wußte, daß dieser selber Italien in dem Bündnisse mit Preußen hielt, indem Napoleon seine stereotypische Hoffnung bewahrte, wenn der Krieg da sei oder zu Ende gehe, dann endlich als der europäische Schiedsrichter die volle moralische und konkrete Entschädigung zu finden.

So standen die Dinge auf der Schneide des Schwertes. Und in diesem Moment, da die Herzogtümer als Siegespreis zurücktraten vor dem größeren deutschen Gedanken: wenn einmal Krieg nötig sei, dann aus ihm aber auch die Neugestaltung des Bundes hervorgehen zu lassen, — in diesem Moment nahm Bismarck noch einmal verschiedene Möglichkeiten auf, ohne Blut und Eisen voranzukommen. Er wollte alle Wege versucht haben, ehe er den gefährlichsten ging. So betraute er v. Gablenz ganz im geheimen und wie auf Privatwegen mit dem Vorschlage einer militärischen Aufteilung Deutschlands zwischen Österreich und Preußen, nach der Mainlinie. Abgesehen von der Wirkung bei unzeitigem Bekanntwerden in Deutschland war tiefstes Geheimnis nötig, weil dieser letzte Versuch auch ein Schachzug war, um die andauernd mit Grund befürchtete Unzuverlässigkeit der italienischen Politik zu parieren. Die Verhandlung zerbrach sich, es war inzwischen auch schon zu spät geworden.

Andersseits hatte Bismarck auch jetzt an den »einzigsten und natürlichsten Verbündeten« in Deutschland gedacht, das deutsche Volk.

Am Tage nach der Unterzeichnung des Bündnisses mit Italien, am 9. April 1866, brachte der preussische Gesandte in Frankfurt, v. Savigny, an den Deutschen Bund den preussischen Antrag auf Einberufung eines deutschen Volksparlamentes aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht. Trotzdem der preussische Antrag daran erinnerte, daß dieser Gedanke seit 1863 von dem preussischen Ministerpräsidenten aufgeworfen sei, waren

Fürsten und Volk sprachlos in Staunen und Verblüffung. Man hatte ihm das ja nie geglaubt, und er hatte es freilich vergessen machen helfen. Der die Reaktion selber war, forderte ein demokratisches Parlament! Wer sich überhaupt etwas Ernstliches hierbei vorzustellen vermochte, der dachte an französischen Plebiszitenschwindel zur Erreichung eines momentanen Zwecks. Man glaubte damals nicht ernstlich an den Krieg, aber noch weniger an Bundesreform durch Preußen; wenige begriffen, wie Treitschke, daß hier schon die Konsequenz des Krieges im voraus verfolgt sei. Aber unheimlich blieb es auch Treitschke, wie nun „die größte Idee des Jahrhunderts fast wie ein Fächerstreich in einem diplomatischen Turnier erschien“. Die Stimmung der meisten Regierungen gab König Georg von Hannover am kürzesten durch das Wort „schauderhaft!“ wieder. Aber der Antrag stand noch vor den Stadien seiner Verhandlung — da tönnten in die allgemeine Unklarheit und Ratlosigkeit die Kriegsfanfaren hinein.

Preußen hatte beabsichtigt, die übrigen deutschen Staaten, wie 1864, beiseite zu lassen, die Sache mit Österreich allein auszutragen. Dem arbeitete dieses natürlich entgegen. Seit Ende April machten Österreich und einige Mittelstaaten mobil, Preußen seit dem 8. Mai. Am 14. Mai lehnte eine Konferenz mittel- und kleinstaatlicher Minister zu Bamberg den badiischen Antrag auf Neutralität einstimmig ab. Der Bundestag beschloß danach am 24. Mai allgemeine Abrüstung. Dadurch war, weil die beiden streitenden Großmächte nicht ohne Abgabe von Erklärungen über den Abrüstungsbeschluß bleiben konnten, die Sache an den Bund gelangt, und Österreich rief dessen Entscheidung überdies ausdrücklich an. Das aber war ein formeller Bruch des Gasteiner Vertrages; am 5. Juni veröffentlichte aus dessen Text der preußische Staatsanzeiger die bündige Zusage Österreichs, die Zukunft der Herzogtümer nur durch ein Einverständnis mit Preußen allein zu ordnen.

Am 10. Juni sandte Bismarck den deutschen Regierungen den fertigen Entwurf einer Bundesreform zu. Er enthielt, vielfach anknüpfend an die Reichsverfassung vom Frühjahr 1849, Österreichs Ausschluß aus dem Bunde, Regelung seines ferneren Verhältnisses zu dem neuen kleindeutschen Bunde durch ein engeres völkerrechtliches Bündnis, Verteilung des militärischen Oberbefehls zwischen Preußen im Norden und Bayern im Süden, Begründung einer Bundesmarine und das schon erwähnte deutsche Volksparlament. — Dies alles sei nicht das absolut Beste, aber das Ergebnis der mannigfachen Rücksichten extra muros et intra, schrieb Bismarck vorbeugend dem gefürchteten Herzog Ernst von Koburg-Gotha. Eine Generation könne nicht an einem Tage gut machen, was andere in Jahrhunderten verpuscht hätten. Auch von der öffentlichen Meinung sei nur gewohnheitmäßiges Mörgeln zu erwarten. »Erreichen wir jetzt, was in der Anlage feststeht, oder Besseres, so mögen unsere Kinder und Enkel den Block handlicher ausdreheln und polieren.«

Da Preußen den Bruch des Gasteiner Vertrags festgestellt hatte, fiel auch die darin enthaltene Abgrenzung in den Herzogtümern weg; Manteuffel rückte am 7. Juni wieder in Holstein ein und stellte den Österreichern frei, das gleiche in Schleswig zu tun. Das war scharfe Auslegung; aber besser mit



Abb. 109.

Graf Otto von Stolberg-Wernigerode
(1837—1896),

1878—1881 Vizepräsident des preuß. Staatsministeriums.

Photographie von Reichardt & Lindner in Berlin.

scharfem Messer, als mit stumpfem schneiden, und logisch war es unanfechtbar. Österreich jedoch nahm den darin gefundenen casus belli auf, klagte am 11. Juni beim Bunde auf Friedensbruch durch Preußen und beantragte sofortige Mobilmachung. Auch das letztere war buchstäblich unstatthaft, da die Geschäftsordnung altväterische Umschweife des Vorgehens bei Friedensbruch vorschrieb. Und es konnte ja kein Friedensbruch wirklich nachgewiesen werden. So übte Bismarck auch hier, förmlich wie zur Parade, seine unvergleichliche und grausame Kunst, den Gegner in das enge Gewir von lauter anfechtbaren Maßnahmen zu treiben, bei eigener logischer Unangreifbarkeit. Der Bund aber erwies noch einmal vor dem Ende die ganze Unvereinbarkeit seines Inhalts und Formalismus mit jeder akuten Frage größerer Politik.

Am 12. Juni brach Österreich die diplomatischen Beziehungen zu Preußen ab. Letzteres hatte Sachsen, Hannover, Kurhessen und Nassau schon gewarnt, indem es ihnen in nicht mißzuerstehender Weise die Fortbauer ihrer Dynastien für den Fall ihrer Neutralität gewährleistete. Am 12. Juni erklärte es nun, daß es die Annahme des österreichischen Antrags durch den Bund als Kriegsfall betrachte. Am 14. ward jedoch die Bundesmobilmachung mit neun gegen sechs Stimmen angenommen. Der preussische Vertreter widersprach daraufhin dem Beschlusse als verfassungsmäßig unzulässig, gab im Namen des Königs die Erklärung ab, daß Preußen den Bund als hierdurch aufgelöst betrachte, und beendete seine Tätigkeit am Bunde, indem er den preussischen Entwurf einer neuen deutschen Verfassung niederlegte.

Schon einmal war der Bund plötzlich verschieden, 1848, und damals hatte ihm eine amtliche deutsche Regierung, die bayerische, den Nekrolog gesprochen: „Anfangs ein Gegenstand des Mißtrauens, dann der kalten Anwiderng.“ Diesmal sollte er nicht wieder erwachen. —

Ein Bruderkrieg kann keine helle Begeisterung entflammen, am wenigsten konnte der von 1866 populär sein, den Preußen nun mit seinen wenigen Bundesgenossen außer Italien gegen alle Feinde ringsum aufnahm. Immer noch steckte die gebildete Welt in Preußen mit ihren Gedanken im Verfassungskonflikt. Ein einziges Mal hatte Bismarck ein Aufschimmern öffentlicher Sympathie gesehen, bei dem Attentat des Cohen-Blind am 7. Mai 1866; aber sie galt wesentlich dem kühlen Mut, womit er das erlebt hatte. Die Befreiung von Österreich, dem Schutzpatron aller deutschen Reaktion und daher auch der preussischen Altkonservativen, hat, obwohl sie der eigentliche Gedanke des Liberalismus hätte sein müssen, doch gegen diesen durchgeführt werden müssen. Fast alle schöpferischen Gedanken und alle Kritik sind vom Liberalismus ausgegangen, in Taten verwirklicht worden sind sie von den großen Einzelmännern, die er als Gewaltmenschen von sich ausschloß und bekämpfte. Im eigenen Schoße des preussischen Fortschritts sah man dies jetzt, im Jahre 1866, ein, als Bismarck den Krieg gegen die Hochburg des politischen Stillstandes begann; einer seiner Abgeordneten sagte: Siegt Preußen, so sind wir verloren.

Und doch empfand man mehr, als man sie zugeben wollte, die Erlösung. Es war wie das seltsam gemischte Gefühl, wenn



Abb. 110. Eugen Richter.
Photographie von Gustav Michels vorm. Jul. Braasch
in Berlin.

nach langer lähmender Schwüle die bleiernen Gewitterwolken, einander übertürend, heranjagen und der Sturm vor ihnen her — das ist die Befreiung, daß sich das Unwetter nicht mehr zerteilen kann. Tiefer atmet die Brust die verwandelte Luft, und im Herniederzucken der ersten Feuerstrahlen löst die Spannung sich in die kraftvolle Freude an der Schönheit entfesselter Übergewalt. So jauchzte die Seele des preußischen Staats im Sturme, als sein Heer in herrlicher Mannszucht und Stärke einherzog zur Schlacht, die Fahnen hoch im Winde, und voran dem Heere, auf den alten Siegespfaden des großen Friedrich, seines Werkes und Ruhmes rechter königlicher Erbe und Vollerender.

Freilich kein Krieg war's, um von Dichtern besungen zu werden, kein übermütig Soldatenlied klang auf, wie sonst allemal. Was hat allein der König durchzumachen gehabt an Gewissenssorge schlafloser Nächte, ehe er mit der beruhigten Gewißheit sich durchdrang, alles andere versucht zu haben und mit seiner preußischen Ehre nicht anders zu können. Unendlich viel traurige Einzelheiten für ein deutsch fühlendes Herz verknüpften sich mit diesen Kämpfen; manch Führer oder Offizier stand im Lazarett am Lager oder auf blutigem Blachfeld an der Leiche eines Gegners, dem er noch vor kurzen Jahren, ja Wochen die Hand als Freund gedrückt. Und dennoch, die Erlösung empfand jedes Herz: für Deutschland war es hohe Zeit gewesen, daß die Entscheidung geschah.

Der Tag von Königgrätz ward geschlagen; die größte Schlacht des Jahrhunderts nach Max Jähns' Bezeichnung, und Stunden hindurch auf preußischer Seite eine Schlacht des bangen, sorgenvollen Harrens auf Gelingen und Entscheidung. „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!“ In diese Worte Kroons strömten beider übermächtige Empfindungen am müden Abend nach der Schlacht zusammen.

Die Österreicher zogen sich zurück auf — Olmütz. Welch ein Gedanke jetzt bei diesem Namen alter Schmach! Eine Wendung des Feldzugs war von der tapferen, aber schlecht geführten österreichischen Armee nicht mehr zu erwarten. Moltke sagte es dem König am Schlachtabend. Da setzte Bismarck hinzu: »So handelt es sich von jetzt an darum, die alte Freundschaft mit Österreich zurückzugewinnen.«

Die Schuld am militärischen Unterliegen Österreichs hat größtenteils der Name des Feldzeugmeisters Benedek auf sich zu tragen gehabt. „Entweder steh ich in kurzer Zeit auf dem Postament, oder es schauet mi kein Hund mehr an,“ sollte er vorher gesagt haben. Daß er die Niederlage vorhergesehen, daß er gewarnt und abgelehnt hatte, aber zum Schweigen durch ein Ehrenwort bis übers Grab hinaus verpflichtet wurde, darüber hat Friedjung neuerdings Materialien gebracht.

Bismarck war während der Märche fast immer im Sattel gewesen, auf seinem großen Fuchse. Sonst gewöhnt, das Erlebte auch immer in sich durchzuleben, was in Riesenverhältnissen nur ein Riesenmensch kann, kam er hier mit diesem Bedürfnis in die Brüche. In dem Treiben, hatte er seiner Gemahlin geschrieben, komme er gar nicht

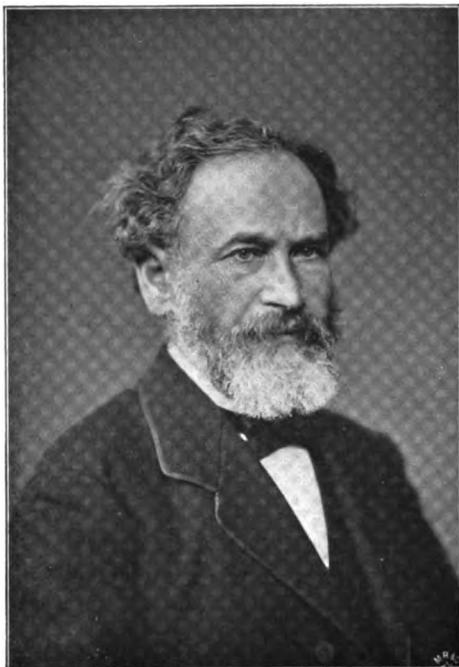


Abb. 111. Eduard Lasler (1829—1884).
Fortschrittlicher Abgeordneter 1865,
1866 Mitbegründer der nationalliberalen Partei.
Photographie von J. C. Schaarmächter in Berlin.



Abb. 112. Aus Barzin: Das Schloß, vom Goldfischteich aus gesehen.
Aufnahme von Ernst Schmidt in Schlawe i. P.

mehr zum Gefühl der Lage, als nachts im Bett; und das konnte er nicht brauchen, er bat sie um einen Roman, aber nur einen auf einmal. Man kann sich nicht wundern, wenn Leute wie er über die praktische Verwendbarkeit der „schönen Literatur“ mehr hygienisch denken. Nicht so gut, daß die ruhebedürftigen Gedanken angeregt und festgehalten werden, nicht so schlecht, daß sie gleich loslassen und wieder durchgehen — das war so ungefähr die Klasse von Romanen, die er sich verordnete.

Der Friedensschluß mit Österreich mußte herbeigeführt werden unter steter Bedrohung durch Frankreich. Vielleicht hat Bismarck, der hier nicht ganz leichten Herzens sein konnte, sie einige Tage lang sehr überschätzt; aus der Unwillkürlichkeit des Klaren und Gründlichen überschätzte er auch die Subtilität, womit man französischerseits den einzelnen Fragen und Möglichkeiten in Deutschland verstehend folgte. In den ersten lebhafteren Kriegslärm hatte Napoleon einen Kongressvorschlag hineingeworfen. Hielt er den Ausbau des einigen Italien auf Österreichs Kosten geeignet für Napoleonische gloire und für die Fortdauer seiner Dynastie, so durfte er andererseits die Richtung der französischen Anschauungen nicht verlegen, die in Deutschlands Uneinigkeit und politischer Leistungsunfähigkeit nach Thiers' Worten einen Teil des europäischen Völkerrechts sah. Österreich hatte den Kongress bestimmt abgelehnt: daß er ihm Venetien nehmen würde, war unzweifelhaft, und wenn der Kaiser das Land verlieren mußte, so sollte es doch nur nach einem ehrenhaften Kriege sein. Daraufhin stürzte sich Napoleon in ein wüstes Durcheinander von Unredlichkeiten und Unmöglichkeiten nach allen Seiten hin, worunter er Österreich für die Preisgabe des linken Rheins sogar die Wiederherstellung des alten Zustandes in Italien vor 1859/60 versprach. Was Bismarck sich aus den Anerbieten und Zusagen des Vielgestaltigen während des siegreichen Beginns des Feldzuges festhielt, war: Zugeständnis der Vergrößerung Preußens durch die gegnerischen norddeutschen Staaten und der Gründung eines neuen Deutschen Bundes, wofür er schließlich versprach, daß die Südstaaten für sich bleiben sollten. Er hätte auch dies Versprechen vermeiden können, wollte das aber gar nicht — aus Gründen, von denen die Grobschmiedspolitik, die Napoleon betrieb, keine Ahnung hatte. Dieser sah nun Deutschland aufgelöst in eine zukünftige Trias, wobei der Sonderbund der Südstaaten — den er schlangweg voraussetzte, aber zum Gegenstand von Abmachungen zu erheben veräumte —

ihm als ein neuer Rheinbund vorschwebte. So war er seiner Pariser Opposition gegenüber sehr zuversichtlich gestimmt.

Aber nun war das gewaltige Königgrätz erfolgt, Deutschland, das Aschenbrödel der Nationen, warf das Bettelkleid der politischen Armseligkeit ab und schritt einher im preussischen Königsmantel als ruhmgekrönte Siegerin. Das war wie jähe Schläge ins Gesicht der grande nation. Napoleon hatte mit preussischer Hilfsbedürftigkeit nicht mehr zu rechnen. Von angoisses patriotiques sprach man in der französischen Kammer, und „Rache für Sabowa“ scholl es von der Straße zu den Fenstern des Schiedsrichters von Europa empor. Bismarck wußte jetzt, daß Napoleon mit gutem Mut nicht Krieg führen durfte, aber möglicherweise konnte auf dem französischen Throne Va banque gespielt werden. Die Kaiserin Eugenie, der Minister Drouyn de L'Huys drängten zum Kriege. So beeilte er den Abschluß mit Osterreich. Die alte „Union“, der kleindeutsche Bund mit Einschluß von Süddeutschland war für diesmal aufgegeben. Um so mehr, als auch nach anderen Seiten hin die Fragestellung sich während gewisser Zeit so formuliert hatte: nationale Bundesreform oder physische Vergrößerung Preußens im Norden. Zuerst hatte Bismarck mehr der ersteren zugeneigt; die letztere Eventualität war geeigneter, mehrere innere Widerstände zu beseitigen, ferner, wie gesagt, denjenigen Frankreichs. Napoleon, dessen gänzlich in Konfusion geratene Politik schon in der Vermeidung einer deutschen Einheit unter Preußen seinen Erfolg begrüßte, und seine Hoffnung für später ließ sich durch die Selbständigkeit Süddeutschlands so sehr befriedigen, daß er die nord-deutschen Annektionen sogar empfahl.

XIII.

Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel,
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch gibt's ein klares Spiel.
Selbst.

Am 26. Juli 1866 ward zu Nikolsburg der Präliminarfriede geschlossen. Osterreich trat sein Anrecht auf Schleswig-Holstein ab und hieß die Gründung eines Nord-deutschen Bundes gut. Die Besorgnis vor Frankreich hatte den geringsten Anteil daran,

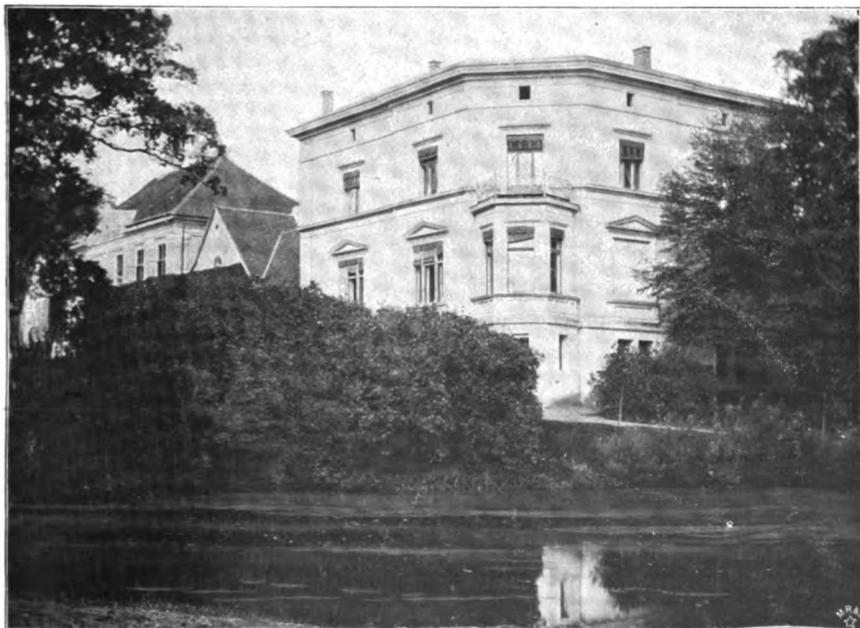


Abb. 113. Burginer Schloß. Der „Neubau“, Wohnung des Fürsten.

wenn Bismarck es dem Kaiser Franz Josef so leicht als möglich gemacht hatte. Zu dem alten Plane des Bündnisses nach der Lösung gesellte sich die Einsicht, daß Österreich als Großmacht unentbehrlich sei, daß ein Völkerbestand von Jahrhunderten bei all seinem Mangel an Homogenität dennoch ein historisch Gewordenes darstelle, welches man besser respektiere, anstatt einer völlig verhüllten Zukunft vorzugreifen; dazu trat die Erwägung, daß Österreich schon darum kein deutsches Land verlieren dürfe, damit sein Schwerpunkt nicht sofort nach Ofen gerate. Der Verlust von Venezien, welches Italien ausgeliefert bekam, war eine ganz andere Sache und hatte seit 1859 von Habsburg selber nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden können. Es ist bekannt genug, daß Bismarcks Mäßigung gegenüber dem unterlegenen tapferen Feinde die Meinung des Königs nur sehr schwer zu sich herüberzog. So natürlich es für König Wilhelm war, großherzig- edelmütig gegenüber benöteten Fürsten — wie dem Augustenburger —

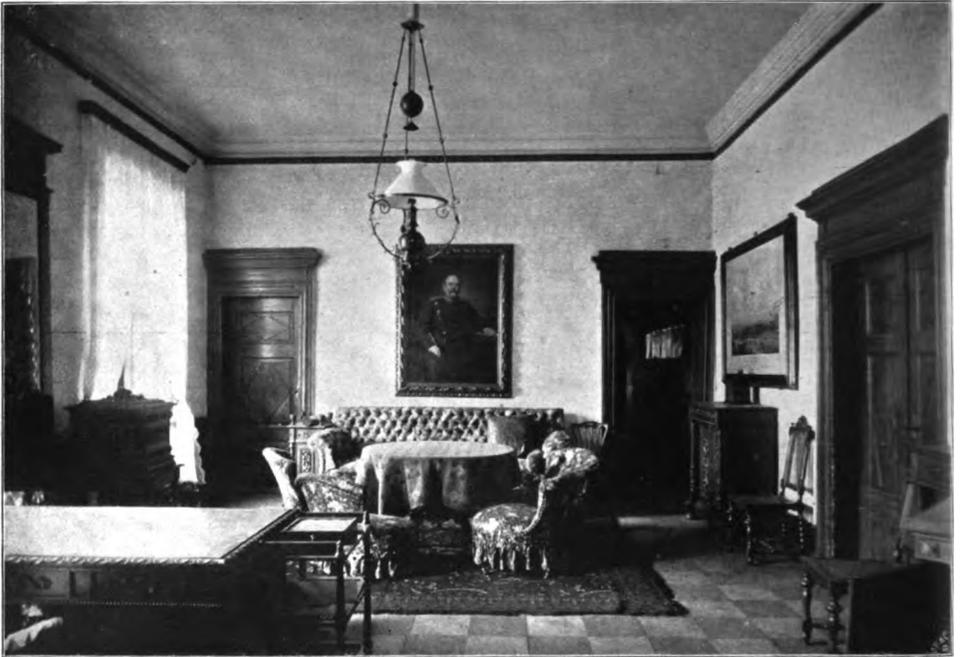


Abb. 114. Aus Barzin: Empfangszimmer.
Aufnahme von Ernst Schmidt in Schlawe i. P.

zu sein, so schwer verzichtete er auf die einfache Empfindung von dem Rechte des Siegers, der Gut und Blut eingesetzt hat und seines Lohnes wert ist.

Wären nicht weitere Umstände zu Hilfe gekommen, darunter russische Fürsprache und der Edelmut des Kronprinzen — diesmal in der Richtung mit Bismarck, der sich, so verstand Bismarck den Kronprinzen, jetzt gewissermaßen von der Verantwortungsschuld des Krieges entlaste —, würde Bismarck wohl mit noch größerer Gefahr des Mißlingens die Verstümmelung Bayerns und Hessen-Darmstadts und damit das erniedrigte Weiterbestehen unversöhnbarer Dynastien bei dem höchst unwilligen Könige bekämpft haben. Aber die längst den natürlichen Wegen einer gesunden nationalen und inneren Entwicklung feindseligen Souveränitäten von Hannover, Kurhessen und Nassau, die Reichsstadtherrschaft von Frankfurt verschwanden, von Minderheiten betrauert. An Sachsens Integrität lag Bismarck auch nichts; das albertinische Haus hat sie dem ehrenwerten Betreiben der Wiener Politik zu verdanken, auf das Bismarck einging. Was Bayern anlangt, hätte manch Kleinerer in Bismarcks Lage schwerlich widerstanden, Napoleon



Abb. 115. Aus Barzin: Das Schlafzimmer des Fürsten.
Aufnahme von Ernst Schmidt in Schlawa i. B.

durch den heiß ersehnten Preis der Rheinpfalz in einen Helfer zu jeglichem Schalten in Deutschland umzuwandeln und nebenbei, unter der bequemen Deckung durch eigene Zwangslage, den größten, dem Preußentum fremdesten der Mittelstaaten erheblich zu verringern.

Napoleon kam zu spät. Am 22. Juli noch hatte er die oben erwähnten Gutheißungen gemacht, vom 23. bis 26. Juli war in Nikolsburg

verhandelt und abgeschlossen worden. Am 23. Juli wurde Benedetti, das ehrenwerte Opfer seiner Instruktionen, angewiesen, die Frage der Kompensation für Frankreich aufzuwerfen. Vorläufig waren das die „Grenzen von 1814“ (das bayerische Landau und preußische Saarbrücken) und der Bundesstaat Luxemburg, welchen der König der Niederlande abzutreten gehabt hätte. Die Kaiserin drängte auf mehr und Drouyn de L'Huys forderte bei seinem Kaiser den linken Rhein. Dieser, von Blasenleiden gefoltert, verhandlungsmüde, rief: „Macht, was ihr wollt!“ und so wurden diese Forderungen Benedetti übermittelt, dem sie höchst bedenklich waren, wenn auch er Frankreich „etwas zu essen“ geben wollte. Aber er legte sie am 5. August Bismarck vor. Und zwar zunächst schriftlich; wie er berichtete: um bei dem Zornausbruch des preußischen Ministers nicht anwesend sein zu müssen. Bei den nachfolgenden Besprechungen, wo Bismarck durchaus ruhig und höflich war, hielt sich Benedetti „fest und entschieden“, seiner Überzeugung widersprechend, aber weil nur so auf Bismarck Eindruck zu machen war. Nachdem der Minister am 7. August bestätigt hatte, daß der König nicht anders, wie er, Bismarck, ablehne, kam es in langer Unterredung zu dessen berühmten Worten: »Wir rufen nicht bloß die gesamte deutsche Nation auf, sondern wir machen auch sofort Frieden mit Österreich auf jede Bedingung, überlassen ihm ganz Süddeutschland, lassen uns



Abb. 116. Der Tempel im Park von Barzin.

selbst den Bundestag wieder gefallen. Aber dann gehen wir auch mit 800 000 Mann über den Rhein und nehmen euch den Elsaß ab, unsere beiden Heere sind mobil, Ihre sind es nicht, die Folgen denken Sie sich selbst! . . . Machen Sie Seine Majestät den Kaiser darauf aufmerksam, daß ein solcher Krieg unter gewissen Eventualitäten ein Krieg mit revolutionären Donnerschlägen werden könnte!« Nun beschleunigte Bismarck, während Benedetti nach Paris eilte, die endgültigen Friedensschlüsse mit Württemberg, Baden, Bayern, Österreich (23. August). Als Benedetti dann die französischen Forderungen gemäßigter wiederholte, konnte man sie in aller Gemütsruhe beraten und beiseite schieben. Aber in zweimaligen Entwürfen Benedettis hatte Bismarck den Katalog der französischen Begehrlichkeit schriftlich in der Tasche, eine unglaubliche Naivität, die sich für Preußen ebenso wertvoll, wie für Napoleon verhängnisvoll erweisen sollte. —

Die Mäßigung Bismarcks 1866 hat König Ludwig II. allzeit empfunden, ebensowie die Bevölkerung der bayerischen Pfalz forthin wußte, warum sie die Bismarckverehrung so ganz besonders treu in ihre Herzen schrieb, keineswegs nur aus leichterer Begeisterungsfähigkeit eines offenen, lebhaften und weintrinkenden Volkes. Der bayerische König aber trug das Bedürfnis, für die Großherzigkeit des Gegners königlich vor allem Volke zu danken und bot dem König Wilhelm noch in den Augusttagen das Öffnungsrecht in der alten Zollernburg zu Nürnberg (die übrigens Eigentum der Stadt ist) an: „Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. königliche Majestät in neue Bahnen gelenkt hat!“

Schon 1866 wäre, was die deutschen Staaten selbst anlangt, der Deutsche Bund mit Einschluß des Südens möglich gewesen. Aber Bismarck hatte gegenüber Napoleon darauf verzichtet, den 1866er Friedensschluß dafür auszunutzen, und er hielt auch weiterhin sein Wort. Für zeitweiligen Verzicht ließ er die Möglichkeit einer weit schöneren Vollendung offen, als sie jetzt möglich gewesen wäre. Das, was Deutschlands öffentliche Meinung und seine Fürsten 1870/71 dem hohenzollernschen Führer freudig zu Füßen legten und über Annehmen hinaus darboten, das wäre 1866 doch nicht denkbar gewesen, und kein echtes Jubellied des Volkes wäre schon aufgeklungen: Nicht mehr scheidet uns der Main!



Abb. 117. Aus Rissingen: Die obere Saline, regelmäßig die Wohnung des Fürsten. Photographie der Kunstanstalt Laug & Jenbeck in Darmstadt.

Aber der das Gebiet des späteren Reiches umfassende Zollverein ward nun mit Zollbundesrat und Zollparlament ausgestattet. Ferner knüpfte Bismarck das weitere, in die Zukunft deutende Band der Defensiv- und Militärverträge. Niemand hatte ihm für diese die Wege besser geebnet, als Frankreich, das sich von seiner 1866er Politik den endgültigen Zerfall Deutschlands in eine französische Benutzung offene Trias versprochen!

Nicht minder aber, als der militärische Besiegte, sollte der beschämte parlamentarische Feind die überlegene Mäßigung und Größe des Siegers empfinden, welcher vor Europa die Blöße der Volksvertretung zudeckte und durch die freiwillig gebaute Brücke des Indemnitätsantrages es den bisherigen Gegnern leicht machte, zu ihm hinüberzukommen. So erfüllte er den Besten und Einsichtigsten in der ganzen Nation, was sie nur von ihm erhoffen konnten. Mit Heinrich v. Treitschke, der ihm schon durch Briefwechsel bekannt war, hatte Bismarck kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 angeknüpft, um ihn, der damals Professor im feindseligen und feindseligen Freiburg war, den schon weithin bekannten feurigen, geistprühenden Vorkämpfer der deutschen Aufgabe Preußens, nach Berlin zu ziehen. Damals antwortete ihm Treitschke mit schöner Männlichkeit und ehrlichen Mute zugleich: „Ich habe aus dem Gange, den die königliche Regierung bisher genommen hat, nicht die Hoffnung schöpfen können, daß ich ihr meine

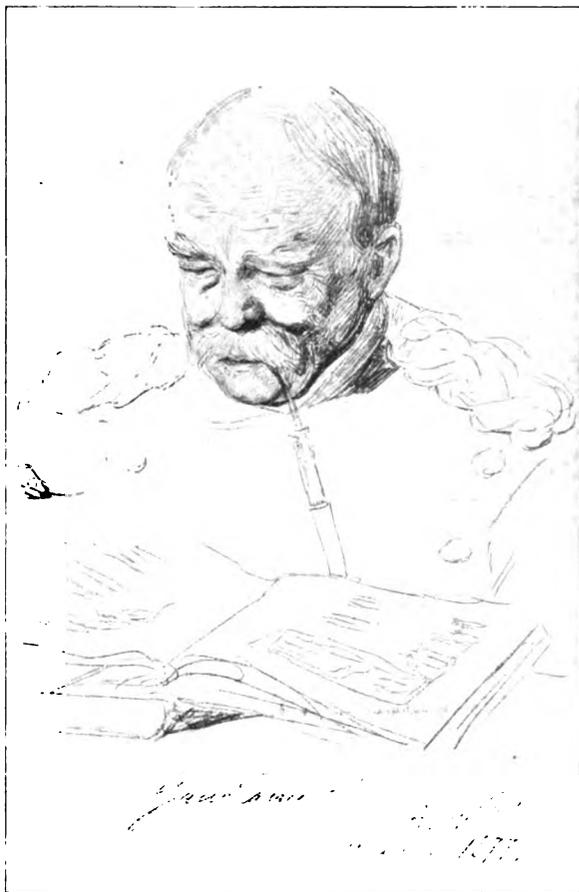


Abb. 118. Letztüre von Scheffels „Gaudeamus“. Zeichnung von Anton v. Werner. Verlag von Paul Bette in Berlin.

Dienste widmen dürfe. . . Die Herstellung des Budgetrechts und die forttreibende Kraft des Krieges — das sind nach meinem Ermessen die einzigen Mittel, die verirrte öffentliche Meinung wieder zur Besinnung zu bringen. Selbst nach einem Siege unserer Waffen wird, wenn der Konflikt im Inneren nicht beigelegt ist, das unüberwindliche Mißtrauen der Liberalen den Bundesreformplänen die größten Schwierigkeiten bereiten. Ew. Erzellenz sind in unserem Lande durch die Gnade des Himmels fast wunderbar erhalten worden. Möchte es Ihnen auch gelingen, den Frieden im Innern wiederherzustellen, der für das Gelingen Ihrer groß gedachten nationalen Pläne notwendig ist.“ Bismarcks Antwort vom 11. Juni ehrte Treitschkes grundsätzliches Bedenken und sprach von »ernstlichen Bemühungen, eine Versöhnung herbeizuführen«. Solche sind damals gemacht worden, es fanden Besprechungen mit hervorragenden Abgeordneten statt; aber der König blieb unzugänglich für jedes Nachgeben. So fest war er wieder in sein Recht und seine Überzeugung eingelebt. Erst von der stolzen Siegeshöhe herab, nach getanem Werke fand Bismarck ihn geneigter (3. August) und durfte den Antrag einbringen. Die Reihen der zur Versöhnung bereiten preußischen Liberalen waren namentlich auch verstärkt worden durch den Druck, den die nationalen Gesinnungsgenossen der neu annektierten Provinzen in dieser Richtung übten. 230 Abgeordnete beschloßen die Indemnität mit freudigem Ja, 75 hätten mit Waldeck und Bismarck einen schöneren Weg zur deutschen Einheit gekannt, den „Weg durch die Freiheit“.

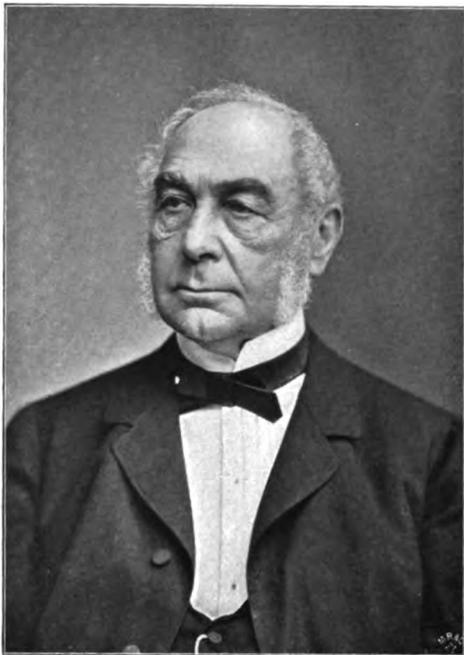


Abb. 119. Reichstagspräsident Simson in
späteren Jahren.
Nach einer Photographie von Georg Protzech in Leipzig.
(S. Seite 98.)

sagten Nein und blieben die von sich selber nicht zu Befreunden.

Übrigens, niemals hätte König Wilhelm zugestimmt, wäre der Sinn des Indemnitätsantrages eine bedauernde Bitte und seine Annahme ein Vergeben gewesen. Er hatte über den Verfassungskonflikt längst in sich selbst eine lösende staatsrechtliche Theorie zurechtgelegt; er verlangte auch jetzt nur das nachträgliche Erteilen einer Gutheißung, die der eine und zwar der für den Staat verantwortliche verfassungsmäßige Träger des öffentlichen Wohles von dem zweiten in einem Augenblicke, da sie nach seinem Pflichtermessen dringlich notwendig war, nicht hatte erlangen können.

Im Volke war der Protest der Landtagsminderheit verhallt, hier war alles vergessen, alles gut. Nun endlich hatten sie sich gefunden, der Tatenheld und der schwarzrotgoldene Patriotismus. Nun führte das verlästerte Stockpreußentum die etwas verblühte Burschenschaftsidee zum Altar und verwandelte sich dieser die halbverگessenen Träume ihrer Jugend in ungeahnte Wirklichkeit einer soliden, vernünftigen Ehe. — Von 1866 an er-

schiene und folgten in ganz Europa rasch aufeinander die Biographien Bismarcks; 1869 ward (in Fesefelds Buche, Bielefeld und Leipzig) die Welt zuerst durch mitgeteilte Briefe von ihm in Entzücken und staunende Überraschung versetzt. Die Ära brach an, wo man ihn zu begreifen und auch als Menschen zu erkennen, wo man über ihn umzudenken und, in Abtun und Verlassen jahrzehntelanger Anschauungen und Doktrinen, das politische Lernen und Meinen aus ihm zu entnehmen, nach ihm zu bilden begann.

War er bisher im besten Falle der Ultrapreuße und der „starre“ Bismarck gewesen, so wurden nun die Herzenstöne laut. Im Gegensatz zum preussischen Fortschrittsmanne, der die geballte Faust in der Tasche hielt, sandte der alte Burschschafter, Festungsgefangene und Hochverräter, der Mecklenburger Friß Reuter seine Werke „dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat. . . Gott segne Sie für Ihr Tun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen, als Sie ahnen.“ Als alte gute Freunde hieß Bismarck die Reuterischen Bände willkommen, »die in frischen, mir heimlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben«.

Denn nun begann ja die schöne, hoffnungsfreudige Zeit des Sicheinrichtens im neuen Bunde: ein Einrichten übrigens, wie in einer doch künftig zu vergrößerten Wohnung. Getreu seinen alten Meinungen lehnte Bismarck Bundesministerien und ähnliche zentralistische Schöpfungen ab, verlegte das Schwergewicht in den kollegialen Bundesrat der Einzelstaaten. Er rechnete mit einer künftigen Solidarität dieser Einzelstaaten und hat sich nicht verrechnet. Nichts so sehr wie das Gegengewicht des vom Volke gewählten Bundesparlamentes hat diese Solidarität gefestigt. Aber dieses Bundesparlament bekam schon den Namen „Reichstag“; Geschmaek und althistorisches deutsches Erinnern empfahlen diesen Namen dem eines Volkshauses vorzuziehen. Ebenso ward der Ausdruck „Kanzler“ aufgenommen, so verschieden der moderne Beamte, der in Kraft und Treuen das Steuer des Bundes und Reiches führen sollte, von dem früheren Reichserzkanzler

in Germanien war, dem die Krone meisterten und die feindliche Fürstenoligarchie anführenden Erzbischof von Mainz. Bismarck persönlich war es wieder, der den Zauber der uralten Namen nicht entbehren wollte und sie jener schönen Phantasie dargeboten hat, die so gern und wohlthätig um die fahlen Gebäude der Staatsjuristen die poetischen Blütenranken der Erinnerung zieht. Die Hauptsache war, der neue Bau stand da, fest und wohlverstanden auf sicherem Grunde, in allem so beschaffen, um das noch fehlende krönende Stockwerk auf sich zu nehmen.

Die drei Südstaaten hatten das Recht, nicht die Pflicht bekommen, einen besonderen Südbund zu bilden, sie machten keinen Gebrauch davon. Schon begehrte Baden, sich dem Norddeutschen Bunde anzuschließen, aber Bismarck wehrte ab. Er wollte das treunationale Land von dem übrigen Süddeutschland nicht lösen, um nicht am Ende »den Milchtopf abzusahnen und den Rest sauer werden zu lassen«. Aber in Nord und Süd empfand man, es handle sich nur noch um Fragen der Zeit. Prophetisch klang es überall Erfüllung: ein Deutsches Reich, ein Kaiser, erstanden vom Kyffhäusertraum, — vielleicht auch Straßburg wieder deutsch, die geraubte, die wunderschöne Stadt . . .! So rauschten und flüsteren geheimnisvoll die Blätter der aus uralter Wurzel mit jungem Gezweig ergrünenden deutschen Eiche. Und ein Lied von Karl Tannen summt mit leisem Meeresrauschen dazwischen, fast wie aus vergessenem Traum:

Germania, du Mutter mein,
Du sammelst deine Glieder ein,
Bergiß auch nicht dein kleinstes Kind
Umbraust von Wogendrang und Wind —
Rot is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

— Aus allgemein geschichtlichen Gründen konnten die Neuschöpfungen von 1866/67 eigentlich nur in Verbindung mit dem Liberalismus vorgenommen werden. Gedankenbildend und gedankenverbreitend sind selten oder so gut wie nie die herrschenden Schichten, sondern nur die emporstrebenden und ansteigenden. In diesem Falle also das Bürgertum und der Liberalismus. Von jeher hat jenes Streben ins Weiterc, das mit dem Handel und Wandel des Bürgertums verbunden ist, diesen Stand zum antipartikularen in unserer Geschichte gemacht. Hatte andererseits der Liberalismus durch zu viel Doktrinarismus gesündigt und sich fester Leitung durch die Monarchie bedürftig gezeigt, so sollte diese auch für die Zukunft vorbehalten werden. Bismarck hatte, wie wir wissen, den Gedanken des nationalen Volksparlamentes auf breitester Grundlage schon öfter erörtert und amtlich vorgeschlagen. Er blieb jetzt konsequent und einem abgegebenen Worte getreu, so wenig Glauben er bisher gefunden und allerdings, 1863 wie 1866, damit wegen seiner Schwierigkeiten operiert hatte. Nun sollte es ihm keine Überwindung kosten, daran festzuhalten. Er betrachtete das allgemeine Stimmrecht als wertvolles Mittel gegen zweierlei damals gefürchtete Hemmnisse und Gefahren



Abb. 120. H. v. Sybel in späteren Jahren.
Aufnahme aus dem Atelier von Albert Meyer in Berlin W.,
Potsdamerstraße 125. (Zu Seite 96.)



Abb. 121. Bismarck im Kürassierhelm.
Photographie von Loesch & Petzsch in Berlin.

im neuen einigen Deutschland. Erstlich: die Dynastien und Fürsten. Er empfand gegen sie — denen er seitdem ein von wahrer Hochachtung und dankbarer Treue befeelter erster Diener werden sollte — bis 1866 keine »Verbindlichkeit«, wenige ausgenommen; er traute noch nicht, ob die alten Rheinbundsvereinigungen und partikularen Auslandschleppenträgerien je einer ganz ehrlichen, spontanen Bundestreue das Feld räumen würden. Darum setzte er gegen sie den »besten Verbündeten Preußens« in eine Stellung ein, wie die breite nationale Öffentlichkeit sie für ein solches Bündnis verlangen und für die gegebene Aufgabe am besten ausnutzen konnte. Wenn wir heute bekennen müssen, daß in zahlreichen Fällen und Krisen die deutschen Fürsten sehr viel patriotischer und größer denkend gewesen sind, als Mehrheiten des Reichstags, so bedeutet das an sich noch keine Widerlegung und Überflüssigmachung

des Bismarckschen Gedankenganges. — Der zweite Gegner, gegen den ihm das allgemeine Stimmrecht gut sein sollte, war jene durch das »wider sinnige, elende« preußische Klassenwahlsystem meistbegünstigte Schicht der größeren und mittleren Geldmänner, die ihm die Fortschrittsphilister in die Kammern lieferte. Ihr gegenüber gedachte er durch ein allgemein gleiches Stimmrecht die Kreise der bürgerlichen Arbeit besser zu stellen: den kleinen Mittelstand, dessen Interessen nicht so in die Politik hineinragen, daß sie ihm den Patriotismus verfälschen, und die materiell nicht bevorzugten Kreise der soliden und ernsthaften Bildung, z. B. den Stand der Lehrer aller Gattungen. Für diesen hat er stets eine aufrichtige Hochachtung gehabt, zunächst wenig bekannt, bis er sie durch die allgemein überraschende Verwendung der Schönhausener Stiftung offenbarte. Kurz und gut, er bezweckte mit dem allgemeinen Stimmrecht nicht zuletzt, verschiedenen ihm sehr wertvollen Bestandteilen des deutschen Volkes zum besseren Meinungs Ausdruck zu verhelfen.

Es wäre eine schlimme Kritik der Lebensenergie eines Volkes, wenn seine innere Entwicklung ein Menschenalter voraus übersehen werden könnte, wenn alles prophezeit werden könnte, was durch wirtschaftliche und soziale Weiterbewegung an Fragen und Konstellationen nach solchem Zeitraum an die Oberfläche geworfen wird. Mehr, als 1867 irgend gedacht werden konnte, ist eine gewaltige Steigerung und Expansion aller Kräfte durch die neugewonnene Achtung und Autorität des deutschen Namens in unserem materiellen

Leben hervorgebracht und dadurch sehr vieles in ungeahnter Weise verändert und umgekehrt worden. Insbesondere hat sich der Industrialismus und ein Teil des wirtschaftlichen Unternehmertums enger mit dem monarchischen und nationalen Begriff verbunden, hat begonnen, eine Art deutscher Gentry neben der Aristokratie zu bilden, und dadurch wieder neue Gegensätze, neue Gruppierungen und Gedankengänge geschaffen. Gerade hier mag wohl heute das allgemeine Stimmrecht am unbequemsten empfunden werden. Im Jahre 1878 konnte sich Bismarck »nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß das allgemeine Stimmrecht bisher ad absurdum geführt« sei. Alles immer in vorausgesetzter Ausgeschlossenheit des puren Parlamentarismus. Der Reichstag ist eingerichtet »als ein Mittel zur Erreichung des Bundeszwecks, aber nicht als Selbstzweck«. Dann freilich in den „Gedanken und Erinnerungen“: »Die Überzeugung, . . . daß ich die nationale Gesinnung der Dynastien unterschätzt, die der deutschen Wähler oder doch des Reichstags überschätzt hatte, war Ende der siebziger Jahre in mir noch nicht zum Durchbruch gekommen.« Und bei Aufrechterhaltung des allgemeinen, aber nicht geheimen Wahlrechts als »eines« berechtigten Prinzips, sein Hinweis auf ein aus Klugheit und Stärke entspringendes Recht der Nation, sich im Falle seiner erprobten Schädlichkeit »davon frei zu machen«. Das geheime Abgeben der Wahlstimme ist es vornehmlich, worin er den Fehler erkennt und nachzuweisen sucht; diese Heimlichkeit stehe außerdem »mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes im Widerspruch«.

Im übrigen sind solche Dinge vom Standpunkt ihres Werdens und nicht von dem der Unbefriedigung, des Mangels an Autorität bei einem Teil der Nachlebenden zu beurteilen. Auf den logisch konsequenten Gang aller Bismarckschen Maßregeln bezüglich eines gemeinsamen deutschen Parlamentarismus ist immer wieder zurückzuverweisen; das allgemeine Stimmrecht war »gewissermaßen als ein Erbteil der Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen überkommen«. Und schließlich ist immer noch diejenige Maschine bei Gefahr der Überheizung und der Störung in ihrem Innern am besten bewahrt, welcher das aufrichtigste Manometer, das breiteste Ventil beigegeben sind — selbst wenn diese die Gefahr un bequem früh anzeigen sollten.

Man vergesse doch nie, wenn man von Bismarck und dem allgemeinen Stimmrecht spricht, daß er es ist, der, gegen die Wünsche damaliger öffentlicher Meinung, Deutschland bewahrt hat vor dem kahl und absolut herrschenden Parlamentarismus. Solange uns noch das bleibt, was er in schweren Kämpfen gerettet hat: das notwendige Zusammenwirken von Monarchie und Parlament zum neuen Ergebnis; solange bei dem Bundesrat Annahme oder Vertwerfung steht, erhält das allgemeine Stimmrecht die Dynastien geschlossen auf die eine Seite geschart und möge im übrigen nur noch wirklicher zur Erfüllung seiner Aufgabe gelangen, die »besonnene und berechnete Meinung des Volkes zu photographieren«. —

So war denn überall genug und nirgends zu viel, zu Rasches geschehen. Ein gewaltiger Umschwung des öffentlichen Denkens und Wollens war herbeigeführt und doch ein glückliches weiteres Verlangen und Sehnen übriggelassen. Von



Abb. 122. O. v. Bismarck (1838—1902),
preussischer Kultusminister 1881—1891.
Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.



Abb. 123. Der Reichskanzlerpalast in der Wilhelmstraße, bezogen 1878.

hüben und drüben über den Main streckten sich freundschaftliche Hände zur Bürgschaft der Zukunft. Aber in viel rascherer Fügung noch, als wohl irgend jemand gedacht, sollte dann die Kraft, die das Böse wollte und das Gute schaffen mußte, das Letzte bringen, wonach Deutschlands Harren noch begehrte: Einheit und Nationalität, Reich und Kaiser.

XIV.

Sieh Vaterland, magst ruhig sein!

Am meisten bloßgestellt, nicht nur vor seinem Frankreich, sondern vor Europa war Napoleon, der die Schuld der Seinigen mit trug und vergeblich Drouyn de l'Huys durch Entlassung am 1. September 1866 verleugnet hatte. Das „Prestige“ war, soviel die europäischen Völker darin Frankreich vorzugeben an sich geneigt waren, gründlichst verdorben.

Danach begann ein noch merkwürdigeres Diplomatenpiel, als je schon zwischen Bismarck und Napoleon gewesen.

Der Krieg stand, gerade wie 1864 bis 1866 gegen Österreich, fortwährend vor der Tür. Wieder konnte Moltke aussprechen: Wenn's sein muß — je früher, desto besser. Aber diplomatisch ward getan, was möglich war, um ihn zu vermeiden. Besonders durch feste Rückhaltnahme an Rußland und durch äußerste Schonung der französischen Empfindlichkeit. Preußen hatte an alten und neuen Vorbeeren genug. An der früheren oder späteren Lösung aller noch schwebenden deutschen Fragen durch friedliches Reifentlassen zu verzagen, lag kein Grund vor. In der Luxemburger Sache im Frühjahr 1867 ging Preußens Nachgiebigkeit bis zur Aufgabe von Rechten. (Luxemburg hatte zum Deutschen Bunde gehört, war aber kein Glied des Norddeutschen Bundes geworden. Dies benutzend, erlangte Napoleon von dem König der Niederlande die Abtretung des Landes. Preußen hatte noch das Besatzungsrecht der Festung Luxemburg und gab dies freiwillig auf, wofür Frankreich, indem es sich die Neutralitätserklärung Luxemburgs gefallen lassen mußte, abermals auf ein gescheitertes Unternehmen von größlicher Nichtberechtigung zurückfiel.) Als danach Bismarck im selben Jahre 1867 mit seinem König in Paris war — ein größeres Schaustück als fast die ganze

Weltausstellung —, benutzte Napoleon die billige Gelegenheit, den großen Palatin der Monarchie um etliche Ratschläge für seinen eignen Wadeltthron zu bitten.

So ging es die vier Jahre hindurch. 1869 sprach Bismarck einmal über neue Provokationen von Westen mit Bött, dem von ihm besonders geschätzten Augsburger Abgeordneten zum Zollparlament. Damals stand der angebliche Anlaß, der Frankreich 1870 in den Krieg trieb, die hohenzollernsche Kandidatur in Spanien, schon auf der europäischen Tagesordnung und zwar gewichtiger als 1870. »Ich bin eine lange schwere Woche — sie hat aber nur von Dienstag bis Freitag gedauert — über der Frage des Krieges mit Frankreich geseffen.« [Bismarck sagte natürlich: ich habe geseffen, Bött als bayerischer Schwabe hat in die Wiedergabe das „bin geseffen“ gebracht, welches im Süden geltender Sprachgebrauch ist.] »Nicht die Möglichkeit einer Niederlage war es, was mich beschäftigte, denn Moltke hatte versichert, daß wir siegen werden. Aber die Frage war zu entscheiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen sollten, selbst im Falle der Gewißheit oder höchster Wahrscheinlichkeit des Sieges. Diese Frage haben wir verneint und uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, wenn wir dazu gezwungen würden. Wir haben all die ungeheuren Verluste, all den Jammer und das Elend in den Tausenden von Familien ermogen. . . . Krieg bleibt immer Krieg — das Elend der vom Kriege ausgefogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waisen, — das alles ist so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Notfalle zu diesem Mittel greife.

Wir glaubten, es könne der Krieg, je länger er verschoben werde, vielleicht ganz vermieden werden, sei es durch gewisse Ereignisse in Frankreich, oder indem das französische Volk zu der Einsicht komme, daß die beiden großen Nationen wahrlich Besseres zu tun hätten, als sich um Grenzen zu streiten.«



Abb. 124. Der Wintergartensalon im Reichskanzlerpalast.

Aus dem „Bismarck-Denkmal für das Deutsche Volk“, Werner-Verlag, G. m. b. H. in Berlin.

Benedetti hat all die vier Jahre über seinem Herrn Berichte gesandt, denen Ehrlichkeit und richtiger Blick zuerkannt werden müssen. Der Grundton aller ist, was er am 5. Januar 1868 so formuliert: „Die deutsche Einheit geht ihrer Verwirklichung unaufhaltsam entgegen. Frankreich hat nur zu wählen zwischen freundlichem Verhältnis zu Preußen, unter Verzicht auf jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, oder einem gewaltigen Kriege; in diesem wird ganz Deutschland zusammenstehen und den Vorzug der rascheren Mobilisierung haben.“

— Friedlicher als in den Jahren vorher sah im Juni 1870, als Bismarck nach Pommern in Urlaub ging, die Welt aus. Aber nur wenige Wochen später, gerade als das deutsche Volk sich anschicken wollte, auf seinen Ackerfluren die schöne, friedliche Erntearbeit zu tun, da war der düsterrote Glutschein des Kriegs am Westhimmel aufgeflammt, und Bismarcks Geburtstagbrief an seinen Bruder Bernhard am 23. Juli mußte sich eilig konzentrieren auf den Wunsch wohlbehaltener künftiger Freude an Siegen » über die große Räuberbande, die vermutlich gerade morgen über unsere Westgrenze hereinbrechen wird.

Heute liegt die Frage, wodurch 1870 der Krieg ausgebrochen ist, schon fast ebenso klar, als die leichter verständliche: weshalb. Die zweite ist ausschlaggebend und soll daher weiterhin ausführlich besprochen werden. — So gut wie gesichert ist, daß Bismarck



Abb. 125. Pius IX., Papst 1846—1878.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. C., Paris und New-York.

im letzten Grunde sich sagte: muß der Krieg kommen, so komme er bald! Und: am leichtesten einigt Deutschland dieser Krieg, der zugleich den 1866 an Napoleon zugestandenem Verzicht auf Bundeseinigung mit Süddeutschland völkerrechtlich aufhebt. Sicher ist ferner, daß die Berufung des hohenzollernschen Prinzen auf den spanischen Thron Bismarck willkommen war und gegen die überwiegend, aber nicht grundsätzlich abgeneigte Stimmung des Königs von ihm betrieben wurde. Denn in der allgemeinen Konstellation nahm sie Frankreich und den republikanischen Strömungen, gab Deutschland — ob's auch nicht allzuviel ausmachte. Er hat sie befürwortet, betrieben, wenn er sie auch immer sorgfältig als Privatangelegenheit des Erbprinzen Leopold behandelt hat. Auch das darf und muß man aussprechen, daß Bismarck und nicht König Wilhelm die Dinge entscheidend gestaltet hat, daß Bismarck vielmehr fürchtete, durch des Königs Bedenkslichkeit könne der militärisch geeignete Mo-

ment verpaßt werden. Am sichersten aber ist, daß es Bismarck auf jeden Fall durch Frankreichs eigenes Verhalten erspart geblieben ist, seinerseits diplomatisch herauszufordern und den Frieden zu bedrohen. Das taten Napoleon und Gramont, indem sie, statt mit dem politisch verantwortlichen Minister diplomatisch zu ringen, den im Bade weilenden, von seinen Ratgebern entfernten König — man kann nicht anders sagen: — überfielen, ihn für eine Angelegenheit, die Preußen nicht als die seinige behandelte, verantwortlich machten, die Ehre seiner Person und damit die Ehre der Nation in Gefahr brachten. Was die Emscher Depesche selbst anlangt, so ist alles mit Moltkes Wilde gesagt: Bismarck habe aus einer Schamade eine Fanfare gemacht. Die

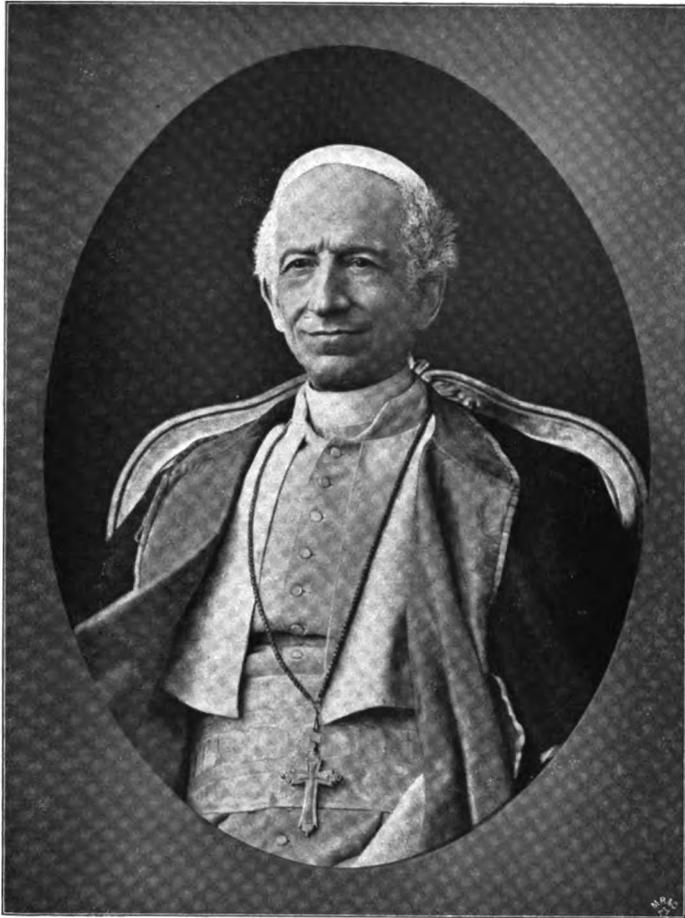


Abb. 126. Leo XIII., Papst 1878—1903.

Nach einem Kohlebrud von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. G., Paris und New-York.

Schamade war schon da. Aber von dieser Stelle und in diesem Falle durfte kein Signal der Unterwerfung ertönen. Hierfür zu sorgen, trug Bismarck Verantwortung, Amt und Pflicht. König Wilhelm hatte insofern mitgewirkt, als er, bei sachlich unbedingter Nachgiebigkeit, bei völliger Billigung des hohenzollernschen Rücktritts in Spanien, die Unterhandlungen auf der Promenade doch nicht mehr fortsetzen wollte. — Die populäre Auffassung über die Emscher Vorgänge hat liebevoll das Bild des ehrgeizlos friedlich gesonnenen Königs festgehalten; sie hätte aber, daß er bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit ging, dann nie ertragen und verwunden, hätte sie ihr Bild nicht weitergestalten können: wie er schließlich den Rücken wendet. Mit andern Worten: hätten nicht des Königs vornehmer Formengefühl und seines Kanzlers energische Klarheit so überaus glücklich in Ergänzung zusammengewirkt. Wahrlich, nicht die Kritiker der — durch einfache Verstärkung — redigierten Depesche hätte Deutschland in jenem Moment an Bismarcks Stelle gebrauchen können.

Betrachten wir es auch noch von der Gegenseite.

Napoleon hat insoweit keinen Krieg gewollt, als er viel lieber schon ohne solchen die eklatante Demütigung Preußens erreicht hätte, die er brauchte. Was in der Beziehung die drei Jahre vorher nicht erfüllt hatten, sollte 1870 auf jeden Fall bringen; denn der

hilfreiche Ruch, der seinen umsinkenden Thron noch einmal wiederaufrichten konnte, durfte nicht länger verzögert werden. Die spanische Kandidatur war längst nicht mehr neu, als er sie, mangels besseren Anlasses, aufgriff. Wenn die Angelegenheit keinen BARGEWINN am linken Rheine bringen konnte, sollte sie wenigstens den ehrwürdigsten Monarchen Europas, den Siegeshelden an der Spitze der ruhmvollen neuen deutschen Macht, tief vor Napoleon beugen und diesem die verschollene, längst entbehrte Bravourstellung zurückgeben. Aber unter seinen und seiner Minister ungeschickten, unsicher tappenden Händen ward aus dem Spiel mit dem Feuer, zumal als Kaiserin Eugenie, um ihre *petite guerre* zu haben, dazwischen blies, der nicht mehr zu erstickende Brand. Das ist die verhältnismäßig friedfertigste Auffassung, die sich über Frankreichs Verhalten gewinnen läßt. Man muß dafür schon die Sendung Le Bruns nach Osterreich, mit dem fertigen Operationsplan eines gemeinsamen Angriffs, als nebensächlicher einschätzen, was zur Not möglich ist bei dem allezeit gewaltsamen Hin- und Herschlagen der Magnetnadel Napoleonischer Politik.

Im übrigen war, wenn einer, der Krieg von 1870 kein Kabinettskrieg. Und damit kommen wir an das „weshalb“ von vorhin. Aus den Ministerien sprühten nur die zündenden Funken auf; Bismarck hatte bloß, um M. Venz' vortreffliches Bild zu wiederholen, die Schleusen hochzuziehen. Es ward ein wahrhafter Volkskrieg, worin zwei ganze Nationen, mit Entfesselung all ihrer Empfindungen und Kraft, lang anstehende Abrechnung hielten. Es war nicht nötig, daß er 1870 kam, war vielmehr überraschend nach kurz vorher noch absolut friedlich scheinenden Auspizien, aber kommen mußte er.

Seit Ludwig XIV. die Strahlenkrone des *roi soleil* von Frankreich hoch über den verbleichenden Glanz der vornehmsten Krone von Europa, des alten römisch-deutschen Kaisertums, erhöht und die unausrottbare *gallica ostentatio*, wovon schon Cäsar spricht, in das süße Wort der *gloire* gewandelt hatte, war Frankreich gewöhnt, sich an der Spitze der Völker zu sehen. Selbst in tiefsten Niederlagen, wie dem endlichen Fall des ersten Napoleon, gewährte die Liebeshwürdigkeit des übrigen Europa dem Heimatlande der französischen Sprache soviel Schonung auf Kosten berechtigter deutscher Erwartungen, daß der Begriff der Grande Nation aus einer derartig tiefen Peripetie so ziemlich unbeschädigt und unbezweifelt hervorgegangen war. Dann hatte, nachdem inzwischen mit allerlei *Liberté* experimentiert war, ohne daß Frankreich dadurch glücklicher wurde, der dritte Napoleon ein neues Jahrzehnt der *gloire* heraufgebracht. Aber in den sechziger Jahren wanderten der politische Erfolg und der Waffenruhm abermals aus über den Rhein, und Preußen stieg zur kriegsgewaltigsten Großmacht Europas empor. Vergeblich hatte Napoleon versucht, durch einen ehrlicheren Konstitutionalismus als bisher die Stellung wiederzugewinnen, welche früher die Vorbeeren von Sebastopol und Magenta gebracht. Die Rache für Sadoma war doch viel populärer als alle *Liberté* und bedrohte ungeduldig den Thron des bei mangelnder Legitimität allein auf Erfolg gestellten Cäsarismus. Frankreich hat nach kundiger Schätzung nur 20 000 *politiciens*, welche berufsmäßig und in engster Verbundenheit als politische Advokaten, Financiers und Journalisten ihre Schäfchen, nämlich die übrigen Franzosen, unter der Losung der *Liberté* und des Parlamentarismus scheren; dem Volke ist an diesen politischen Doktrinen und Systemen weniger gelegen, weshalb auch zu allen Zeiten die zielbewußten Minderheiten von Paris aus das Land haben regieren dürfen. *La belle France* als Ganzes ist eine weiblich angelegte Nation, die nach einem Helden verlangt, der ihr äußere Ehren und Schmuck, schöner als die übrigen haben, verspricht, sie will sich an gebietende Stärke bewundernd und liebend anschmiegen können. Man muß die Franzosen *en canaille* behandeln, um von ihnen geliebt zu werden, hat der große Kenner der *aura popularis*, der erste Napoleon, gesagt, und alles gilt der Nation wenig, wenn ihr Gebieter ihr nur den Anspruch der koketten schönen Frau erfüllt: sich die erste und beneidete Stelle in der Gesellschaft der Staaten und Völker eingeräumt zu sehen.

Nun aber hatte die blonde sanfte Germania ihren lang verfehlten Platz einzunehmen gewagt, ohne sich vor der triumphverwöhnten Königin Europas zu verneigen, und darum scholl so drohend der Wutschrei zu den Ohren des Kaisers, der aufgehört hatte zu imponieren. Und so war, ob er nun den französischen Vorrang durch den



Abb. 127. Ludwig Windthorst (1812—1891),
1851—1858 und 1862—1865 hannoverscher Justizminister, Reichstagsabgeordneter seit 1867, Führer des Zentrums.
Aufnahme von 1889 im Reichstagsgebäude von Jul. Braas in Berlin.

Ernst der Waffen oder nur durch eine stümperhaft angefangene Waffenandrohung herstellen wollte, — so war der unglückliche Mann von 1870 auf jeden Fall der durch die Sorge um seine Dynastie Geschobene.

Die Franzosen sind nicht so verblendet, wie manche Auckdeutschen es sind, sich über diese Kausalitäten nicht klar zu sein, und sagen es gelegentlich jedem, der es wissen will. Wir zitieren absichtlich, wenn wir nur eine Stimme herausgreifen, kein Blatt der nervösen Hauptstadt, sondern eines aus der Provinz, die „Union“ von Besançon. Diese angesehene Departementzeitung schrieb am 11. September 1874: „Wenn uns Herr v. Bismarck am Ende des Krieges, statt Straßburg zu nehmen, vielmehr den linken Rhein dazugegeben hätte, so könnte der Frankfurter Friede vielleicht gehalten werden.“ Man hätte unrecht, zu sagen, dies „vielleicht“ ist unverschämt. Es ist französisch-logisch. Die beiden Provinzen und die têtes-carrées der braven Elsäßer nebst ihrem entsehllichen Französisch sind die Nebensache, so geräuschvoll die Nationalisten noch heute um sie zu klagen vorgeben. Der Sinn jenes Vielleicht ist: sogar der heiß begehrte Rhein vermöchte nicht völlig auszugleichen, was Frankreich 1866 und 1870 erlebt hat und nicht verwinden kann, den militärischen und politischen Vorrang des Preußentums.

Seyd, Bismarck.

9

Aber auch in Deutschland war ein Krieg gegen den alten raubenden Erbfeind populär. Zum mindesten wieder, nachdem die jungdeutsche Kinderkrankheit der fiebernden Franzosenschwärmerei in den dreißiger Jahren überwunden war: von 1840 an, „als Thiers die Welschen aufrührte“, wie Arndt seinen Sturm Ruf zur Abwehr überschrieb, und als Beckers tapferes Rheinlied, die Wacht am Rhein des Württembergers Schneckenburger erklangen. Wie laut und ungeduldig ertönte, als Österreich 1859 von Frankreich in Italien überfallen wurde, in ganz Deutschland und gerade in Süddeutschland der Ruf: An den Rhein! Hinüber ins Elsaß! Sie werden ihn bald haben, den freien deutschen Rhein, wenn jetzt nicht endlich die deutschen Heere heranziehen zur Franzosen Schlacht, wenn nicht ein Mann wie Blücher dreinschlägt mit freier Hand, der ohne

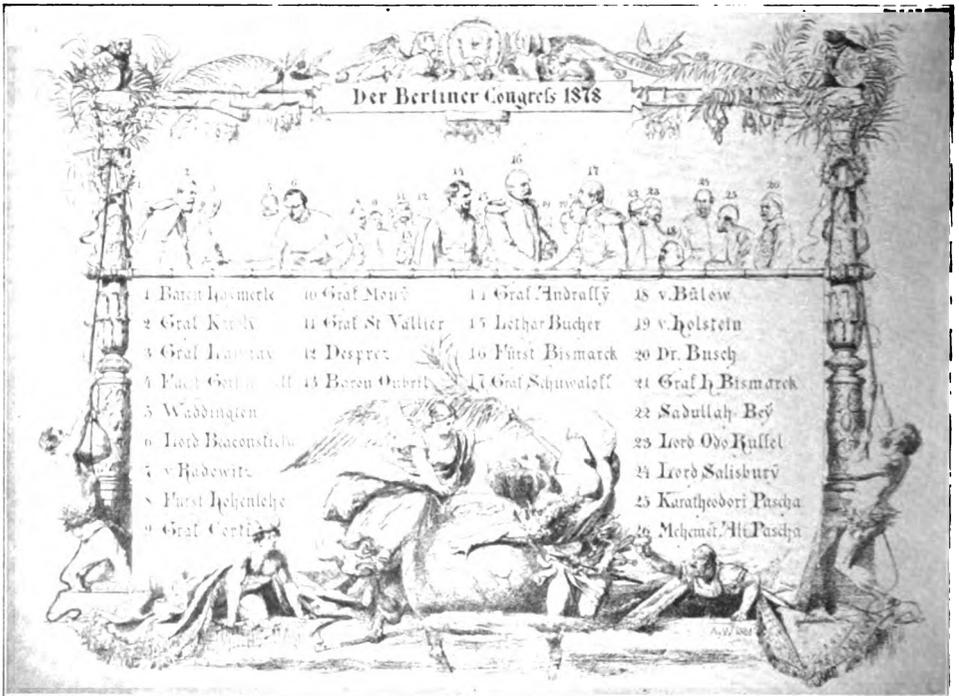


Abb. 128. Erläuterungstafel zum Kongreßbild, für die Teilnehmert des Festessens bei der Übergabe des Bildes an die Stadtbehörde. Zeichnung von Anton v. Werner. Verlag von Paul Bette in Berlin. (Zu Seite 152.)

Notenbücher die Feinde überwand! Und keine Klage, keine Verdächtigung hat in ganz Deutschland so gegen Bismarck verstimmt, als die Wahrnehmung seiner Intimität (s. v. S. 89) mit Napoleon, seines Kartenspiels mit ihm, wofür nicht bloß der Satiriker die Erklärung fand, daß er von ihm lernen wollte, wie man Staatsstreiche macht und den Leuten den Sand in die Augen streut (Abb. 65 u. 66).

Aber die herzensfesteste Abneigung gegen den raubenden und raublüsternen Nachbar ist noch nicht identisch mit ungeduldiger Kriegslust in jedem Moment. Gerade im Sommer 1870 war Deutschland eminent friedlich gesinnt und hatte der Kriege vorläufig genug. Seit Königgrätz war alles viel herrlicher geworden als man je gedacht, die deutsche Hoffnung auf nationale Zukunft und Wohlfahrt glaubte des frischen fröhlichen Krieges am Rhein nicht mehr zu bedürfen. Wenn man in den Jahren nach 1849, im Ekel über die „strolchulose Zeit“, sich wohl nach einem Völkerringe gesehnt hatte, wenn man 1859 aufs neue „Krieg!“ gerufen hatte, so sah man jetzt in

glückhafte Fernen voraus. Möchten die, die geheimste Akten und Berichte kannten, zum schweren dritten Male die Beseitigung der vorhandenen Gefahren und Hindernisse nur im Waffenkampfe erblicken, die öffentliche Meinung erregte sich jetzt nicht offensiv gegen Frankreich; dafür freilich doppelt, als sie sah, wie von hier aus kein Zurückkommen, keine deutsche Hoffnung gegönnt werden sollte. Eben darum ist nicht einmal 1840, nicht 1859 so die welsche Niedertracht empfunden worden, als bei dem Emser Überfall des Königs im tiefen Frieden von 1870. Mag Zorn nicht jedem eine edle Empfindung heißen, Zorn ist doch ein sittlich wunderschönes Wort, und wahrlich, es sind die schlechtesten Tage unserer alten und neuen Geschichte nicht, da so ein heller, heiliger Grimm, solch ein heißer, die Herzen aneinander kettennder Zorn durch die deutsche Welt gegangen ist.

Das aber, daß das alles so war, wäre nicht möglich gewesen ohne Bismarcks weise, zukunfterspähende Mäßigung von 1866. Ein Süddeutschland, das preussische Ketten trug und entrissene Landgebiete beklagte, hätte heimlich die Erlösung durch Frankreich erhofft und bejubelt. Der Sinn, der aus Süddeutschland die Wacht am Rhein hatte erstehen lassen, hatte unverkümmert der gleiche bleiben dürfen und trug nun 1870 die in den vier Jahren der Luft und Sonne rasch herangereifte Frucht, Süddeutschland mit dem Norden zusammenklingen zu lassen in einen einzigen brausenden Akkord der nationalen Entrüstung und vaterländischen Begeisterung.



Abb. 130. Fürst Alexander Gortschakoff (1798–1888),
seit 1856 russischer Minister des Auswärtigen, 1870–1882 Reichstangler.
(Zu Seite 151.)

Mit einem Schläge war es da, was die Eifersucht Frankreichs für alle Zeit wieder zu zertrümmern und zu verhindern gehofft: Mitdeutschland eins in jedem Atemzug. Ein Volk in einem Ziel und Geist, vom Memelstrand bis zu den Kniebischhöhen auf dem Schwarzwaldkamm, wo die Wachtfeuer einer Handvoll badischer und württembergischer Mannschaften den Spähern in Straßburg ein großes Heer markierten; von der letzten bayerischen Hochalmhütte, daraus der Senn und der Jäger zu Tal fuhren, bis zu der Nordstranddüne, wo wetterergraute friefische und mecklenburgische Fischer den Ausguck an den Semaphorstationen hielten und über die ratlose Franzosenflotte da draußen ihre Seemannswitze lachten. Verschwunden war die deutsche Neigung, anders als der Nachbar zu wollen, die Überhebung individueller Besserwisserei, die Laubbheit in vaterländischen Dingen, die Dickfelligkeit

sogar gegen Deutschlands Ehre. Es war die Zeit einer unvergeßlichen Seelenerhebung, die das Volk der Einzelstaateri und der Demut gegen das Ausland im Heldenopfer gemeinsamer Schlachten zur unverbrüchlichen Herzeinheit ineinander schmiedete, die Deutschland zur ruhmvollsten Waffemacht des Erdrunds wandelte und dem tüchtigen Bürger, im Vaterlande wie draußen jenseits der Meere, das entbehrte Recht, den fast vergessenen Stolz zurückgab, ein Deutscher zu heißen. Bis hierhin hatte der Deutsche demütig vor der angelehnten Tür gestanden, hinter der die glänzende Assemblée der europäischen Staatengesellschaft sich bewegte, hatte ehrfurchtsvoll-gehorsam nach gnädigen oder ungnädigen Worten eines Alexander, eines Nikolaus I., eines Metternich, eines Palmerston, eines Bonaparte gelauscht. Mit dem Tage von Sedan und mit dem 18. Januar von Versailles, da schlug der deutsche Michel die Flügeltüren ein und stellte sich straff in die Mitte der Gesellschaft drinnen



Abb. 131. Benj. Disraeli (1804—1881), seit 1876 Earl of Beaconsfield, englischer Politiker und Premierminister, zuletzt 1874—1880.

hinein, ein verwandelter Michael, nicht mehr mit der Schlummermütze, sondern mit der Stahlhaube und im klirrenden Eisengewand. Den Respekt aber, den sie vor uns bekommen haben, den haben sie zuerst von des deutschen Heeres und Bismarcks wegen bekommen, und wenn es seit 1870 inmitten der Nationen einen Platz gab, der als der Mittelpunkt aller Politik bezeichnet werden konnte und auf den die gespannte Aufmerksamkeit von Freund und Feind gerichtet war, so war es der, wo Bismarcks Herr und Kaiser stand.

Erfolge und Siege, die auch wieder nicht bloß gegen den offenen Feind hatten erkämpft werden müssen. Wie gern würde das nachlebende Gedächtnis dergleichen vermissen, um sich nur und rein des großen Gelingens zu freuen! Wieviel freundlicher wäre allerdings jener Anschein, als habe Bismarck, nachdem einmal der Krieg da war, nur noch so von Sieg zu Sieg mitzutragen brauchen und, soweit nicht persönliche Sorge war, wie nach dem Todesritt von Mars la Tour um seine Söhne, voll heiterer Zuversicht erprießliche und launige Tischgespräche führen können. Aber irgendwann will jeder einmal zu Worte kommen, und so sind denn Berge von Memoiren und Materialien zusammengehäuft worden, die alle erweisen, daß man die Gefährdungen und Störungen der Politik Bismarcks, nicht bloß durch die schwer zu bekämpfenden Bemühungen hoher Damen, sondern durch viel andere wohlgemeinte Schwierigkeiten, namentlich auch im großen Hauptquartier, nicht gering veranschlagen darf. Mit anderen



Abb. 192. Chlodwig, Fürst zu Hohenlohe-Schillingfürst (1819—1901), 1867—1870 bayerischer Ministerpräsident, 1874—1885 deutscher Botschafter in Paris, 1885—1894 Statthalter in den Reichslanden, Reichskanzler 1894—1901.

Phot. von Jos. Albert in München. (Zu Seite 152 u. 168.)

Worten: daß es so schön und großzügig nicht gewesen ist, daß eigentlich niemand von den übrigen ganz zufrieden war und Bismarcks Vollbringen sich als ein abermals großartiges Stück Leistung an einer Steuermannskunst darstellt. Er mußte wirklich schon der „große Zauberer“ sein, wie Koon ihn bewundernd nannte.

König Wilhelms Stellung zum Kaisertitel ist viel erörtert worden. Schließlich ging es auch hiermit ganz ähnlich, wie mit allen fundamental umgestaltenden Anforderungen, die an ihn herantraten: zuerst Unlust und darüber hinaus Abneigung; beunruhigter Widerspruch, zögernde Aufnahme der Replik, bedächtigste Verarbeitung ihrer Gründe, bis zur allmählichen Selbstüberwindung und schließlich inneren Ausgleichung; daraus hervorgehendes Entgegenkommen für das Neue bis an gewisse, nun aber unverbrüchlich betonte Grenzen; zuletzt die schöne Lösung aller Empfindungen in Erleichterung und Dankbarkeit. Aber diesmal ihn zu vermögen, Kaiser zu werden, das hat schwere Mühe gekostet. Dann hat noch wieder darum, daß er das als inhaltlos empfundene „Deutscher Kaiser“ auf sich nehme, bis an den Morgen des 18. Januar der Kampf geführt werden müssen. Nur unter heftig nachbebender Erregung der Seelen, noch unter besorgter Spannung Bismarcks, ob das unmögliche Wort „Kaiser von Deutschland“ fallen werde, hat die weltgeschichtliche Dokumentation der deutschen Einheit, die Kaiserproklamation von Versailles stattgefunden; er selber wurde von dem

neuen Deutschen Kaiser, der bei der Proklamation den Generalen die Hand reichte, mehrere Tage ignoriert.

Diesmal waren sich — wie 1866, als es sich um die Schonung Österreichs und Süddeutschlands handelte — der Kronprinz und Bismarck näher getreten. Nahe auch jetzt keineswegs. Der Kronprinz, teils aus den alten liberal-unitarischen Anschauungen, die er teilte und mit deren Vertretern er sich umgab, teils aus raschem preußischem Stolz, wollte eine tatsächliche Mediatisierung der Bundesfürsten unter einen Kaiser von Deutschland. Wie des Kronprinzen eigenes Tagebuch dargetan hat, erschien es Bismarck zweckmäßig, den lebhaften Thronfolger nicht wissen zu lassen, wie weit er ihm im Kaisertitel recht gab. In den dahinterliegenden Anschauungen und in den Einzelheiten bleiben sie auch diesmal so getrennt, wie durch ihr ganzes Temperament und Wesen. Das altpreußische Wesen, das dynastische, legitimistische Monarchengefühl, welches Neuschöpfungen, die nicht von Gottes Gnaden sind, beinahe ausschließt, kümmern den Kronprinzen bei weitem nicht in dem Grade, wie seinen Vater; er ist moderner und schlechweg national. Er begehrt für den Ausbau des Reiches mehr Einheit, als der Bundesstaat hergeben kann. Romantik mit modernster Gegenwart verbindend, denkt er an nationale Nivellierung durch Verfassung, wie England sie aufweist und Italien sich rasch gegeben

hat, und möchte auf dem Haupte des über allem deutschen Volk (nebst den Bundesfürsten im „Oberhause“) einheitlich waltenden Herrschers die Krone der staufischen Friedrichs schauen, um seine Schultern den brokatenen Krönungsmantel der alten Kaiserpracht.

Bismarck steht zwischen beiden. Für ihn fällt zunächst jedes ausländische Beispiel fort, das aus Jahrhunderten formierte England nicht minder wie Italien, wo von allem unwiederbringlich zerstörten so vieles oder das meiste nichts Besseres verdient hat. Er knüpft seine Gedankenreihen lediglich an zwei Ausgänge: an das in Deutschland real Vorhandene und an das von Deutschland real Erstrebte. Er benützt die Imponderabilien, niemand hat sie wie er gekannt und benützt. Aber als Staatsmann führt er amtlich und öffentlich Realpolitik. Er gibt dem Harren und Jubel des deutschen Volkes Elsaß und Lothringen zurück, und er begründet es ganz frugal: wir brauchen die Vogesen, weil sonst Süddeutschland dauernd durch Frankreich militärisch gefährdet bleibt und den Eintritt in den deutschen Einheitsbund nicht wagen kann.

Reich und Kaiser waren Zauberworte geworden, seit sie verloren waren, und sind es auch seit 1871 weiter geblieben, wo sie in 33 Jahren nie versagt und über manchen nicht guten Willen, manche ungeschickte Verletzung des guten Willens immer wieder begeistert oder versöhnend hinweggetragen haben. „Bund“ war und blieb ein Juristenbegriff, der sich kommentieren, aber von dem sich nicht singen und sagen ließ. Er selber, Bismarck, hatte sich längst gebunden, wenn wir nicht besser sagen, längst entschlossen. Wer 1866/67 den „Reichstag“ und den „Kanzler“ wollte, der hatte damit auch den Kaiser schon zugesagt und an das Ziel gestellt.

Er war also sicherlich gewillt, der schönsten Hoffnung aller guten Deutschen Rechnung zu tragen, und konnte es von sich aus ohne Vorbehalt. In jenen Zeiten ist er derjenige Mann unter den Maßgebenden gewesen, der die deutschen Fürsten am wenigsten hat vergewaltigen wollen. Er hatte Dankbarkeit gegen sie zu üben, er wollte sie nicht zwingen zum Kaiser über ihnen und durfte nicht vorlaut davon sprechen lassen. Aber er führte sie zum Begehren des Kaisers. Zuerst sorgte er für die Sache, auf die es inhaltlich ankam, für den Bund und seine Verfassung, die heute gilt. Er förderte sie, indem er die Frage des Kaisertitels davon möglichst getrennt hielt. Als dieser Teil des Wertes gesichert und so gut wie erledigt war, demonstrierte er: daß nichts so sehr erleichtere, diese Verfassung hinzunehmen und zu erfüllen, wie der Kaisertitel. So ist in enger Fühlung



Abb. 133. Graf Gyula Andrássy (1823—1890),
1867—1871 ungar. Ministerpräsident, 1871—1879 gemeinsamer österr.-ungar.
Minister des Auswärtigen und Minister des kaiserlichen Hauses.

(Zu Seite 149.)

mit seinen Gedanken der hochherzige Brief Ludwigs von Bayern geschrieben worden, daß die Fürsten die Vereinigung der Präsidialrechte in der Hand eines Deutschen Kaisers mit geringerer Selbstüberwindung zugeben könnten, als in derjenigen eines der Könige unter ihnen. Und noch eines: auch diesmal erschien, wie 1849, eine Kaiserdeputation des Parlaments bei dem König von Preußen; aber es war auf Bismarcks Wegen vorgesorgt worden, daß die Entscheidung bei den Fürsten blieb. Auch hierin liegt ein Hauptteil des definitiven Entschlusses der Zögernden, daß sie einwilligten, und damit der völligen Lösung.

Das neue Kaisertum war ein allseitig abgrenzender Kompromiß, unter Schonung aller wertvollen Eigenart, gerade auch nach der preußischen Seite hin. Es war die

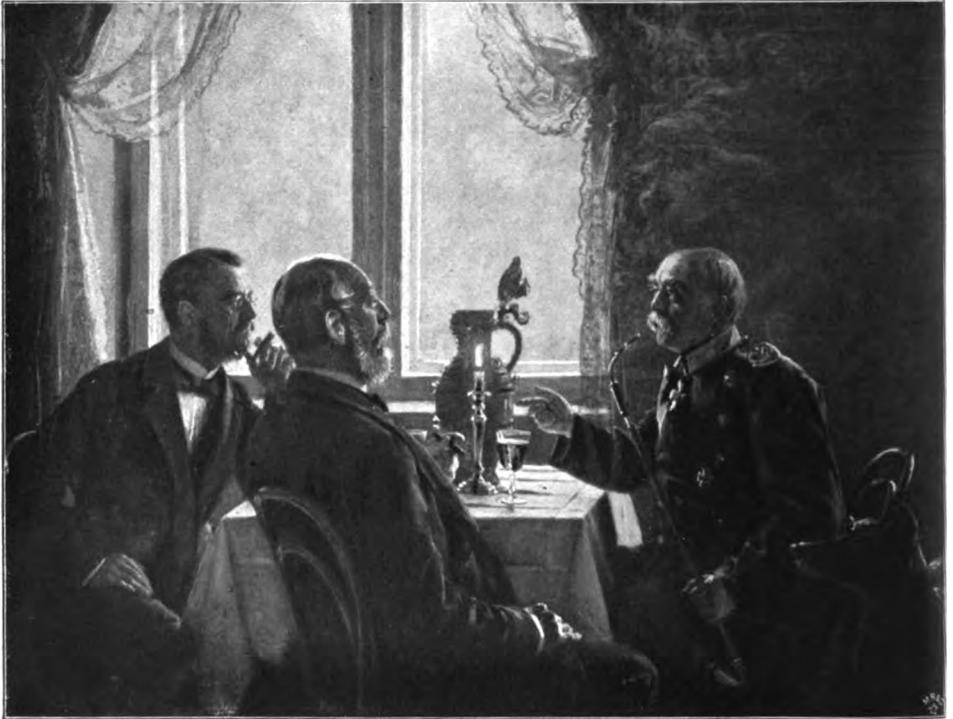


Abb. 134. Ende eines parlamentarischen Frühstückens.

Bismarck, Finanzminister Scholz und Prof. Gneist.

Gemälde von E. Henfeler. Photographieverlag von Gustav Schauer in Berlin.

„Diagonale“ zwischen den Auseinanderstrebungen vorher. Und damit der Allen gangbare, wenn auch nicht Allen liebste und ganz erfreuliche Weg. Weltgeschichtliche Schöpfungen und Vereinbarungen sind stets dann die glücklichsten, wenn sie keine rückläufige Gegenbewegung zu befürchten und lediglich weiterdrängende Entwicklung in ihrem eignen Sinne zu erwarten haben. Daß diese Linie hier inne gehalten, diese Zuversicht eine gesicherte sei, dahin beschied sich Großherzog Friedrich von Baden, indem er aussprach: der scheinbar leere Kaisertitel werde bald genug zur vollen Bedeutung gelangen. Die Jahrhunderte des politischen Paragraphenrechtes, sie liegen zurück, und unser Zeitalter betrachtet die Formen, je nachdem die lebendigen Kräfte der volkstümlichen oder öffentlichen Meinungen und Instinkte sie füllen oder leeren. Die Aufgabe der Staatsjuristen konnte nicht besser erkannt werden, als indem sie ein herausforderndes Zuvielturn ihrerseits vermieden und dem deutschen Patriotismus ein inhaltliches Weiter-

Kaltes Blut und warm angezogen.

Ilre Bestlner Regel.



Immer zu, Kinder, lachelt nur feste ein, ihr bringt den Ofen doch nicht zum Plagen — er ist diesen Sommer erst frisch verschmiert!

Abb. 135. Karikatur von 1883.

Aus dem Bismard-Album des Kladderadatsch. (Zu Seite 152.)

gestalten übrig ließen. Den „Kaiser von Deutschland“ wies vorsichtige und sachlich korrekte Klugheit ab und wählte für den preussischen Bundesfeldherrn den „mageren“ Titel des Deutschen Kaisers; uns aber ist dieser längst zum volltönenden Inbegriff des Reiches und all seiner Kraft geworden. Wer wollte bestreiten, daß das naive Volksempfinden dem Kaiser im Reiche eine viel weitergehende Hoheit, als die Reichsverfassung, und eine Art oberer Landesherrlichkeit entgegenträgt? Daß Wilhelm II. trotz pedantischen Widerspruchs, der hier und dort sich regt, der wirkliche Kaiser der deutschen Nation geworden ist?



Abb. 136. Bismarck im Jahre 1889.
Photographie von Loescher & Peltch in Berlin.

XV.

»Das mächtige Deutschland hat große Aufgaben: vor allem aber die, Europa den Frieden zu erhalten.« (1875.)

Wenn einst, aus Aktenstücken und Memoiren gewonnen, das ausschlaggebende Quellenmaterial der Bismarckschen Friedensperiode vor dem Historiker liegen wird, dann wird er ein Urteil, falls es ihm nötig scheint, versuchen dürfen, in welcher Periode Bismarck der größere gewesen sei, ob vor oder nach 1870/71. Das Verdienst der Reichsgründung, hat er 1895 den Rektoren der Universitäten gesagt, teile er mit den Fürsten und der ganzen Volkskraft. »Etwas stolz bin ich darauf, daß es mir gelungen ist, den Frieden zwanzig Jahre seitdem zu erhalten.« Populärer, begeisternder mußte die Zeit bis 1871 sein und muß sie allezeit bleiben. Sind doch neuerdings sogar Stimmen aufgetreten, als habe man nach 1870/71 ein wenig allzu sehr ausgeruht.



Abb. 137. Kaiser Wilhelm I. in den achtziger Jahren.
Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.

Diese Stimmen rühren her aus einer abermals veränderten Ära des deutschen Lebens, die jung ist und ihren eigenen Inhalt sucht, die auf den Schultern des Bismarckschen Vollbringens steht und von dort aus weiter um sich schaut, aber mit der Bismarckschen Zeit nicht mehr identisch ist. Ihr Inhalt heißt Weltpolitik. Die europäische Bedeutung des Reiches, das 1871 als ein Novum in der Mitte des Kontinents wiedererstand und dessen Wagschale zu halten begann, ist ihr inzwischen etwas Historisches geworden. Dagegen glaubt jene junge Ära bei ihren über den Erdball blickenden Bestrebungen schon manches festzustellen, was leider zur allergünstigsten Zeit versäumt worden sei, und bedauert, daß wir allzulange zurückgehalten hätten eine ernsthafte und wirksame Flotte zu bauen und sie tüchtig zu gebrauchen.

Nun war in Deutschland nach dem französischen Kriege unstreitig ein Gefühl vorhanden, das, auf den einfachsten Ausdruck gebracht, lautete: Vorläufig ist's genug. Mit



Abb. 188. Bismarck im Jahre 1885.
Photographie von Loescher & Pelsch in Berlin.

dem denkbar stolzesten Bewußtsein der Kraft und Maßgeblichkeit verkündete das neue Reich durch Bismarcks Mund: »Wir führen keine Kriege mehr!«

Aber mit europäischem Krieg und Frieden hat ja der Gedanke der Weltpolitik, besser die Ablehnung einer solchen zunächst noch nichts zu tun. Um es gleich und am kürzesten zu sagen: es ist fast immer ein methodischer Irrtum, von großen geschichtlichen Neuanfängen und Umwandlungen hinterher, wenn alle davon reden, sagen zu wollen, sie seien zu spät erkannt und begonnen worden. Bismarck wäre nicht derjenige gewesen, ausichtslos etwas auf sich zu nehmen, wofür keine allgemeine Neigung und Verständlichkeitsfähigkeit vorhanden war, was vielmehr noch erst durch die Geduld und den Idealismus zahlreicher Pioniere überhaupt erst in die öffentliche Aufmerksamkeit eingeführt werden mußte. Man konnte aus dem unkonstitutionellen Makedonien oder auch vom Forum der im Herrschen geschulten Römer ausziehen, um die Welt zu erobern, aber nicht aus einem Deutschland, das noch nachzitterte von der Überraschung, unbescheiden bis zur Verwirklichung seines Einheitsstraums geworden zu sein. Hatten doch dieselben Parlamentarier, die auch ferner mittaten, dem preußischen Staate noch vor wenig Jahren selbst für bloß europäischen Gebrauch den „Großmachtstichel“ austreiben wollen. Bismarcks Reichsregierung hat sich, was Flotte und überseeisches Wesen anlangt, im allgemeinen im Einklang mit der politischen Reife der öffentlichen Meinung gehalten. Mit dieser auf Leben und Tod zu kämpfen, war dem Reden ja nicht neu. Aber als



Abb. 139. Fürstin Bismarck.
Photographie von Loescher & Peltz in Berlin.

er den Konflikt der sechziger Jahre sieghaft durchkämpfte, da geschah dies für das vorhandene althistorische Preußen und dessen Macht in Deutschland, in letzterer Beziehung also im Endergebnis für das eigene Ziel der öffentlichen Meinung, nur gegen deren abweichende Anschauung über die Form der Verwirklichung. Diesmal ging er mit der Weiterentwicklung des deutschen Bewußtseins und Bestrebens mehr parallel. Indessen einen führenden Schritt doch auch hier wieder in den überseeischen Maßnahmen voraus. Es waren noch gar keine Interessengruppen, denen er den Schutz des Reiches über See zusagte, sondern ideenreiche und feste Einzelpatrioten, die adventurers unserer Kolonialpolitik. Und Englands Ärger gegenüber blieb er kühl getröstet.

Wir standen doch eben 1871 — es ist trivial, es zu sagen — auf absolut anderm Boden, als ein Vierteljahrhundert später. Träger der nächsten Zukunft war damals ausschließlich jener durch die nationalen Errungenschaften begeisterte und gehobene Liberalismus, dessen großes Jahrzehnt mit 1867 begonnen hatte. Die programmbildende

Kraft dieses seine Doktrinen nachprüfenden Liberalismus und die siegreich behauptete kritische und lenkende Macht der Krone hatten sich zusammengefunden und sahen sich verbunden durch die gleiche nationale Freudigkeit und durch eine nachgiebige Dankbarkeit von der Seite des Siegers, welche ganz besonders auch dem süddeutschen Liberalismus galt, der in seiner Heimat mit dem Patriotismus nahezu identisch ist. Und geradezu aufeinander angewiesen wurden Regierung und Liberalismus durch die entstehende Macht der Zentrumspartei. So war an jenen Geist deutsch gesinnten inneren Fortschritts durch den Gang der Geschichte endlich die Reihe gekommen und ward ihm vorläufig ein reiches Sichausleben gegönnt. Die deutsche Weltgeschichte zum Abschluß zu bringen, war auch er nicht berufen; es mußte — aber sie lag noch in der Ferne — auch hier eine Zeit kommen, wo er „seine Schuldigkeit“ getan haben und die öffentliche Meinung vorwiegend zur Kritik seiner Leistung herausfordern würde.

Und so begann, schon seit 1867, die Periode des allgemeinen Aufräumens: die Wirtschaftsformen der alten und veralteten Zeit fielen dahin, mit ihnen die Überreste der Zünfte, der Lokalisierung von Kleinhandel und Gewerbe, die Grenzsperrn für Münze, Maß, Gewicht und für das mächtige Gebiet des Postverkehrs. Über dem gesamten Wesen, nicht über allem einzelnen, regierte einer bestimmten Logik nach die Freihandels- und Manchestertheorie, also das prinzipielle Gegenteil einer scharf nationalen Wirtschaftspolitik. Aber trotzdem beruhte zunächst in diesen Änderungen das Nationale, wenigstens in politischer Hinsicht; diese modernen Doktrinen und Organisationen bauten auf, indem sie niederrissen, und hinter ihnen standen diejenigen Kräfte, welche dem Reiche Dauer und Festigung verbürgten. Auf diese modernen Kräfte aber, die zur Zeit maßgeblichsten Realitäten, war die Regierung um so mehr angewiesen, als alte Bundesgenossen sich ihr jetzt verlagten.

Ein Teil der Konservativen hatte immer mancherlei oder viel einzuwenden gehabt. Diesen war es 1866 allzu revolutionär hergegangen; ihr verletztes legitimistisches Gefühl, das sich ungern entschloß, auf Gründe das Hauptgewicht zu legen, erlebte nach 1870 die absichtliche Unterstüßung der Republik in Frankreich durch Bismarck. Und eben überhaupt seit 1867 seine Anknüpfung und Verständigung mit dem Liberalismus. Für den Reichskanzler war die Fronde der kleinen, aber mächtigen Partei um so empfindlicher, als sie ihm alte Freunde persönlich entriß und politisch ihre Hebel bei Hofe hatte. Er sei nachgerade bei allen Mitgliedern des Königshauses in Ungnade, schrieb er in diesen Jahren einmal. Selbst gegenüber seinem Kaiser kam er mehrfach bis zur Einreichung



Die „Norddeutsche Allgemeine“ rät der „Times“ doch ja ihre Nase in ihre eigenen Angelegenheiten zu stecken.

Abb. 140. Parifatur von 1884 (Bismarck und Gladstone).

Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.

des Abschiedsgesuches. Erst das ausgesprochene „Nie“ und die großen öffentlichen Demonstrationen von 1877 gaben ihm ganz festen Boden zurück. Und diesen hatte er damals doppelt nötig für die bedeutsame Wendung, die zu vollziehen er jetzt nicht länger zögern wollte.

Die Freihandelsdoktrin hatte glücklich geholfen, das Hemmend-Partikulare zu bekämpfen und beseitigen. Aber sie hatte auch bald begonnen, ihre hoch gesteigerte Ge-

fährlichkeit gerade für das Deutsche Reich zu enthüllen.

In einem Umfange, wie es die älteren Vertreter jener Doktrin wohl niemals für denkbar gehalten hatten, ward das ackerbautreibende Deutschland durch die mächtigen Transporterleichterungen der jüngeren Zeit widerstandslos mit den Getreidemassen des kontinentalen Ostens und Amerikas überschwemmt, die Zukunft seiner Landbevölkerung in Frage gestellt. Schon vor der Landwirtschaft rief die Fabrikation, voran die lebhafteste Eisen-Industrie Deutschlands, immer entschiedener nach Schutz der inländischen Erzeugnisse.

In allen ihren Formenbildungen schreitet die Weltgeschichte von den kleineren zu den größeren Kreisen vor. Noch bis über 1871 hinaus gehört das neunzehnte Jahrhundert wesentlich der Periode

der europäischen Gestaltungen an. Mit und nach der Gründung des Deutschen Reiches erscheint diese gewissermaßen abgeschlossen. Auf allen Kulturgebieten drängte das tätige Leben aus den bloß europäischen Gebilden und Verhältnissen heraus, wurden diese der Stufenfolge von Weltverkehr, Welthandel und Weltpolitik unterworfen. Damit trat eine ungeheure Verschärfung des Wettbewerbs ein, ward dieser an jedem Punkte des Erdballs und in jeder Unternehmung akut, während in jenen alten Zeiten, denen die deutsche Weltbürgerei und der kosmopolitische Idealismus entstammte, man eben noch nicht sogleich die Elbogen des Nachbarn gespürt hatte. Man kann dafür schwärmen, daß auf der gesamten Erdoberfläche nur offene Türen für Alle bestehen, aber vorläufig sieht der hitzige allgemeine Wettbewerb um größtmögliche Abnehmermengen die Ideale nur darauf an, wie weit er sie praktisch als Schlagwörter verwenden kann. So hatte der Leiter des Reiches, sobald der unablässig sich weiterbildende Welthandel die dadurch aufgeworfenen Probleme und Fragen dringlich machte, seine Wahl zu treffen, an welche Stelle Deutschland, seinen starken und sogar überschüssigen Kräften und seinen Ansprüchen nach, fernerhin gehören sollte.

Schon das Ausscheiden Delbrücks, des Präsidenten des Reichskanzleramts und Hauptvertreters der Freihandelspolitik (oder »der reinen Laskerei«), war ein bestimmtes Symptom. Am 15. Dezember 1878 schrieb Bismarck den berühmten Brief an den Bundesrat, worin er sich zum systematischen Schutzzoll bekannte; bis 1879 verwandelte sich das ganze Ministerium. Die Zeit des wirtschaftlichen *laissez faire, laissez aller* war zu Ende. War dieses Prinzip früher zu vielgestaltiger Anwendung gekommen, so wurde

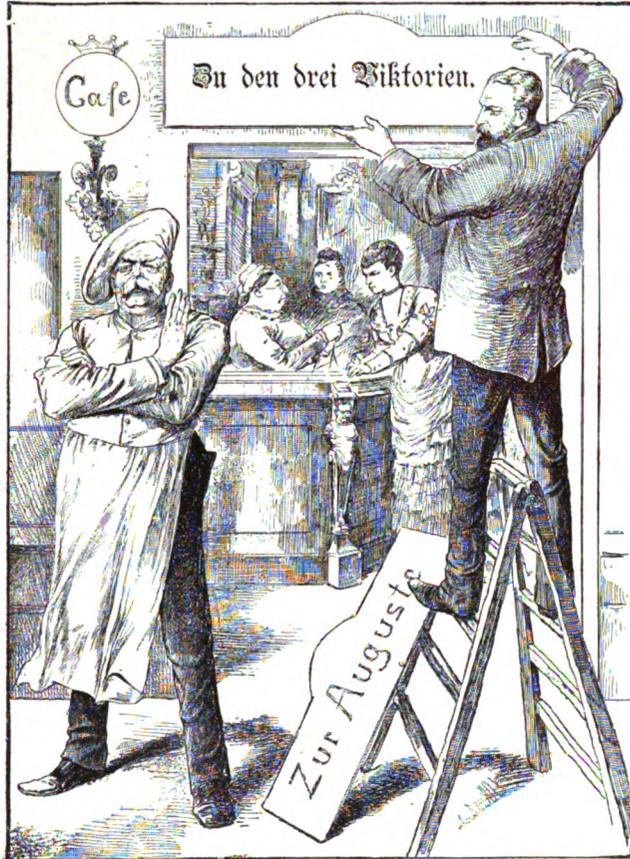


Abb. 141. Karikatur des (Wiener) Figaro, 21. April 1887.

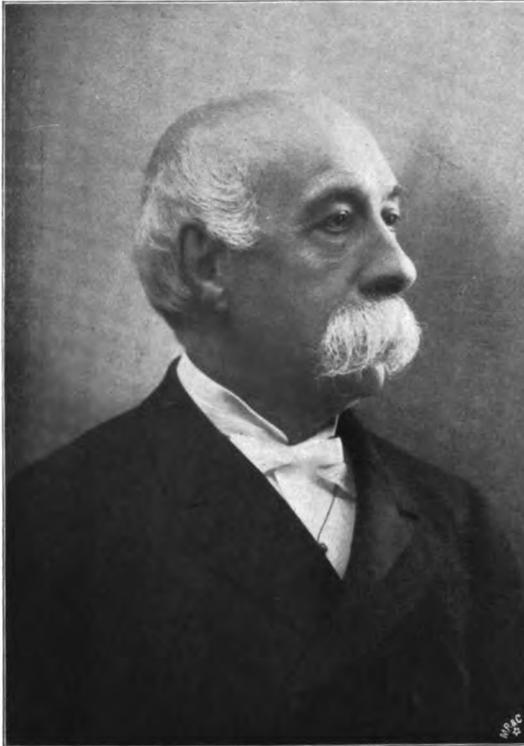


Abb. 142. Francesco Crispi (1819—1901),
italienischer Staatsmann, seit 1877 mehrfach Ministerpräsident.

jetzt in der Umkehr nicht minder konsequente und ganze Arbeit gemacht. Denn man beschränkte sich keineswegs auf den Schutz der nationalen Arbeit in Industrie und Landwirtschaft gegenüber dem Ausland, durch den Zolltarif von 1879; auch innerhalb der heimischen Verhältnisse wurden nunmehr der Lehre vom freien Spiel der Kräfte die Pflicht und das System der staatlichen Fürsorge entgegengesetzt, ward letztere in die gewerbliche Bewegung und vor allem in die „soziale Frage“ hineingetragen. Es war Bismarck »ziemlich gleichgültig«, ob man ihn auf der linksliberalen Seite deswegen des Sozialismus beschuldigte; es waren Gedanken, die ihn schon 1863 beschäftigt, ihn damals auch veranlaßt hatten, dem König den Empfang einer Deputation der schlesischen Weber zu empfehlen, und von denen er nur durch so viel Ereignisse und Notwendigkeiten in anderer Richtung abgedrängt worden war.

Auf sozialpolitischem Gebiet hat das Geplante Förderung und Durch-

kreuzung zugleich erfahren durch die ruchlosen Attentate von 1878. Sie schienen denjenigen Meinungen Bismarcks recht zu geben, welche die Fürsorge bis zur Bevormundung erweitern und das bedeutungsvollere Werk der Reformgesetzgebung erst hinter die Palisadenreihe eines gegen die Agitation gerichteten Gewaltgesetzes stellen wollten. Das eingebrachte Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie fand im Oktober 1878 Annahme durch den inzwischen aufgelösten und neu gewählten Reichstag.

In engster Verbindung mit Bismarck ist aus der freudigen Geneigtheit des Kaisers zur staatlichen Abhilfe die berühmte kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 geflossen. Nun entstand in den nachfolgenden Jahren jene Versicherungsgesetzgebung, von der sich schwer würde sagen lassen, ob sie die sozialdemokratische Bewegung verlangsamt hat oder nicht, welche aber, selbst in ihrer torfohaften Form gegenüber Bismarcks weitesten Entwürfen, auf alle Zeit einen der bedeutfamsten weltgeschichtlichen Vorgänge darstellen wird: indem das als Hort des monarchischen Gedankens betrachtete Deutschland vor den übrigen Völkern die Arbeiterfrage als vorhanden, das Eintreten für den vierten Stand als notwendig, als hohe Aufgabe des Thrones anerkannte.

Auf das Urteil der sozialdemokratischen Presse über dies Bismarcksche Werk kommt es dabei nicht an. Sie konnte, ihrem Parteistandpunkt nach, von Bismarck unmöglich denjenigen Teil brauchen, dessen Gedanke und gutes Wollen es war, den arbeitenden Mann im Zeitalter der dem Unternehmer gehörenden Maschinen freier von Sorgen, geschützt im Lohne seines Schaffens, gedeckt gegen unverschuldete Not und Gefahr, gesichert in Tagen der Krankheit und des Alters im unverkümmerten Eigen seines deutschen Herdes wohnen zu sehen.

Sie konnte ihn doch nur als den Urheber und Verteidiger des Sozialistengesetzes gebrauchen, ebenso wie sie für den Erneuerer und Wehrer der Monarchie und des

monarchischen Gedankens, für den großen Führer zu bewußter Nationalität und praktischem Vaterlandsstreben nur unverwindbaren Haß und Gegensatz haben mußte. Ist doch Bismarck in der Genialität und Tatkraft seiner Person schon allein ein Protest nicht gegen ein Traumgebilde von lauter freien und glücklichen, in Solidarität ihres Könnens geeinigten Menschen, wohl aber gegen die sogenannten positivistischen Geschichtsphilosophien von den in der Masse wirkenden geschichtlichen Naturgesetzen, von der Unfreiheit des Individuums innerhalb der Massenbewegung, womit sich die sozialdemokratischen Lehren von Anfang an theoretisch verquidelt und verbunden hatten.

Nicht so viel erörtert und allerdings auch minder durchgreifend und umfassend, als die durch Bismarck vollzogenen Neuerungen auf dem Gebiete der industriellen Arbeit, sind diejenigen sozialen Maßregeln, die er für die ländliche Arbeit eingeleitet und zur Fortsetzung gestellt hat. Kundige Beobachter, auch vom Auslande her, wie der kluge Franzose G. Blondel, haben diese auf Rentengüter, Heimstätten und überhaupt auf einen gesunden ländlichen Mittelstand abzielenden Bestrebungen als ganz besonders segensreich und erfolgversprechend anerkannt. —

Die innere und stilistische Verwandtschaft zwischen der den Tod überdauernden Bismarckverfolgung durch die Sozialdemokratie und dem minder vornehmen Teil der Zentrums Presse führen uns auf den „Kulturkampf“, den großen Streit von Staat und Kirche im neuen Reiche.

Der Kampf der beiden Gewalten war ja Jahrhunderte alt und auch im neun-

zehnten keineswegs etwas Neues. Nur war seit langem keine Krone im deutschen Reiche mehr da gewesen, gegen welche die Kirche ihn führen konnte; seit dem sechzehnten Jahrhundert und dem Westfälischen Frieden hatte auch sie es wesentlich mit den Territorialstaaten zu tun gehabt, von denen ja einzelne bis in die Bismarcksche Ära hinein aufs schwerste mit ihr gerungen haben. Naturgemäß mußten auf der römischen Seite die Besorgnis und Erbitterung wachsen, sobald die protestantischen und kleindeutschen Kräfte in Deutschland sichtbar erstarkten und das Uebergewicht bekamen, und man fing früh an, hiergegen die dumpfen Gefolgsmassen zu exerzieren. Nur ein Beispiel: aus dem noch „sehr“ katholischen, höchstens etwas alttrottdemokratisch gestrichelten Freiburg mußte 1866 Freysche Hals über Kopf
seyd, Bismarck.



Abb. 143. Karikatur auf den Dreiebund.

(Rebelspalter, Zürich, 26. Oktober 1889.)

entfliehen; in dem ebenfalls badischen, aber überwiegend protestantischen Heidelberg jubelten kommerzierende Studenten über die Siege des amtlichen Feindes.

Nun standen 1871 die alten Gegner beide in neuer Rüstung, beide gewachsen und in sich gefestigt da. Die Kirche hatte auf einem weltumspannenden Konzil jenen, ihre hierarchische Verfassung krönenden Lehrratz der Unfehlbarkeit zum Dogma erhoben, welcher seit den Zeiten Gregors VII. der Durchführung harrete; und Deutschland hatte sich mit neuer, für die Kirche anscheinend sehr viel ungünstigerer Zusammengliederung geeinigt. Seine neue Krone hatte nichts mehr von den römischen Anflügen und Nebenzielen des alten Imperiums, sie war merkbar germanisch und schon darum dem Romanismus im innersten Wesen fremd, und war überdies, soweit eine Krone überhaupt konfessionell ist, protestantisch. Die Höflichkeiten zwischen dem jungen Reiche und der Kurie konnten nur bei ersterem von ehrlichem Willen zur Verträglichkeit geleitet sein.

Es wäre unrichtig und schwächlich, zu sagen, Bismarck habe den Liberalen zuliebe den Kulturkampf geführt oder Fachminister und Politiker ihn führen lassen. Er hat ihn geführt als seinen Kampf, zur Abwehr gegen die Bildung der aggressiven Zentrumspartei und gegen die Offensive der Kirche, zum Schutze für den staatsfreundlichen Katholizismus. Aus nationalen weit mehr als aus liberalen Gründen, am wenigsten aus konfessionellen. Ihm ferner bedeutete der Kulturkampf, wie er einmal da war, auch eine größere, weiterführende Form seiner Polenpolitik, die immer gleich entschlossen und deutsch gewesen ist, von seinen Darlegungen von 1848 an bis zu der berühmten Polenrede von Barzin im Jahre 1894, durch die er den Verein zur Erhaltung des Deutschtums in den Ostmarken erweckt hat. Deutschland sollte „Herr im eigenen Hause“ sein.

Aber führen konnte er den Kampf nur mit den liberalen Truppen. Wir haben hier nicht die Geschichte der neueren öffentlichen Meinung in Deutschland zu schreiben: eine unvergeßliche, erhabende Zeit war es gewißlich, als jetzt das freie Mannestum mit den feurigen Köpfen und den deutschen ehrlichen Herzen dran kam, Politik zu machen.

Einer späteren, durch größere Entfernung von den Dingen abgerückten und mit mehr Einzelkenntnis ausgerüsteten Geschichtschreibung muß auch hier wieder vorbehalten werden, zu untersuchen, bis zu welchem Umfange man das Wort ausdehnen darf, daß der Kulturkampf ein Fehler gewesen sei. So viel steht fest, den Gegner politisch oder diplomatisch unterschätzt hat Bismarck nicht, aber darauf war er nicht

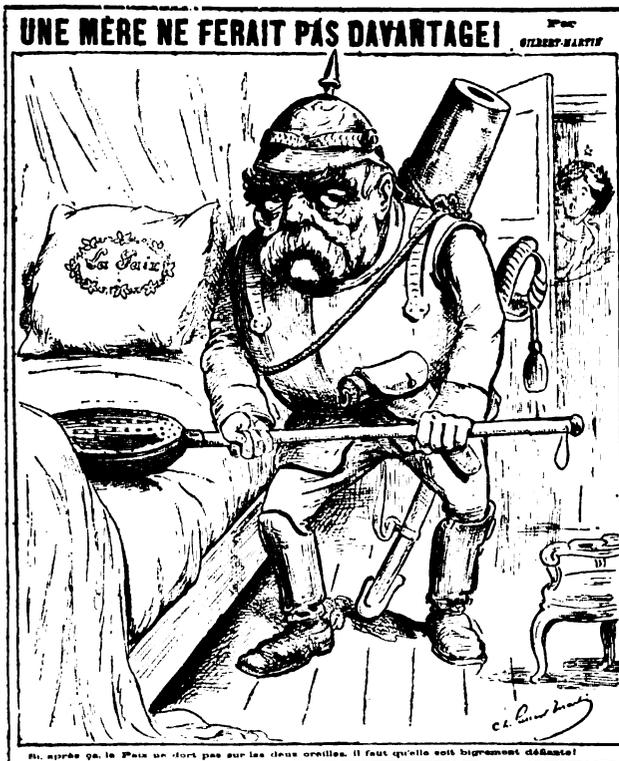
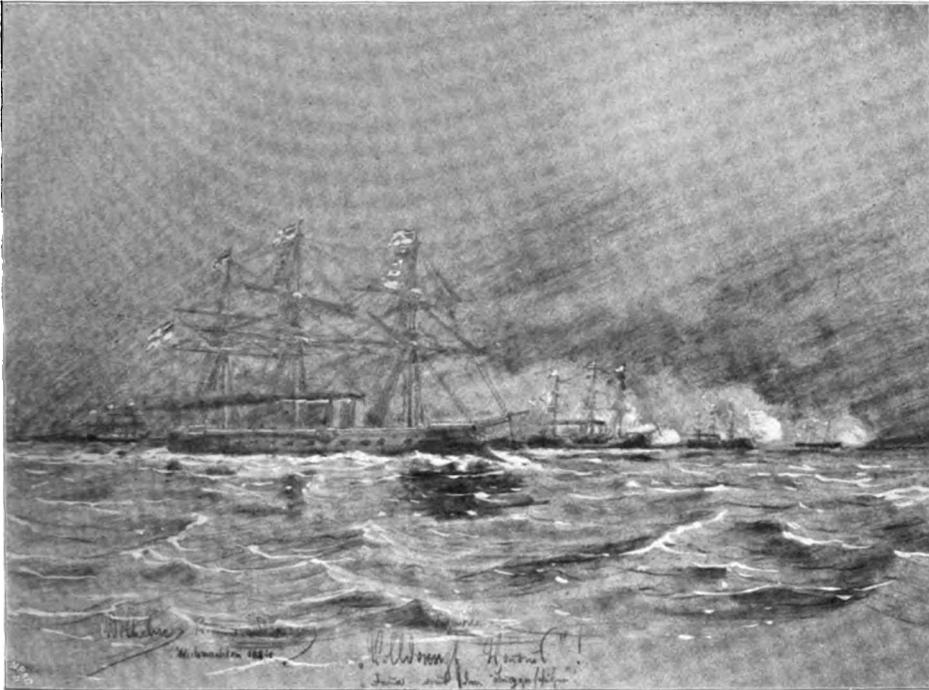


Abb. 144. Karikatur auf die Heeresverstärkung von 1889.

(La Nation, 1888.)



S.M.S. Friedrich Carl

S.M.S. König Wilhelm

S.M.S. Kaiser.

S.M.S. Deutschland.

S.M.S. Kronprinz.

S.M.S. Friedrich der Grosse

für die Flotte der deutschen Panzerflotte „Klasse zum Angriff“ zum Angriff auf den Feind bestimmt,
 der. In der Flotte der Kaiserlichen Panzerflotte
 zum Angriff auf den Feind bestimmt und dem Kaiserlichen Panzerflotte zum Angriff auf den Feind bestimmt

Abb. 145. Zeichnung des Prinzen Wilhelm. Aus dem Bismarck-Museum.

gefaßt, daß jener ein so gewaltiges Aufgebot aus ganz denselben Wählern werde mobil machen können, die noch soeben den westlichen Erbfeind mit Begeisterung geklopft und das Reich bejubelt hatten.

Das Ende war auch hier der Kompromiß, freilich anderer Art. In den Jahren 1873 bis 1875 waren unter Bismarck und dem Kultusminister Falk, jedesmal im hoffnungsvollen Monat Mai, die großen Gesetze über das Verhältnis von Kirche und Staat fertiggestellt worden. In den achtziger Jahren wurden diese Bestimmungen zum guten Teil, eine nach der anderen, zurückgenommen. Es war kein Bußetun im Sündenhemd, aber nach Canossa, welches halbwegs zwischen Rom und Deutschland liegt, ist Bismarck dennoch gegangen. Das Zentrum war nicht vernichtet, sein Turm stand festgemauert in der reichsdeutschen Erde.

Die Gründe für dies Zurückweichen liegen doch tiefer und dürfen niemals darin allein gesucht werden, daß Bismarck seit 1877 und 1879 notwendig die Mitwirkung des Zentrums eben für jene neuen und verwandelten Aufgaben brauchte, bei denen ihm das Gros des Liberalismus nicht helfen konnte oder jedenfalls noch nicht helfen wollte. Und das Zentrum seinerseits trat hier um so berufener an die Stelle des wirtschaftlichen Liberalismus, als es längst, wo dieser über das auf die Dauer fruchtbringende Maß hinausgriff, sich der entstehenden Schwierigkeiten und neuen Fragen mit Geschick bemächtigt und diese für sich auszubeuten begonnen hatte.

Vereinfacht wurde durch diese Schwankungen die Leitung des Reiches für Bismarck gewiß nicht. Die achtziger Jahre sind in ihrem Gesamtbilde diejenigen, wo der „rote Faden“ des leitenden Grundgedankens in einer Art Mäanderschwingungen durch das Gewebe der praktischen Politik hindurchgeführt werden mußte. Schien es doch oft genug, als schloße die eine verfolgte Aufgabe das Gelingen der anderen von vornherein aus. Der Brautschatz des Reiches an nationalen Einrichtungen sollte auch mit Reichstagen, deren Mehrheit nicht unmittelbar patriotisch war, gemehrt, die Wehrkraft erhalten und im gleichen Schritt mit den Rüstungen der feindlichen Nachbarn gesteigert werden. Es galt zum Schutze und zur Hebung des Nationalvermögens die Interessen der Arbeitgeber zu begünstigen, von diesen wiederum Opfer für bessere Sicherstellung der Arbeitnehmer zu erreichen. Es galt, das Ausnahmegesetz wider die Sozialdemokratie aufrecht, die Revision der Waagegesetzgebung dagegen auf der gewollten und notwendigen Linie zu

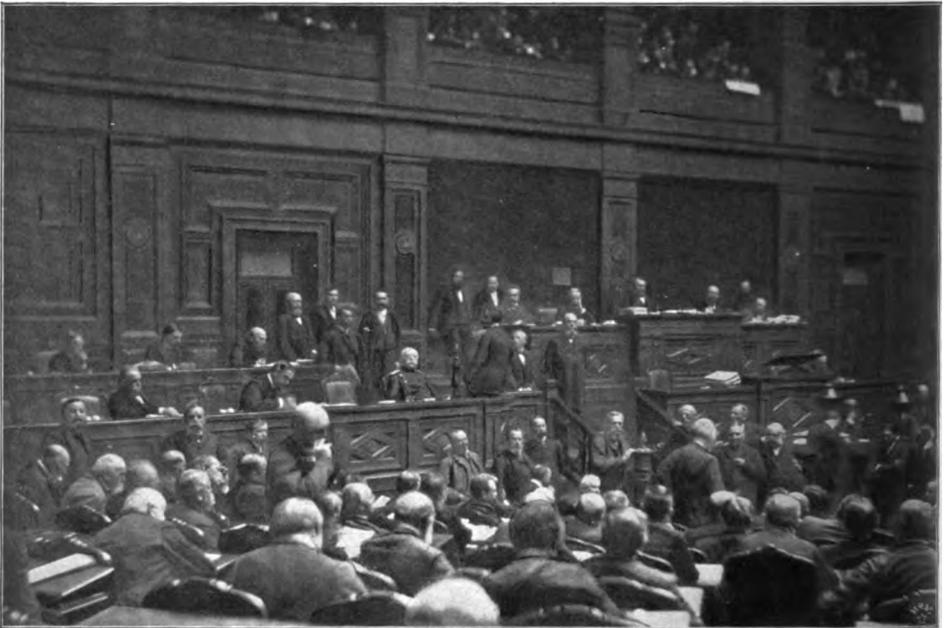


Abb. 148. Im alten Reichstagsgebäude, 1889. Am Bundesratsstisch der Reichstagsler.
Photographie von Jul. Braag in Berlin.

halten, obwohl sie den einen viel zu weit, den anderen noch lange nicht weit genug ging. Für alles das und mehr noch mußte das parlamentarische Dreieck Konservative, Zentrum, Nationalliberale beständig wechselnd an einer anderen Ecke angepackt werden. Denn jeweils nur zwei Summanden waren für die Regierung bündnisfähig, während der abgeneigte dritte die Unterstützung aller sonst noch vorhandenen parlamentarischen Gegnerschaft, damit hier und da sogar die bedrohliche Mehrheit fand und seine nachwirkende Berstimmung erst wieder mühsam ausgeglichen werden mußte. —

Nicht minder trägt die Wendung der auswärtigen Politik am Ende der siebziger Jahre dazu bei, dem letzten Jahrzehnt Kaiser Wilhelms und Bismarcks einen ganz veränderten Charakter gegenüber der ersten Zeit nach dem großen Kriege zu verleihen. In dieser wurde Europa bestimmt durch das Einvernehmen der drei Kaiserreiche. Das für Deutschlands Friedensabsichten zu Fürchtende war die Vereinigung von Österreich und Frankreich, der man 1870 durch die Raschheit der ersten Waffenentscheidungen noch glücklich entgangen war. Das machte die alte monarchische Freundschaft mit Rußland

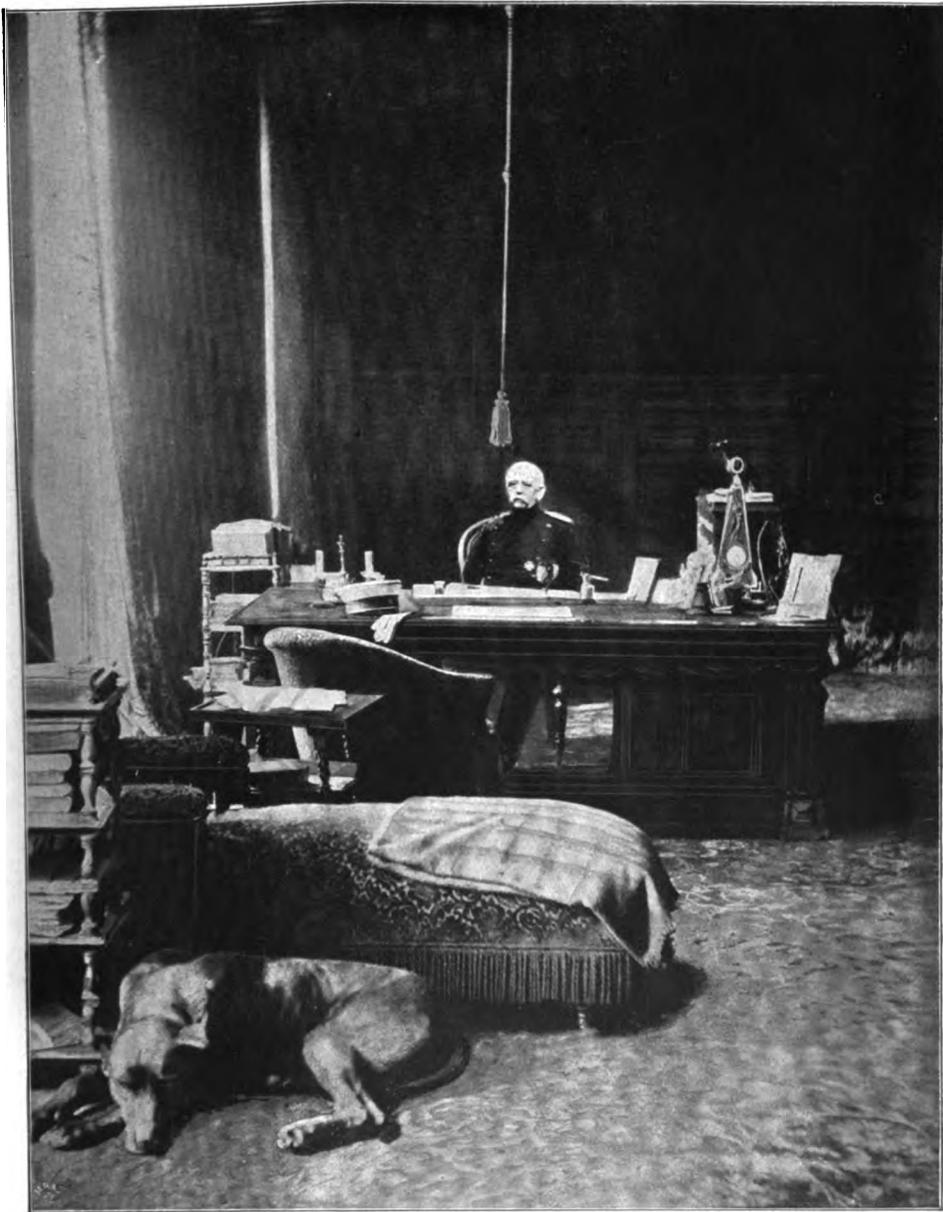


Abb. 147. Der Fürst im Arbeitszimmer des Reichskanzlerpalastes.
Photographie von Jul. Braas in Berlin.

so überaus wertvoll und andererseits die weitschauende Klugheit, womit Bismarck schon 1866, ja schon 1856 (s. S. 76) die künftige Bündnisfähigkeit von Preußen resp. dem kleindeutschen Bunde und Österreich ins Auge gefaßt, sie vorweg möglich erhalten hatte. Vierzehn Tage nach Sedan begann er die diplomatische Arbeit an dem künftigen Dreikaiserverhältnisse. Sie ward namentlich dadurch gefördert und zum Abschluß gebracht, daß in Wien die Rolle Beusts (Abb. 85) ausgespielt war und seit dem November 1871 Andrássy (Abb. 133) der Leiter der auswärtigen Politik Österreichs wurde. Wie die — mehr



Abb. 148. Kaiser Friedrich III.

Nach einer Photographie von Reichard & Lindner in Berlin. (Zu Seite 158.)

äußerlich zu vergleichende — heilige Allianz nach dem Sturz des ersten Napoleon die wieder eingesetzten Bourbonen patronisierte, so half Bismarck dasjenige erhalten, was nach dem abermaligen Bonaparte, dem Manne des 2. Dezembers, wiederhergestellt war, die Republik. Aus den oft genug von ihm ausgesprochenen oder angedeuteten Gründen: weil eine abermalige Monarchie in Frankreich erstens bündnisfähig, zweitens auf Kriegsrühm angewiesen, drittens jesuitisch sein würde. An diese Maxime des leitenden Reichskanzlers knüpften sich bekanntlich die Pariser Intrigen und Berliner Hofkabaln des Botschafters Harry von Arnim, dem sie schließlich mit Exil und Verurteilung in contumaciam lohnen sollten. Man möchte jetzt (nachträglich!) ganz verwundert sein, wie vortrefflich dem Reichskanzler seine öffentliche These, daß ein republikanisches Frankreich nicht bündnisfähig sei, durch lange Jahre hindurch ihren Zweck erfüllt hat und nicht



Abb. 149. Kaiser Wilhelm II. (1888.)

Nach einer Photographie von J. E. Schaarwächter in Berlin. (Zu Seite 160.)

bloß von Rußland, sondern doch auch vom römischen Stuhl aus anerkannt worden ist. Schließlich mußte ja einmal der Tag kommen, wo man sich darüber hinwegsetzte, wo sie ausgedient hatte, wie jedes Prinzip. Aber in der Zwischenzeit hatte sie das junge Deutsche Reich über eine ganze Kette von Krisen und Gefahren hinweggetragen.

Einerseits persönliche Eifersucht Gortschakoffs (Abb. 130), des russischen Kanzlers, andererseits unerfüllte Hoffnungen Rußlands in der orientalischen Verwicklung 1875 bis 1878, dabei das nie beruhigte panslawistische Drängen in Rußland haben jene Wendung in der europäischen Konstellation herbeigeführt, die zwar schon Bismarcks berühmter Bericht von 1856 vorausgesagt, die er aber bisher immer noch hintangehalten hatte. Der Kongreß von 1878, der die orientalische Frage vorläufig entschied oder beschwichtigte, war die glanzvolle Bestätigung der neugewonnenen Stellung des Reiches unter den

Großmächten. Solche Kongresse habe ja das Eigentümliche, gerne bei demjenigen zu tagen, dem jeweils das größte „Prestige“ von Europa zuerkannt wird. Jetzt sah die Welt, es war vorbei mit den Tagen der Londoner Konferenzen und der Pariser Kongresse; die Staatsmänner Europas und des Orients kamen nach Berlin, um dort unter Bismarcks Vorsitz die größte politische Frage der Zeit zu verhandeln.

Hier nun fand Rußland anstatt des erhofften Parteigängers bei den Abmachungen nur einen »ehrlichen Makler«, der vorher alles getan hatte, den Krieg zu lokalisieren, Rußland auch gern gefällig war, aber Österreich nicht hatte vergewaltigen lassen dürfen. Also immer noch einen solchen, dessen persönlicher Neigung nach Rußland hin nur durch seine Objektivität Schranken gesetzt waren. Die Verstimmung blieb übrig und konnte nun um so gefährlicher werden, als eine verwandelte Haltung des offiziellen Zarenreiches der bisher für die äußere Politik verhältnismäßig ungefährlichen russisch-panslawistischen Abneigung gegen Deutschland und Deutschland mehr Spielraum gewähren mußte. Unter diesen Umständen nahm Bismarck desto energischer den Gedanken wieder auf, der ihm seit Frankfurter Bundeszeiten als Krönung und Abschluß für die Lösung der deutschen Fragen erschienen war und ihn schon nach dem Frieden von 1866 veranlaßt hatte, durch Fürst Hohenlohe (Abb. 132) als damaligen bayerischen Ministerpräsidenten die österreichische Regierung für diesen seinen Gedanken: sofortige Handreichung zum Bündnis nach der Lösung, zu sondieren. Nun wurde, eingeleitet im August 1879, mit dem von Andrassy gelenkten Donaureiche das enge völkerrechtliche Bündnis hergestellt, dessen Bekanntheit von der Bevölkerung des Deutschen Reiches mit einhelliger Sympathie, von jenseits der schwarzen Wälder teils mit jubelnder überschwenglicher Hoffnung begrüßt, teils bei widerstrebenden Herzen doch durch die einfachste Logik des Verstandes gutgeheißen ward. So ist denn auch dies Werk der Kabinette seitdem in Fleisch und Blut der beiderseitigen Reichszugehörigen übergegangen und — trotz der Nationalitätenfragen — ein Teil ihres politischen Bewußtseins geworden. 1883 trat, nach vorhergegangenen Annäherungen, Italien hinzu und besiegelte den politischen Bund durch herzlichen Verkehr der Monarchen und leitenden Minister. Daß Österreich das enge Bundesverhältnis auf den Mittelmeerstaat ausdehnen konnte, dessen nationale Krone der Sohn Viktor Emanuels trug, war wiederum nicht zum wenigsten das Verdienst Bismarcks, welcher im Jahre 1866, nicht ohne den eigenen, wegen Frankreichs dringlichen Verhandlungen dadurch Schwierigkeiten zu schaffen, seinen Einspruch gegen alle über Venedig hinausgreifenden Hoffnungen Italiens aufrecht erhalten hatte. Das neue Bündnis war schwächer, als das Einvernehmen der Ostmächte und als die 1879 zerflatternde russisch-deutsche Freundschaft, aber es erhielt die Berliner Politik unabhängiger, defensiver, zog sie nicht ins Schlepptau russischer Machtpläne.

Bei alledem verstand es Bismarck, den »Draht nach Rußland« nie abbrechen zu machen, sondern zuletzt sogar die berühmte Rückversicherung zu schließen, vollkommen dazu im Recht, da alle seine Verträge nur den Schutz in der Defensive festsetzten. Es war auch persönliche Beruhigung für Kaiser Wilhelm, der über die Abwendung von Rußland seinen letzten schweren Zwiespalt mit Bismarck durchgemacht hat. Wahrlich, dieses diplomatische Meisterstück darf man getrost anführen, wenn ein annäherndes Gegenstück zu seiner kombinierten Lösung der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage von 1863 bis 1866 genannt werden soll. Allerdings war es „komplizierte“ Politik, wie eine spätere Leitung des auswärtigen Amtes, der sie unter den Händen zerbrach, sie bezeichnet hat.

Auf solche Weise hat dieser kampfgehaltigste Politiker Europas, nachdem er in sieben Jahren drei siegreiche Kriege geführt, all ihren Erfolg weiterhin in den Dienst des Friedens gestellt. Er, der die Dinge so zu leiten der Meister war, daß das Heer nur noch zu siegen brauchte, und der sicher war, dies Heer würde siegen, war in seiner kraftvollen Humanität ein ganz anderer, als die gezierten, aber herzenskalten Diplomaten der früheren Zeit und alle philanthropischen Schwärmer dazu. Und wie er nie den Dank im Herzen an das preußische und das deutsche Heer vergaß, so wurde er von 1871 ab für ganz Europa der ehrlichste und mächtigste Beschützer vor Blutvergießen

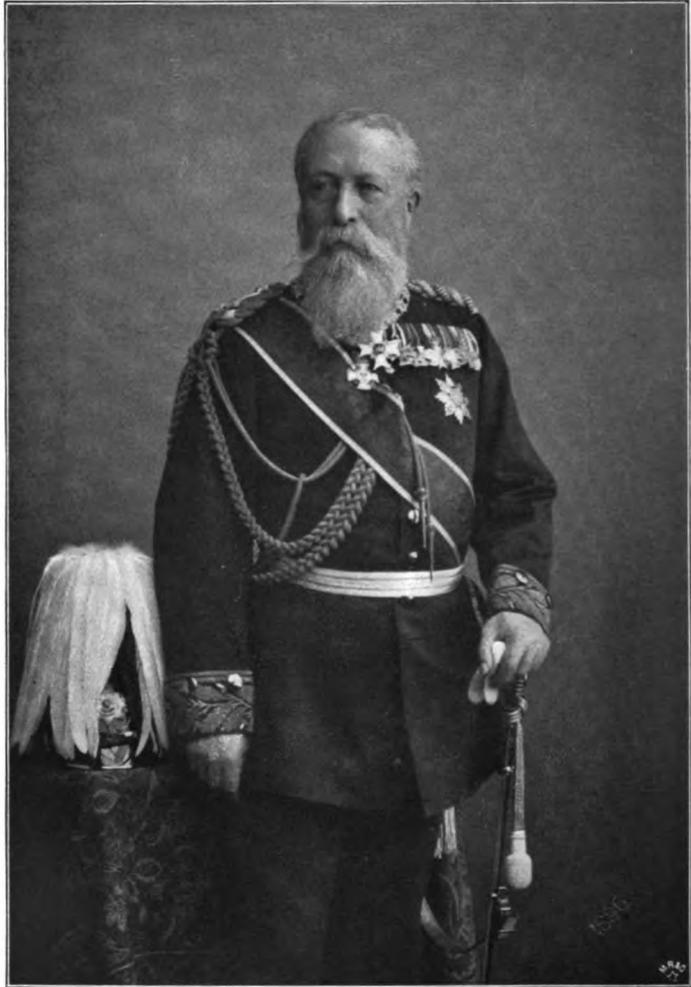


Abb. 151. Großherzog Friedrich von Baden.
Nach einer Photographie von Reichard & Lindner in Berlin. 1896.

und Völkermord, der schwertragende Hüter des Friedens und seiner schönen Werke, die dem einigen Deutschland seitdem so vielen herrlichen Aufschwung gebracht. Er gab uns nicht bloß die Achtung und den Respekt der Völker, deren unsere Industrie, unser Handel, unsere friedliche Weltstellung bedurften, er gab ihnen auch das Vertrauen auf die Redlichkeit unserer Politik, und wenn er uns nicht ihre große Liebe gab, so lag das an anderem als an ihm, — um ihn selber beneidete uns jegliches Volk.

Auch die Besiegten von 1870/71 haben es anerkennen müssen, wie sie sich immer noch glücklich schätzen konnten, in seine starke, friedenswahrende Hand gegeben zu sein, und haben daraufhin oft leichtfertiger, als sie sich sonst zu verantworten getraut hätten, gegen den Frieden und gegen Bismarck gelärmt. Einmal aber hat die ganze französische Presse, die sonst, zum Teil doch auch aus niederem Geschäftsfinn, das Bild des M. de Bismarck als der männlichen Kriegesfurie Europas in über Stereotypie beibehielt, der Wahrheit über ihn aus Verwirrung die Ehre gegeben: als er 1890 seine Entlassung erhielt — da hat sie um den scheidenden Friedenshort gemammert. —



Abb. 152. Die feierliche Eröffnung des deutschen Reichstages durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888. Gemälde von Anton v. Berner.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. (Zu Seite 160.)



Abb. 153. Mitte 1889.

Photographische Aufnahme im Reichstage von Jul. Braas in Berlin.

In Bismarcks Wendung von 1877/79 vom Manchesterium zur Berücksichtigung des veränderten Welt Handels und zum wirtschaftlichen Schutz hinüber lag als Konsequenz auch eine friedliche Kolonialpolitik, wie schon gestreift wurde. Das herrliche Samoa war noch über den alten Theorien und deren lähmender Herrschaft verloren gegangen. Nun aber empfanden die halberstickten Keime solcher Hoffnungen, an die Sonnenseite gerückt zu sein, und trieben aus mit neuer Kraft. Ende 1882 ward der deutsche Kolonialverein gegründet; wenig über ein Jahr später besaß Deutschland die erste Kolonie. Bismarcks Tat beurteilt sich nicht danach, wie viel oder wie wenig Südwestafrika und Kamerun wert schienen, sondern liegt darin, daß er trotz der Londoner Erklärung, Englands Rechte würden verletzt, auf Lüderitz' Ansuchen die Flagge mit ruhiger Entschlossenheit hissen ließ. Mit anderen Worten, daß er jener aus britischem Munde so oft verächtlich gehöhnten „Dummheit der andern Völker, die England stark macht“, hiermit im Namen Deutschlands abjagte.



Abb. 154. Bismarck 1889.

Photographische Aufnahme im Reichstage von Jul. Braas in Berlin.

Und dadurch, zum Gegengewicht gegen seine europäische Friedenspolitik, mahnte er sein Volkstum wieder mit der Weisheit letztem Schluß, nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß. Auch hier steht er doch selber an der Schwelle einer neuen, ihrer Kräfte frohen deutschen Zukunft und hat uns, was ein kleinlicher Ruhmesegoismus nicht getan hätte, über sein eigenes Werk hinaus die neue Wahrheit zu begreifen aufgegeben: daß das Deutsche Reich nicht den Abschluß, sondern den Anfang unserer nationalen Entwicklung zu bilden hat.

XVI.

De coelo et de patria
nunquam desperandum.

Dann aber kam jener düstere Tag, wo die freundlichen blauen Augen in dem gefurchten Antlitz Kaiser Wilhelms sich auf immer schlossen und der hohe Herrscher dahinging. Ein Tag, da wohl jedes einzelne patriotische Herz ein Gefühl wie von plötzlicher persönlicher Verwaisung empfunden hat. Ein Schmerz und eine Trauer gingen durch die deutsche Welt, die verzichten mußten, Worte zu finden, welche bis zu der



Abb. 156. Der Lotse geht.
Karikatur des Londoner Punch, 20. März 1890. (Zu Seite 166.)

ganzen Tiefe dieser Empfindungen hinabreichen. Und in gleicher stiller Ehrfurcht beugte sich der versammelte Reichstag vor der Majestät dieses Todes und eines unendlich gesegneten, für unsere Nation ohnegleichen wichtigen Herrscherlebens.

Bismarck stand die Aufgabe zu, dem Reichstag amtliche Nachricht zu geben. In einfachen Worten voll zarter Gerechtigkeit faßte er zum Schluß die großen Tugenden des geschiedenen Herrn zusammen. Aber diese einfachen Worte waren erschütternd, und er selber, der eiserne Mann, schluchzte laut dazwischen.

Und wieviel Schmerzliches lastete sonst auf dem deutschen Volke, durch ein Schicksal, das mit Keulenschlägen das Hohenzollernhaus heimsuchen zu wollen schien. Ende Februar war des Kaisers geliebter Enkel Ludwig von Baden vor ihm gestorben, ein Fürstensohn von unvergeßlicher Erscheinung in seiner Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit, ein junger Prinz, vor dem das Leben wie goldener Sonnenschein lag. Und seit dem Herbst 1887 bangte Deutschland um den Kronprinzen, welcher in seiner Ritterlichkeit, seinem Edel-sinn, seinem Schlachtenruhm, seiner männlichen Schönheit die

reiche Liebe des gesamten Volkes besaß und als das Vorbild eines adeligen deutschen Mannes erschien.

Nun war der Todkranke Kaiser. All seine einstigen Träume von Herrschergröße und hochgemuter Führung der Deutschen legte er, wie zum schmerzlichen Testament, in die Anordnung, daß er, gleich als ob Friedrich Wilhelm allzu preussisch für einen deutschen Kaiser klinge, ihn Friedrich zu nennen befahl, wie Barbarossa und freilich auch der größte König von Preußen geheißten hatten.

Trotz seiner hoffnungslosen Krankheit hatten viele gefürchtet oder auch gehofft, er werde nicht mit Bismarck regieren wollen und können. In der Tat rührten sich all die Kräfte, die das erhartet hatten, gerade wegen dieser Krankheit mit verdoppelter Hastigkeit, um ihre scheinbar jetzt gekommene Zeit noch auszunutzen: in allen Spielarten der deutsche „Freisinn“, welcher in dem Kronprinzen stets nur den modernen und liberalen Fürsten, aber nie den straffen Soldaten, den stolzbewußten Königssohn erkannte hatte; und dazu der Kreis von „verkannten“ Politikern aller Schattierungen, welche nun noch zu ernten hofften. Diesen Erwartungen brachen nun freilich sowohl Kaiser Friedrich wie der Kronprinz Wilhelm rasch genug die Spitze ab. Mehrfach bat der Kaiser, auch

in öffentlichen Kundgebungen, um die Fortbauer von Bismarcks Hingabe und Unterstützung, und der Kronprinz feierte am 1. April 1888 im Kanzler den Träger des Reichspaniers, der zu sein ihm noch recht lange vom Schicksal vergönnt sein möge. Zum konkreten Prüfstein der Lage ward die von England ausgehende, aber, solange Kaiser Wilhelm I. lebte, ungeduldig zurückgestellte Absicht, den mit Rußland zerfallenen, 1886 von diesem in Bulgarien entthronten Fürsten Alexander von Battenberg zum Gemahl einer kaiserlichen Prinzessin, somit Deutschland zum Kostenträger der englischen Politik gegenüber einem unversöhnlich gereizten Rußland zu machen. Nach schweren Kämpfen gegen die hohe elterliche Geneigtheit hierzu und nebenbei gegen einen guten Teil der öffentlichen Meinung, für den jene Verbindung so viel Ritterliches und Romantisches besaß, siegte Bismarcks Widerspruch. So überzeugend siegte er, daß das Kaiserpaar dem Kanzler aufrichtig dankte und daß von da an wirklich seine Stellung zu beiden eine innerlich befestigte war. Die Herzenswunde des Fürsten Alexander heilte, wie sich offenbarte, recht rasch.

Der Einfluß der Kronprinzessin, der Kaiserin Friedrich auf ihren Gemahl »war zu allen Zeiten groß . . ., um zu kulminieren in der Zeit, wo er Kaiser war. Aber

auch bei ihr bestand die Überzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege«. Nicht persönlich von dieser Seite, aber sonst waren die Tage unter dem Kaiser Friedrich schwer. Intrigen überall, besonders aus dem zuversichtlichen London und der englischen Botschaft zu St. Petersburg; sanguinische, zubringliche Hoffnungen des Franzosen- und des Welkentums, welche auf die Entschlüsse des hochherzigen Kaisers Einfluß zu erlangen suchten; internationale Aktenfälschungen eine nach der andern, ausgeführt von jener männlichen Demimonde, die auf den Hintertreppen der Politik und Diplomatie verkehrt, aber an verschiedensten Orten aufgenommen mit der Miene des überzeugten Vertrauens. Dazu das immerhin verwandelte Wesen des



Abb. 156. Der Fürst als Gutsherr.
Photographie von A. Bodmann in Overtirch. (Zu Seite 167.)

preußischen Hofes, wo nun auch noch Elemente, die bisher keinen Zutritt gehabt hatten, die Zirkel von Bismarcks mühseliger Arbeit zu zerstören suchten.

Am 15. Juni verschied Kaiser Friedrich — das Opfer eines mit von politischer Quacksalberei geleiteten Heilpulschers, wenigstens laut dessen eigenen „Verteidigungen“. Über die von Madenzie verhinderte rechtzeitige Operation hat sich Professor Gerhardt amtlich geäußert: „Keine Statistik kann die ganze Wahrscheinlichkeit dauernd günstigen Erfolges wiedergeben, die in diesem Falle bestand. Denn in keinem Falle



Der Reichskanzler legt alle seine Ämter nieder, gibt alle seine Insignien zurück und begiebt sich in die wohlverdiente „Friedrichsruhe“.

Abb. 157. Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch. (Zu Seite 166.)



Abb. 158. Aus dem Wiener Figaro, April 1890. (Zu Seite 166.)

war die Krankheit so früh, ich möchte sagen im Keime erkannt. Die Körperbeschaffenheit des hohen Herrn war die denkbar günstigste.“ Wenn durch die tiefe Trauer um den entschlafenen alten Kaiser ein wehevoller Friedenschoral gellungen hatte, so ward die neue Trauer um den Kaiser Friedrich desto herber und bitterer durch die Entrüstung.

Von Wilhelms II. Haupt leuchtete die Kaiserkrone. Wohl selten oder nie ist gegen einen Fürsten vor seinem Regierungsantritt so gewühlt und verdächtigt worden, als gegen diesen Prinzen geschehen war, welcher die „Walderseeversammlung“ besucht hatte. Aber hoch hinweg über das alles und über die Schmähungen der Pariser Presse trug ihn die schöne Tat der Bundesfürsten, die nach Berlin eilten, sich um seinen Thron zu scharen

(Abb. 151), und trug ihn das auf seinem Kanzler ruhende unerschütterliche Vertrauen Deutschlands und der Welt. Zugleich verbürgte, was Kaiser Wilhelm selber sprach, die Erhaltung und Förderung inneren wie äußeren Friedens durch starke Kaiserhand. So war doch allseitige Zuversicht, und nach so viel Trauer brachen neue Sonnenstrahlen über sinkendes Gewölk. Max Beyer hat in der ersten und bedeutendsten seiner vielgelesenen Broschüren gesagt, in den 99 Tagen sei es sogar durch die Armee wie ein unerschütterliches „Rührt euch!“ gegangen; jetzt hieß es wieder: „Stillgestanden! Gewehr bei Fuß!“ Und das war doch nicht bloß in der Armee so (wenn's dort überhaupt zutraf), das war ebenso und vielleicht noch mehr in dem gesamten Kreis des straffen patriotischen Deutschtums der Fall. —

Die lebhafteste, vor den Superlativen nicht zurückschreckende Art des jungen kaiserlichen Herrn schien sich in Schuldbeweisen gegen Bismarck ungern einschränken zu wollen. Zu



Abb. 159.

W. Bismarck. 29 Juli 1890.

ihnen gehörte es auch, daß der Herrscher zweimal seinen Kanzler in Friedrichsruh besuchte. Im Oktober 1889 dankten der Kaiser und das Reich der Begegnung Alexanders III. mit Bismarck den nicht hoch genug anzuschlagenden Erfolg, daß des Zaren lang genährtes und ihm geschürtes Mißtrauen gegen die deutsche Politik und den Zweck des Dreibundes von den klaren Darlegungen und Beweisen Bismarcks gehoben ward. Zum Neujahrstag 1890 schrieb Kaiser Wilhelm II. an Bismarck, er „bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberuf Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten“.

Drei Wochen später begann die Krisis zwischen Kaiser und Kanzler schon eine akute zu werden. Wie immer bei größeren historischen Ereignissen ist auch hier das

gehört, Bismarck.

Weshalb von dem Wodurch zu unterscheiden. Im allgemeinen verbirgt sich beides schon nicht mehr, und die konkrete Kenntnis ist mit aller Deutlichkeit zusammengefaßt in Paul Simans aufrichtigem Buche: „Bismarck nach seiner Entlassung“, auf das auch seine jüngere Schrift „Der Kaiser“ zurückgreift. Möglich, daß einst noch weiteres Detail erschlossen wird; richtiger zu hören, sich aufklären zu lassen, ist immer unsere Pflicht; aber wenn das nicht ist, des bloßen Nachmehrwissens möchten unsere Seelen doch lieber entraten. Wenn einmal der Abstand groß genug geworden, um vielmehr die Details zu verwischen und zu unnebeln, Geschehnisse und Charaktere in ihre Umrisse zu bringen und alles durch das Objektiv einer künstlerisch-historischen Entfernung zu sehen, dann könnte aus diesem schwerlastenden Tragödienstoff etwas Hohes und Großes erwachsen, des deutschen Shakespeares Königsdrama . . .

Ohne Humor freilich, köstlichen, lachenden, grimmigen Germanenhumor, würde niemals der Shakespeare sein können, den ein deutsches Drama erharret. Wie wird er die Wurfspere seines Humors schütteln können, wenn er in die ganze Zeit von 1888 bis 1898 und noch weiter hinabblicken wird! Oder wenn er sich jenes Bismarckdenkmal vor dem Reichstag beschaut, wo ein porträtmäßiger General steht, umgeben von heftig konturierten, innerlich banalen Allegorien, dem abgedroschenen Schmied — und von sandsteinernen Weibern, welche dem Helben die reichlichen Polster ihrer Rückseiten zuwenden und mit Seehunden ulken, wie die fischdummen Töchter des Nereus bei Heinrich Heine. Das Denkmal, auf dem — an der Hinterseite — geschrieben steht: „Dem ersten Reichskanzler das deutsche Volk“, als ob das deutsche Volk, das für dieses Monument seine ehrlichen Sammelgrotschen darbrachte, nicht an ein gewisses Vollbringen gedacht hätte, wodurch der Riese, nun sagen wir, der erste Reichskanzler ward. — Das monarchische Gefühl gerät nicht in Gefahr, wenn wir dem Heros der Monarchie, dem Wiederhersteller ihrer Kraft und Zuversicht, dem Urheber der Wiedergeburt monarchischer Gesinnung und strebensfreier Herzenslohalität dankbar sind und ihn preisen. Sondern es könnte, wo es verwirrt sein sollte, höchstens gereizt werden durch die, die uns in die politische Kinderstube ziehen und gebildeten Menschen das historische

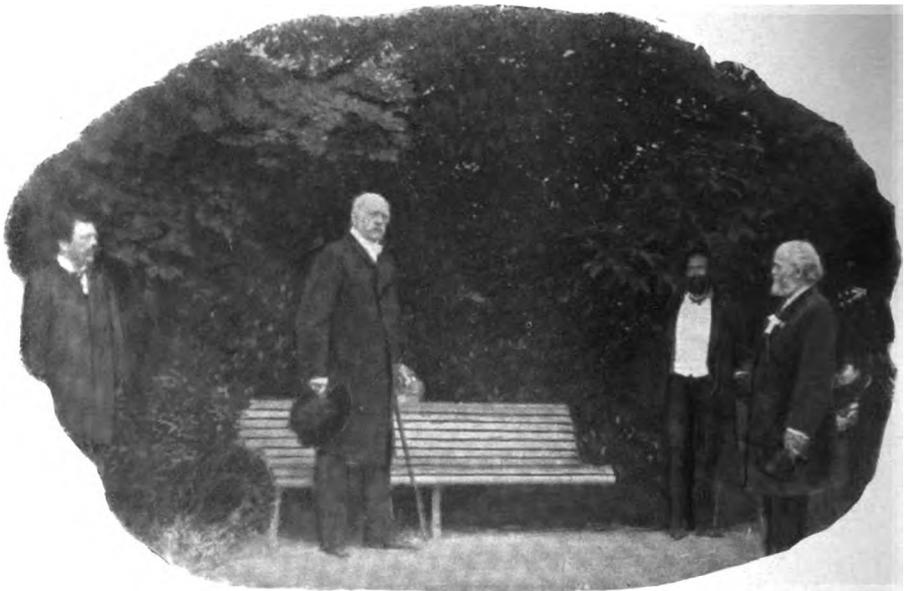


Abb. 160. Kiffingen, 24. Juli 1892.

Bismarck und Prof. Erdmannsdoerffer (als Sprecher der Badener, Pfälzer und Hessen).
Vergrößert aus einer Aufnahme von Herrn Professor Dr. Max Dietrich in Heidelberg. (Zu Seite 167.)



Abb. 161. Huldbildung der Mecklenburger in Friedrichsruh, 1893.
Aufnahme von Willy Wilde in Hamburg. (Zu Seite 167.)

Bild verkehren wollen. Die aus Lakaienwohlerzogenheit Gegensätze konstruieren, wo gar keine sind, und die um ihre kleinpersönliche, an große Geschichte niemals heranreichende Auffassung den Deckmantel der besseren Loyalität zu hängen suchen.

Hundertmal wohl ist ausgesprochen worden, die frühere oder spätere Entlassung Bismarcks war eine Unvermeidlichkeit. Nicht aus dem Altersunterschiede, wie man so gerne oberflächlich motivierte — denn der Versuch mit dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe brachte Bremsgeräusche, doch keine beunruhigende Reibung —, aber aus der Zusammendrängung zweier willensbewußter und ihrer selbst sicherer, wenn nicht für Nachgeben, so doch für weiche Geschmeidigkeit zu stolzer Individualitäten auf die Stelle, die nur für Einen sichtbar ausschlaggebende Bedeutung, nur für amtliche oder kurzhandig-



Abb. 162. Studie Lenbachs zu dem nebenstehenden Bismarckbilde.

persönliche Aktion des Herrschers Raum hatte. Und dann hat es an Denen ja auch nicht gefehlt, die geschäftig hin- und herliefen, auf Treppen und Korridoren, weil sie merkten, daß da über ihnen etwas in Bewegung und Unordnung kam. — Bismarck hatte einseitig erwünschte Zusammenkünfte mit dem russischen Kaiser vergeblich widerraten. Er fühlte, als in der zweiten Januarhälfte 1890 die Erneuerung des Sozialistengesetzes im Reichstag zur Verhandlung kam, eine neue Meinungsdifferenz mit dem Kaiser; er wurde durch fertige Entwürfe zu den Arbeitererlassen des Kaisers überrascht, deren Tempo er noch abschwächend auf mezzoforte redigieren konnte — der letzte Kompromiß seines amtlichen Lebens — und die am 4. Februar ohne seine Gegenzeichnung veröffentlicht wurden. Er empfand so deutlich als je, daß der verantwortliche Kanzler zum Schichtmachen rüsten müsse; daß er darauf zu verzichten habe, für seine beratende Sachmeinung ein Verständigungsverhältnis, in der Art wie mit dem alten Kaiser, unter Aussicht auf Dauer zu sichern. Zumal er das Intrigengeschloß um sich her empfand und sein Vertrauen auf von ihm berufene Mitarbeiter schwinden sah. Daher sein Bestehen auf der Kabinettsordre von 1852, welche für den Verkehr des Monarchen mit den Verwaltungschefs die Vermittlung des Ministerpräsidenten festsetzte. Inzwischen war für die Trennung eine schonende und verjöhnliche Übergangsform verabredet worden, welche den Fürsten etwa bis zum Mai oder Juni aus seinen Aemtern gelöst haben würde. Da hinein ist mit der Wirkung einer von Ungebulb der Dritten angelegten Sprengmine der in augenfälliger Ungewöhnlichkeit „vermittelte“ Besuch Windthorst's bei Bismarck, am 12. März, gefallen. Dieser Besuch hat die Hebel der Peripetie ausgehoben, aber doch



Abb. 163. Fürst Bismarck im Jahre 1892.

Gemälde von Franz v. Lenbach.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

so, daß alles eben nur einigermaßen wahrscheinlich vermutet werden kann. Aus den nun rasch erfolgenden Tatsachen. Der Kaiser, dem die Unterredung von ministerieller Seite alsbald gemeldet wird, stellt in heftiger Erregung den Kanzler zur Rede, daß er ohne sein Vorwissen einen parlamentarischen Parteiführer empfangen habe. Bismarck betont nicht minder erregt sein Recht hierzu. Im Verein mit dem nachdrücklichen Wert, den

Bismarck auf die Kabinettsordre Friedrich Wilhelms IV. legte, mochte jetzt um so deutlicher seine Absicht erwiesen erscheinen, die politischen Hauptvorgänge bei sich zu konzentrieren. Der Kaiser hinterläßt den Befehl, die Aufhebung der Kabinettsordre zu entwerfen und vorzulegen. Dann wird am 17. März das Abschiedsgesuch des Kanzlers durch zweimalige Botensendung des kaiserlichen Herrn (v. Hahnke und Lucanus) eingefordert. Der Kanzler verfaßt an dem für die preußische Monarchie so erinnerungsvollen 18. März und in der Nacht auf den 19. März seine sorgfältige Begründung, weshalb er die Aufhebung der Ordre herbeizuführen und gegenzuzeichnen außerstande sei. Aber er verteidigt nur noch seine Meinung und Haltung, nicht mehr sein Amt, das er aufgegeben hat. Ebenso sorgfältig und ehrfurchtsvoll legt er dar, daß er den kaiserlichen Wünschen entspreche, wenn er um seine Entlassung bitte; so »darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurteilt wird«. Am 20. März geht das ausgefertigte Schriftstück an den Monarchen, und umgehend werden dem Fürsten die ausgefertigten Dokumente seiner erbetenen Entlassung und der beigefügten Ehrungen überbracht.

Den Augenblick aber und den Ort, die Straße, die Umgebung, wo er zuerst das schier Undenkbare vernommen, daß Bismarck nicht mehr Reichskanzler sei, den vergißt wohl niemand je. Derartige Unausstilgbarkeit der Nebeneindrücke soll ähnlich mit einem Bligschlag verbunden sein.

Am 28. März nahm Bismarck von seinem alten Herrn, der zu Charlottenburg schlummert, tiefbewegten stillen Abschied. Am 29. verließ er Berlin. Was auch die Stadt von gewaltigen Tagen der Feste oder der Trauer gesehen hat, nie hatte es seit König Wilhelms Abreise zum siebenziger Kriege so in den Seelen ihrer Bewohner gestürmt, wie an diesem Tage. —

Man soll nicht sagen, solch ein Sturz sei unbegreiflich und nie dagewesen. In der Geschichte wiederholt sich sehr viel. Nur die Dimensionen waren nie annähernd solche gewesen. Ungern erwähnt man, was von da an geschah, nicht durch das deutsche Volk geschah, aber durch einen großen Teil der offiziellen Welt. Und dies alles war für Bismarck das eigentliche Unerwartete, das so unendlich Verbitternde, während durch

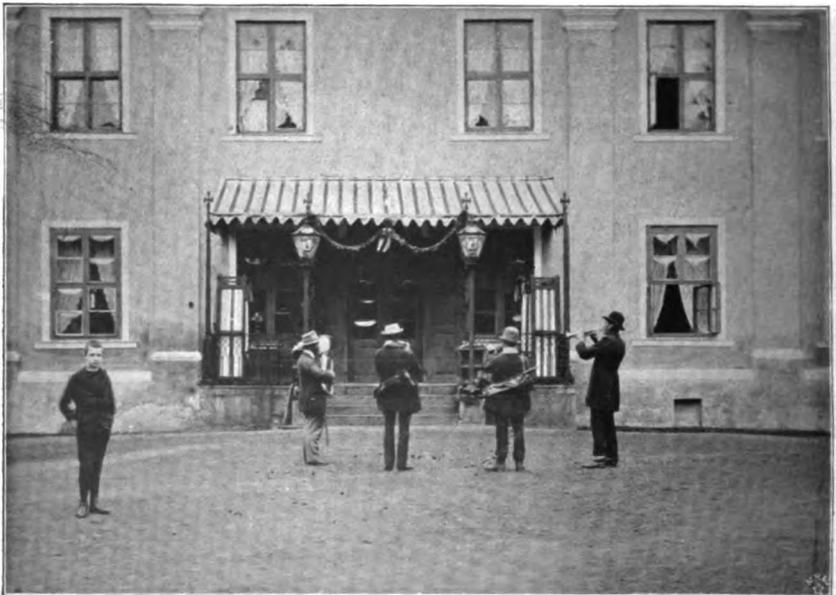


Abb. 164. Fahrende Musikanten vor dem Barginer Schlosse.

das sogenannte Abschiedsgeſuch bei allem verhaltenen Schmerz doch ein Ton des Friedehabens mitgeht. Ganz im Perſönlichen befangen, ſahen amtliche Kreiſe den „quieszierten“ Kanzler als den in Ungnade befindlichen Unterlegenen, von deſſen übergewaltiger Autorität man beſtreit worden war und Spielraum bekommen hatte. Da begann dieſe abgeſchüttelt geglaubte Autorität ihr immer noch machtvollſes Leben zu bekunden und in gedämpfter Leidenschaft mit zu raten, zu mahnen und zu kritiſieren, nicht um etwas zurückzukämpfen, ſondern in ſich begründender Sorge um ihr Werk. Und wenn ſie ſich ein ums andere Mal hören ließ, um wegen des Vaterlandes zu warnen, fand ſie immer mehr aufhorchende Hörer, gerade bei demjenigen beſten



Abb. 165. Karikatur von F. A. v. Kaulbach auf Benckow und ſeine Bismarck-Bilder (im Album der Münchener Matrika).

Teil Deutschlands, der anfänglich gerne Vertrauen auf das neue Regiment, deſſen Kurs „der alte“ bleiben ſollte, hätte haben und bekunden wollen. So begann die amtliche Verſemung des Mannes im Sachſenwalde; ſchon im Mai 1900 erfuhr er von dem Erlaß, der über ihn an die amtlichen Vertretungen Deutschlands im Auslande ergangen war, und daß man nach dem »Maulkorb« ſuche, der ihn ungefährlich machen könne. Und wie die Bismarckbefreiten, ſo taten auch manche frei geſtellten Männer, die zu den Führern des gebildeten nationalen Deutſchtums gezählt werden wollten. Einſt hatten ſie bei ihm hofiert, hatten die parlamentariſchen Frühſchoppen, die Gaſtfreundſchaft des Reichskanzlers eingeheimſt und mit ihrem bißchen politiſcher Bedeutung doch nur von ſeinem Namen und Werke gelebt; jetzt hielten und erklärten ſie es für nicht opportun, ſich um Bismarck zu kümmern. Es lag wie ein dicker, häßlicher Nebel auf Deutschland —

Dann zerriß er. Das Bürgertum war es, das Volk überhaupt, das ſich wie im Sturm erhob, als 1892, wie Bismarck über Dresden zur Hochzeit ſeines Sohnes nach Wien fuhr, die berühmten „Uriaſbriefe“ vor ihm hergeſandt wurden. Und nun begannen jene Triumphfeſte des abſichtlichen, lauten, oppoſitionellen Bismarckjubels aus Dankbarkeit und Treue, die Tage von Dresden, München, Augsburg, Kiffingen, Jena und die ſeit 1892 einander endlos folgenden, begeiſterten Huldigungsfahrten nach Friedrichsruh und Barzin.

Aber eine ſchlimme, zerspaltene Zeit in Deutschland blieb es auch ſeit dieſer Art Volkserhebung für den Heros des deutſchen Gedankens, oder war es nun erſt recht. — Man mag es nicht ausdenken, aber flüchtig daran erinnern darf man: wenn nun ein ſchwarzes Verhängnis gewollt hätte, daß Bismarck aus der böſen Kiffinger Krankheit von 1893, die Schweninger erſt nach einer langen Woche der ſchwerſten Gefahr zu beſiegen vermochte, nicht erſtanden, wenn er inmitten der Reichsſacht dahingegangen wäre! Welch ein in der Vorſtellung gar nicht zu ertragendes Geſchick, durch einen ſolchen Abſchluß über unſer ganzes Volk, vom Kaiſer an, verhängt, Welch ein in aller Weltgeſchichte nicht wieder auszutilgender Brandſted des deutſchen Gewiſſens!



Abb. 166. Der Fürst 1895.

Da aber, mit dieser Krankheit und durch sie, löste sich der Bann. Der freie Atemzug einer unmittelbar empfindenden, im höchsten Grade impulsiven Kaiserbrust war Sieger geworden über die Stielluft, die sich in nächster Schicht um die Throne lagert. Die Telegramme, die sich nach Bismarcks Befinden erkundigten (August 1893), die Flasche königlichen Rheinweins, die am 22. Januar 1894 von Berlin nach Friedrichsruh überbracht ward, wurden zur Abgabe an die Verleugnung, die angeblich des Kaisers wegen über den treuesten und verbündetsten Untertan der Hohenzollern verhängt gewesen war. Und seitdem, seit Bismarcks Reise nach Berlin am 26. Januar 1894, seit den Tagen, wo der Kaiser am 19. Februar 1894 und dann wieder vor Bismarcks 80. Geburtstag zu ihm kam, war es doch immerhin nicht mehr so, wie von 1890 bis 1893. Durch Caprivis Entlassung und Hohenlohes Reichskanzlerschaft ward die Lage auch anderweitig im Persönlichen verändert.

Unterdes schrieb der Fürst seine Memoiren, wozu den auslösenden Anstoß die im Jahre 1890 getane Anfrage des späteren Verlegers gab. Denn als richtige Memoiren begann er das Werk, mit seinem durch Wegfall aller Gewichtigkeit großartigen Anfang: »Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts- u. c. Aber anstatt Memoiren, die ihren Faden gleichmäßig entlang spinnen, wurden es „Gedanken und Erinnerungen“. Damit sind sie charakterisiert. Es wäre für diese politische Lehrnatur unmöglich

gewesen, bloß zu resümieren; das Ganze des Stoffes war riesenhaft, wie sein Wert; er wollte auch hier, wie bei allem, was er in jenen Jahren von Friedrichsruh und Barzin über Vergangenes und Gegenwärtiges sprach, Einsicht und Verständnis geben, wollte seine Art, politisch zu denken, am Beispiel der eigenen Kämpfe und schließlichen Meinungserfolge bis 1888 exemplifizieren. So wurden es historisch-politische Gedanken zu den Hauptphasen des eigenen Lebenswerkes, das Wort Gedanken mit Absicht und Fug vor das Wort Erinnerungen gestellt. Und Erzählung aus diesen Erinnerungen nebst den näher zur Hand befindlichen, der Mittwelt noch weniger bekannten Materialien. Freilich, wie Schmoller schreibt, hat er zu erzählen „im Tone des Titanen, welcher sein Herzblut dabei vergossen hat, der fast nie den Dank und das Verständnis, das er erwartete, fand, der fast nie zur Ruhe, zum Genuß des reinen Glückes und der vollen Befriedigung seines Schaffens kam. Der ungeheure dramatische Eindruck des Werkes scheint mir wesentlich darauf zu beruhen, daß es bei aller Schlichtheit und Realistil, bei dem gänzlichen Mangel jedes Posierens und jeder Deklamation die innere Tragik des weltgeschichtlichen Helden erzählt, der alles Große für sein Vaterland nur erreicht durch innere Erregungen und äußere Kämpfe so bitterer und so heftiger Art, daß all seine Macht, sein äußerer Glanz ihn nicht über seine Einsamkeit und die Nichtanerkennung trösten können.“ Persönliche Erfolge erheben und trösten diese Natur nicht, sonst wäre ja alles vielfältig kompensiert; im letzten Grunde das starke objektive Rechtsgefühl und Gewissen des Rechthabens ist es, das nicht verwinden und vergessen kann. — Die technische Kritik der Historie, die sich mit ehrerbietiger Objektivität der beiden Bände

alsbald bemächtigte, wies dann auf Grund der überhaupt erreichbaren Materialmassen einzelne Irrtümer und Verschiebungen durch das Gedächtnis nach. Ihre Arbeit wird auch in künftigen Zeiten noch die kleinen Kommentare zu dem Werke zu liefern haben, das darum in seiner monumentalen Ganzheit nicht anders besteht. Es war keine diesmalige, sondern eine methodisch altbekannte Erscheinung, was durch diese Mémoireskritik wieder festgestellt wurde. Anders liegt ein Gebirge unter den Augen dessen, der die topographischen Karten liest, als dessen, der es in Mühsal und Siegen durchwandert hat; dem aus der Ebene zurückschauenden Blick silhouettieren sich hier und da die Faden und Kulissen etwas abweichend gegenüber den festgestellten Maßen des Geometers, aber das Ganze, durch die Majestät seiner Höhen bezeichnet, bleibt das unverrückbare Bild. Die Gedanken und Erinnerungen bilden, nebst den Briefen an die Schwester und die Gattin, den Hausschatz der deutschgesinnten Familien; es verböte sich aber auch sonst, sie auszuplündern und das mit intimstem Reiz oder mit herzklopfenmachender Wucht erzählte unmittelbare Erleben dieses Gewaltigsten an die Stelle der Abstand haltenden Darlegung zu setzen, bis zu den Momenten an Kaiser Wilhelms Sterbebett. —

Der 1. April 1895, der 80. Geburtstag, ward zum überwältigenden Jubelfest. Neben der erkösten Befriedigung über die Versöhnung von Kaiser und Kanzler war es ein zweites, das ihm so freudige Weihe gab: man durfte zum erstenmal seit längerer Zeit wieder empfinden und gewiß sein, daß der nationale Sinn nicht nachgelassen habe, daß ihm nur Anlaß und Anknüpfung gemangelt hatten. Eine deutsche Vaterlandsbegeisterung, wie nur in den größten Tagen von 1870, erklang mit frohem Wort in jeglicher Stadt des Reiches, hier ganz einmütig und glücklich, dort vielleicht unter Gegensatz, aber dafür nur desto inniger und als desto mannhafteres Gelübde: allüberall vom Kurischen Haff bis an die Vogesen, vom Alpenrande und von des Erzgebirges Höh' bis an die Dänenmark. Von den deutschen Gebirgen flammten wieder einmal zum nächtlichen Himmel die lang erloschenen Feuerzeichen, wie sie einst zum Andenken herrlichster Siege gelobert: eine festliche, wunderbare Gesamtillumination des deutschen Vaterlandes. Und von Alpenhöhen jenseits der schwarzweißroten Grenzen flammte es mit feurigen Grüßen wieder, Deutschösterreich feierte Bismarcks Geburtstag mit. Selbst von fremden und mißgünstigen Völkern hallte dem kräftigen Wort des Kaisers von seiner „tieftsten Entrüstung“ über das Benehmen des Reichstags Verständnis und Zustimmung zurück.

Jubel verhallt und dann ist wieder Werttag. Daß zwischen Berlin und Friedrichsruh nicht immer alles blieb, wie es am 26. März 1895 schien, daß dort eine schneller beglückte, alles vergessende Versöhnlichkeit erhofft wurde, hier die abwechselnd in Anspruch genommene Loyalität und Harthörigkeit kein ganz



Abb. 167. Prof. Dr. Schweningen, Leibarzt des Fürsten. Photographie von Karl Hahn in München. (Zu Seite 167 u. 186.)

leichtes Auskommen miteinander hatten, dafür konnten genug Anzeichen aufgeführt werden. Daß er gänzlich „vergessen“ würde, das konnte nur derjenige annehmen, der die Stärke all seiner Empfindungen völlig unterschätzte; der Bonhomme, welcher fünf gerade sein läßt, war Fürst Bismarck nicht. Aber er hatte die zur Versöhnung dargebotene Hand angenommen und blieb in dieser Haltung auch bei neuen Anlässen, welche von der öffentlichen Meinung redselig erörtert wurden. Wenn ein öffentliches Wort zu sagen dennoch übrig geblieben war, so erledigte er es mit durch seine Grabchrift, die er in dieser Zeit festsetzte: „ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“ Es ist auch das Verhältnis des Herrn zum Diener darin.

Nun, da das alles äußerlich abgeschlossen war, und mit dem zunehmenden Bedürfnis nach Ruhe, entzog er sich der allgemeinen Zugänglichkeit wieder etwas mehr, als gegen Mitte der neunziger Jahre, und so, in seinen Wald entrückt, entschwand er halb und halb schon aus der Öffentlichkeit und dem pulserenden Leben. Aber er war doch noch, er atmete im rosigen Licht; manchen Bevorzugten und Einzelnen gestattete er immer noch, ihn zu besuchen, und dann erfuhr man jedesmal frohe Kunde von seiner Frische und Rüstigkeit. Seine Handschrift war in den letzten Monaten seines Lebens fest und sicher, wie je in besten Tagen. Wenn auch nicht mehrmalige schwere Sorge, so hat er uns doch ein hoffnungsloses Bangen um ihn bis auf den letzten Tag erspart.

Schöner letzter Abendfrieden liegt über den spätesten Tagen dieses titanischen Lebens. Dem Gesichtskreis der Meinungskämpfe fast entzogen, kaum noch, jedenfalls nicht mehr in beachtenswürdiger Weise hin- und hergezerrt im Munde der Gegner und der Fürkämpfer, so saß der gewaltige Greis in tätiger Ruhe in seiner Waldesstille. Immer noch mit dem alten lebendigen Anteil an allem politischen Geschehen auf der Welt, immer noch ein eifriger Leser; aber mit Freude erfuhr man, daß er sich über den Gang unserer Reichspolitik mehr und mehr mit gelassener Zufriedenheit aussprechen konnte, ohne darum sich seiner Korrekturen gänzlich zu begeben. Sein Werk war sicher geborgen, er hatte endlich den schönen vollen Altersgenuß des von ihm Vollbrachten; er



Abb. 168. Der 80. Geburtstag. Kaiser Wilhelm im Gespräch mit dem Fürsten.
Photographie von M. Biesler in Berlin. (Zu Seite 169.)



Abb. 169. Der 80. Geburtstag.

Kaiser Wilhelm II. führt dem Fürsten eine Schwadron seines Kürassierregiments vor.
Aufnahme von M. Biesler in Berlin. (Zu Seite 169.)

fürchtete nun nicht mehr, daß man Gefahr laufen könne, es wieder zu schmälern und verzetteln, um Welfen- oder Polenherzen, Engländer oder Franzosen durch unbelehrte Gefühlspolitik des gutmütigen Entgegenkommens zur Liebe zu gewinnen. Er brauchte sich nicht mehr drohend und mahnend aus seinen Fesseln zu erheben, wie zur Caprivizeit, wo dann die öffentliche Meinung atemlos nach dem sich regenden Prometheus lauschte, der die Deutschen zu politischen Menschen geformt. Auch jene Undankbarkeit, welche von dem heißesten und kundigsten Deutschen unter unseren Geschichtschreibern die häßlichste der deutschen Sünden hat genannt werden müssen, reichte jetzt nicht mehr an ihn heran. Wie er der Nation weit mehr gab, als nur das Deutsche Reich, so hat das durch ihn erweckte kräftigere Empfinden auch jene Undankbarkeit nebst der deutschen Neigung, sich selber die Freude am eigenen Großen zu verderben, überwunden. Das zu mehr Ausgleichung fortschreitende Verhältnis der Nation zu Bismarck befestigte sich darin, ihn schon als Lebenden in den von keiner Kleinlichkeit mehr erreichbaren lichten Höhen der weltgeschichtlichen Unsterblichkeit zu wissen. Um ihn her war ein schöner Frieden; die gleichen Jahre, die ihm die geliebteste Gattin entrißen, gaben ihn den überlebenden Seinen doch ungeteilter und weniger nach außen abgelenkt zurück, der unerlöschlichen Liebe seiner Schwester und dem Glück von Kindern und Kindeskindern; dem Tode sah er, obwohl er gerne lebte, als der allgemeinen Schickung des hohen Alters und dem Ende seiner häufigen Schmerzen gelassen entgegen.

XVII.

Also möcht' man forthin erhalten
Den Ehren Ruhm auf die Nachkommen,
Daß sie dieselben auch nachahmen.
Fischart.

Einen Mehrer der Monarchie und des monarchischen Gedankens haben wir Bismarck genannt. Allerdings hat uns der Neugestalter Deutschlands eine neue Art allgemeiner

Kaiser- und Fürstentreue gegeben. Nicht, daß letztere erst zu schaffen gewesen wäre. Aber im Grunde war sie mehr das Pflichtteil der Beamtenschaft und die Ehrensache engerer Kreise gewesen, während der Bürgerstand auf Freiheitstolz vor Fürstenthronen hielt, in dessen Betätigung er dann nicht viel über Byzantinismus von der Rehrseite, ein beständiges Sichdrehen um den Hof mit Klatsch und schlechten Witz hinauskam, besonders in den übersichtlicheren Klein- und Mittelstaaten. Zur ethischen und logischen Vertiefung des monarchischen Gefühls hat die ehrwürdige, untadelige Gestalt Wilhelms I. Unschätzbare beigetragen. Aber nächst ihr und mit ihr Bismarck. Er hat gerade die breiten Schichten des selbständigen Bürgertums über den veralteten Gegensatz von Autorität und Freiheit hinweggehoben und hat erreicht, daß die monarchische Loyalität dort heutzutage eine mindestens so reine und hingebende Pflege findet, wie in den Kreisen der Hoffähigkeit. Bismarck hat gelehrt die Monarchie schätzen als besseren Hort der allgemeinen Wohlfahrt und als zuverlässigere Form des Rechtsstaates, gegenüber dem freien Spiel der politisierenden Kräfte, welches uns die Nachbarrepublik und die hyperparlamentarischen Halbrepubliken Europas seit Jahrzehnten in abschreckender Wirkung enthüllen. Er hat uns die Freudigkeit gegeben, womit der freie Mann dem schönen menschlichen Gefühl gehorcht, und die Rückkehr zur germanischen Gefolgstreue der Ahnen. Das alles nicht so, daß immer nur er ganz allein die Dinge erkannt und zurecht gerückt hätte. Aber er war es, der die vorhandenen Stimmungen und Regungen sammelte, sie benutzte, ihnen Richtung und Ziel wies. So ward er allerdings der Erneuerer des monarchischen Gedankens. Und in enger Verbindung damit der „Zwingherr zur Deutschart“, nach welchem einst Fichte verlangte.

Seit seinen politischen Anfängen vor nahezu 60 Jahren hat Bismarck den Kampf gegen den Kosmopolitismus begonnen und dessen phrasentkleideten Kern in der kalten deutschen Demut gegen das Ausländische erkannt. Wie viele gute verschwommene Deutsche — wir sprechen nicht von Parteien, sondern von politisch schwach veranlagten Individuen — gab es nicht bis an seine Taten heran und gibt es rudimentär noch jetzt, die sich geduldig weis machen ließen, daß das deutsche Volk nun einmal die höchste Aufgabe darin habe, genügsamen „Kulturdünger“ für die allgemeine Weltentwicklung zu bilden! Sicherlich, ohne Bismarck wäre es noch viel länger abwärts gegangen auf der schiefen Ebene des jämmerlichen Selbstverzichts und wäre der Deutsche wohl noch immer nicht zur Einsicht gekommen, wie sehr er seine Volkskraft zum Besten anderer, bewußterer Nationen verschleudert. Da ist nun dieser Koloss dahergekommen und hat sich, wie einst germanische Krieger mit ihren Leibern italische Flüsse stauten, mitten in die unschlüssig wirbelnde Flut hingestellt, um den breiten Strom der deutschen persönlichen Tüchtigkeit in die sichere Bahn des nationalen Lebens, vor der sich Barren zu bilden drohten, sieghaft wieder hinüberzudrängen. Vor allem hat Bismarck die jüngere Generation geformt durch sein Bild, dessen Übergröße auf sie nicht mehr, wie auf so viele Altersgenossen von ihm, gleichwie Vergewaltigung wirkt. Und der Idealismus jener Älteren ist darum noch nicht verloren. Denn nicht ein und derselbe schließlich abgenutzte Gedankenkreis besitzt das Monopol auf die Ideale; Idealismus ist eine Fähigkeit, und zwar eine stets sich verjüngende.

Diese neue Generation duldet auch gern den Vorwurf des Personenkults. Sie haben mit Absicht und Bewußtsein Bismarcks große Person und Individualität gefeiert und feiern sie noch, sie wollen ihn sich nicht zu einem zufälligen und quasi gleichgültigen Helfer bei mechanischen und unpersönlichen Vorwärtsschiebungen der Geschichte verflüchtigen. Sie bewundern ihn in jeglicher Äußerung und dem ganzen Umfange seines Wesens, sie sind gewiß — und wir fassen damit den Inhalt vorhergehender Kapitel noch einmal zusammen —, daß Deutschland ohne seine, in mehreren Hinsichten vollkommene einzige Individualität ein glückhaftes Reich und Kaisertum nicht hätte bekommen können, daß die Nation ohne ihn, der sich einsam auf eigenen Wegen vorankämpfen mußte, noch ganz in der alten Hilflosigkeit drinstecken würde. —

Seit Bismarck dies Werk vollbracht hatte, gegen eine Welt von abweichender Meinung, seitdem fuhr er fort uns zu lehren, sein Vollbringen und Tun nachzuersehen.



Abb. 170. Bronze-Medaille des Hamburger Senats. Von Prof. Fritz Schaper.
Aus dem Bismarck-Museum.

Er hat uns Deutschen eine neue und klarere politische Anschauung gegeben, sie uns geschenkt und mitgeteilt aus Schätzen, die ganz und ausschließlich sein Eigentum waren. Denn immer ist Bismarck das diametrale Gegenteil von jenen gewesen, die das umlaufende Kleingeld der öffentlichen Einsicht zusammenheben, um gelegentlich ein paar größere Stücke einzuwechseln, mit denen sich dann gewichtig klappern läßt; er hat ja jederzeit »bar gelebt«. Nicht ihn hat der Geist der Zeit gebildet, sondern er hat an der Zeit gebildet und ihrem Denken. Seine reiche und durchaus originale Gedankenwelt ist es, die mehr und mehr sich niederschlägt und langsam, aber nachdrücklich sich erweitert zur allgemeinen politischen Anschauung des deutschen Volkes. Auf weitem Brachland bestellte er das Saatenfeld des politischen Verständnisses, und andere Geschlechter werden die reifen Ähren ihm danken. Zukunftvertrauend dürfen wir sagen: viele Tausende blicken auf die Saat, helfen das Feld hegen, schädliches Unkraut jäten. Einst hat, 1864, Bismarck das bittere, ihm damals nicht zu verargende Wort gesprochen: sollte er jemals einen Anflug von Popularität ersehen, so müßte es ihm bange machen, ob er nicht im Begriffe stehe, eine staatsmännische Torheit zu begehen. Seither aber hat das Deutschtum begonnen, mit seiner Persönlichkeit zu verschmelzen. Keineswegs bloß an den Festen durchdrang und durchbringt es sich mit seinem Wilde, gerade in den politischen Werktagen sucht der deutsche Patriotismus seine Gedankengänge und Entschlüsse zu bilden, wie sie ihm entsprechen würden. Gespannt horchte ganz Deutschland durch alles Für und Wider der ersten Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II. nach einem bestätigenden oder urteilenden Worte aus Friedrichsruh. —

Mit Nachdruck haben wir früher betont, daß Bismarcks politische Erfahrungsweisheit zum Teil das Ergebnis eifriger privater Geschichtstudien war. So hat er auch, wenn er je seit 1890 vor den breiten Auditorien der deutschen Verehrung als greiser Privatdozent die Staatskunst der Erfahrung dozierte, immer wieder die Geschichte herangezogen. Dabei — es sei nur an die 1894 in Barzin gegebenen Ausführungen über die historischen Bedingungen der ostmärkischen Nationalitätenfrage erinnert — mit einem so wohlerhaltenen, so respektablen Wissen von konkreten Tatsachen und Einzelwandlungen, um das allein ihn, von der Größe des historischen Blicks ganz abgesehen, jeder Prüfungskandidat beneiden mochte. An das monumentale Geschichtskolleg möchten wir doch noch erinnern, das Bismarck 1892 zu Jena gehalten hat. Als er da auf den Marktplatz kam, da zitterte inmitten des rauschenden Jubels ringsumher in seinem eigenen Herzen wieder eine historische Erinnerung nach, an die Niederlage von 1806, mit der Preußens schwerstes Schicksal begann. Dann aber befreite er sich von ihr, dort auf dem Festkatheder vor den buntbemühten Studenten, durch eine wundervolle Darlegung, wie jene preußische Prüfungszeit einen unentbehrlichen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung des Vaterlandes darstelle, und ließ die zwingende Logik seiner

Beweisführung in die Worte ausklingen: Wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre wohl Sedan auch nicht gewesen.

Historischer Sinn und gesunder Konservatismus gehören eng zusammen. *Quia non movere!* hat er, obwohl einer der gewaltigsten Umgestalter der Völkergeschichte, gemahnt, und vielleicht kein anderes seiner Worte hat so nachdenkliche und nachdrückliche Wirkung gehabt. Und Pietät ist ihm eines der wesentlichsten unter jenen Imponderabilien, auf die er immer und immer wieder hingewiesen hat.

Wie er denn überhaupt —

abermals im Gegensatz zu den früheren politischen Idealtheoretikern — einer der größten Empiriker der Volksseele gewesen ist und all ihrer Spezialitäten dazu. Wie genau unterschied und verstand er die einzelnen deutschen Bevölkerungen, wußte sie quasi persönlich zu nehmen, wußte das ihnen Zusagende zu schützen, verständnislosen Ubereifer von ihnen abzuwehren. Nichts vielleicht hat so sehr zur inneren Sicherung des Reiches mit beigetragen, als dieses sein schonendes Verständnis, das leider nicht zugleich mit den großen und kleinen Ämtern gegeben werden kann. Dafür haben aber auch gerade in Dresden und in München im Jahre 1892 jene Ovationen des Dantes begonnen, die dann nacheinander das ganze Deutschland in landsmannschaftlichen Gruppen zu ihm geführt haben.

Wir hoffen, nicht falsch verstanden zu werden, wenn wir sagen, Bismarck hat einen gewissen gesunden Partikularismus am Leben erhalten helfen, wovon die Frucht ist, daß die deutsche Einigung nirgends schmerzhaft zerstört hat und alles sich wohl fühlen kann im Reiche. *In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas.* Diesen Kirchenväteratz, der die Kirche groß gemacht hat, wollte er auch für das Reich und hielt sowohl gegenüber dem idealen Hochpatriotismus wie dem Geheimrats-Liberalismus die



Abb. 171. Kredenzisch der deutschen Studentenschaft.
Aus dem Bismarck-Museum.

«Gewalttat der Zentralisation» zurück. Wir Deutschen sind nun einmal keine Gallier, kein Volk der Revollierung und der Gravitation nach einem Punkt. Des Romanen Naturell klärt überall, wie in seiner Sprache, so auch politisch zu Leichtverständlichkeit und Glattheit ab. Die Geschichte Frankreichs bedeutet wesentlich Wiederausmerzungen der fränkisch-germanischen Ausfaat an Formen und Anschauungen, die es durch die deutsche erobernde Einwanderung vom vierten Jahrhundert ab empfangen hatte; sie empfand man dort immer als fremd, und gegen sie kämpfte man auf die verschiedenste Weise, zuletzt durch die adelsmordende Guillotine, bis das Galliertum wieder obenauf und ziem-

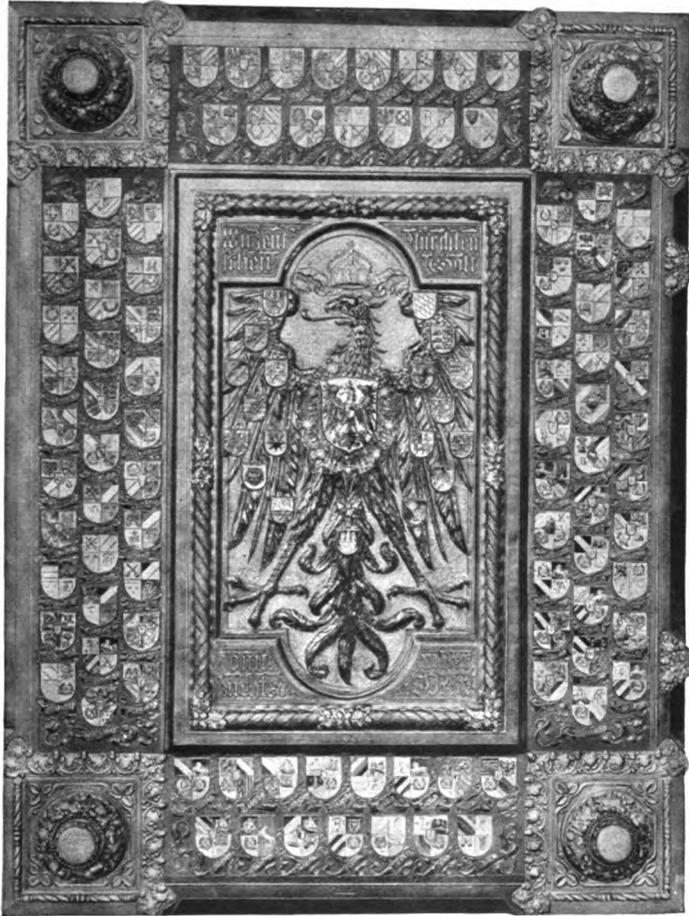


Abb. 172. Album (Adresse der deutschen Korpsstudenten).
Aus dem Bismarck-Museum.

lich allein übrig war. Die französische Geschichte bedeutet Vereinfachung und Einlehnung aller politischen, provinziellen und landsmannschaftlichen Unterschiede, bis hin zur glücklich erreichten *France une et indivisible* von 1789, bis zur *Egalité* und zu der einen großen unendlich einfachen, aber für uns auch unendlich öden Zentralmaschinerie der Departements und der Präfekturen, mit der einen und einzigen Stadt, wo alles zusammenkommt und ein lebendiger Mensch nicht durch das Provinzgefühl erdrückt wird, Paris. Deutsch dagegen ist der Sinn für Formenreichtum, für mannigfaltigen Inhalt, für Verschiedenheit und Individualität. „Jedem das Seine“, *Suum cuique*, ist das Wort, das am besten zu deutscher Art paßt und sie begreift. Unsere Neigungen gehen lieber in die Tiefe, anstatt, wie bei den Franzosen, in die Fläche. Wir wollen das, was uns an sich zieht, auch umfassen und ausfüllen können, darum sind wir das Volk der engeren Kreisbildungen, der Vereine, des landsmannschaftlichen und provinziellen Zusammenhalts. Unsere Vaterlandsliebe ist nicht wie fliegender Champagner Schaum und genügt sich nicht in der rauschenden, unter Umständen auch höchst opfermütigen Begeisterung für ein elegant hingeworfenes Abstraktum. Sie ist im innersten Kern tief wurzelnde Heimatliebe — rührt doch von dieser seelischen Verknüpfung mit der tragenden Scholle schließlich auch die Rehrerscheinung her, daß derjenige Deutsche, welcher einmal von der Heimat losgelöst und in die Fremde hinausgeschleudert ist, so oft den

neuen Boden, der ihm und den Seinen die zweite Heimstätte trägt, vor dem Vaterlande bevorzugt. Dem Deutschen klingt in dem Worte Vaterland und Deutschland der Heimalaut, und nicht zunächst, wie dem Engländer oder Romanen, im Namen seines Landes das Hochgefühl und der Stolz einer geschichtlichen Nation.

Natürlich alles das nicht so gemeint, als ob sich in jener Lieblingsneigung des Deutschen zu kleineren Kreisen und engerem Zusammenschluß der öffentliche Sinn unseres Volkes jemals befriedigen dürfe. Die berechnete landsmannschaftliche und lokale Heimatliebe soll immer nur die Grundlage unseres politischen Lebens, niemals sein stärkster und bester Ausdruck sein. Emporstrebend von jenen soliden und wertvollen Fundamenten bleibt doch immer die höhere Form des Zusammenwirkens und der Vereinigung aller politischen und intellektuellen Kräfte der Deutschen das schönere und glücklichere Ziel.

So ungefähr hat Bismarck das deutsche Völkernaturrell und die Existenz der aus altgeschichtlichen Sonderbildungen hervorgegangenen Einzelstaaten begriffen. Und so

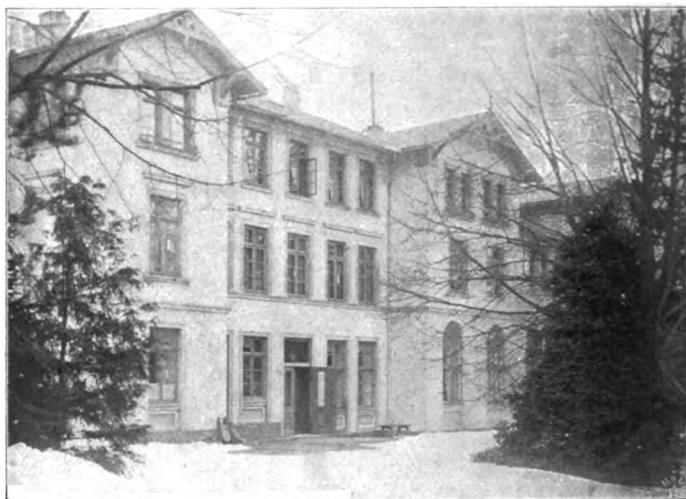


Abb. 173. Vorderansicht des Hauses in Friedrichsruh zur Zeit des alten Fürsten. (Zu Seite 170.)

weit hat er dem Partikularismus auch beigegeben, dem preussischen am meisten und längsten, aber dann auch dem außerpreussischen: um das Dauer Verbürgende, das Wertvolle und Lebenswahre darin auszunutzen für die Konsolidierung der deutschen Zukunft. So wie er danach das Reich im Innern eingerichtet hat, vor allem mit der Schöpfung des Bundesrats, so hat er überhaupt die Einzelstaaten anstatt zu widerwilligen Gefesselten zu überzeugt Dankbaren gemacht. Er hat ihnen nichts genommen, sondern dazu gegeben. Denn Preußen war schon ohne das Reich ein mächtiger Großstaat im Völkerrate, die anderen aber wären vor 1866 und 1870 ein Rohr im Wehen europäischer Stürme gewesen, genau wie zur Zeit der Mediatisierungen Napoleons I. Durch ihn sind sie recht- und pflichtbewusste, unantastbare Glieder und Träger eines großen, achtunggebietenden Ganzen geworden.

In verwandtem Sinne hat sich Bismarck 1893 zu den besuchenden Lippe-Deimoldern über den Wert der Dezentralisation und der Bundesorganisation verbreitet. Das erregte damals viel hämischen, aber auch viel gutgemeinten patriotischen Tadel: als ob der Baumeister des Reiches auf seine alten Tage unter jene Reichsfeinde gegangen sei, von denen einst vielleicht ein bißchen zu viel die Rede gewesen war; als ob auch er nun aus kleinem Ärger einen rückläufigen Partikularismus lehre. Diese schnellfertigen

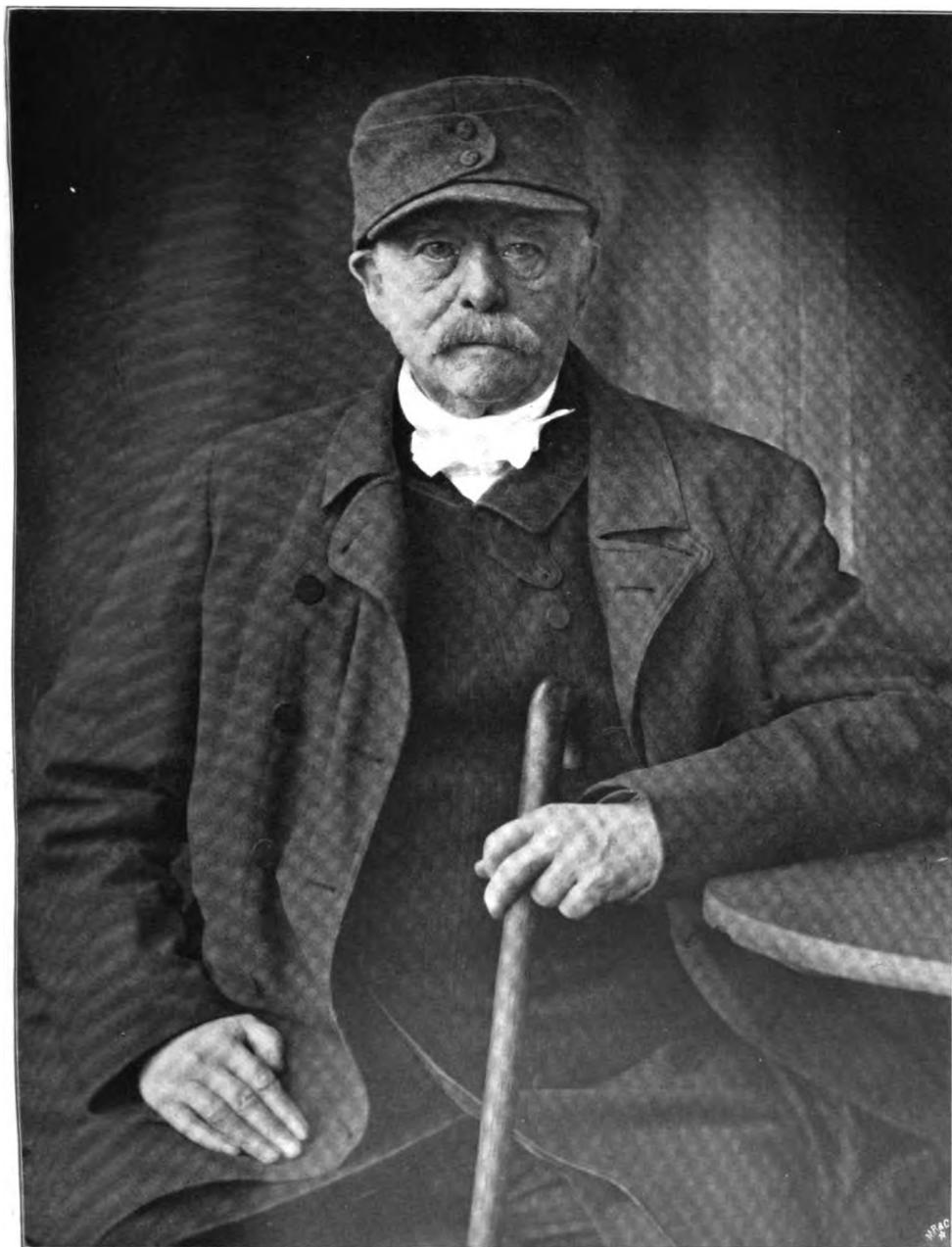


Abb. 174. Fürst Bismarck in Friedrichsruh.
Aufnahme aus den neunziger Jahren, von Photograph Karl Gahn in München. (Zu Seite 170.)

Kritiker des Tages hatten übersehen und vergessen, daß er damit nichts anderes formuliert hatte, als wozu er sein Leben hindurch sich bekannt und was er als Preuße verteidigt hatte: zuerst gegen das Schwarzrotgoldene Phantasiereich, danach in anderer Weise immer aufs neue.

Er hat die oft hervorgeholten Reichsministerien der Doktrinäre 1867, als der Patriotismus der Nationalliberalen Bundesministerien ersehnte, als Mediatifizierung der Bundesfürsten abgewehrt, welche diese nie hinnehmen und überwinden könnten; er hat 1884, als jene Forderung im Inventar des Fortschritts noch weitergeführt ward, sie im Namen der preußischen Regierung bekämpft, die darin »eine große Gefahr für die Dauer der neugeborenen Einheit Deutschlands erblicken« müsse. Und wie er besonders scharf wieder 1890 vor ihr warnte, so hat er noch Anfang 1897 bei Charakterisierung einiger Staatssekretäre des Reiches aus den gleichen Gedankengängen gesagt, daß allzu große Gefügigkeit gegen einen hohen Einzelwillen unter dem sehr wesentlichen Gesichtspunkt der Vernachlässigung der übrigen Bundesstaaten, ihrer reichsverfassungsmäßigen Rechte und ihrer gleichfalls maßgeblichen Meinungen zu betrachten sei.

XVIII.

»Ich bin ein Christ; aber doch als Reichskanzler nicht so, daß, wenn ich eine Ohrfeige auf die eine Wacke bekomme, ich die andere hinhalte und sage: Ist dir nicht die zweite gefällig? Wenn man mich angreift, so wehre ich mich.«

Zu solchen großen erworbenen und selbstanerzogenen Tugenden der verständnisvollen Klarheit und weisen Mäßigung gesellt sich nun freilich das Riesenmaß einer Persönlichkeit in Geist und Energie hinzu, wie sie nur alle paar hundert Jahre sich einmal erzeugt. Wir haben schon früher entwickelt, wie diejenige feste Stütze, die er nicht aus sich selber nahm, sein schlichtes Gottvertrauen, sein Glaube war. Im übrigen aber und für die menschlich kleineren Dinge, für das Alltägliche seines großen Lebens, da gab es ihm schon sein sicherer humorvoller Mut, daß er sich nicht bange machen ließ. Wir hätten auch das nicht an ihm entbehren können, sein köstliches Talent zu gelegentlicher, wohlangebrachter „Wurschtigkeit“. Nur verwechselt man nicht: niemals im Leben hat er Gemeinsamkeit gehabt mit jener hämischen Schnoddrigkeit, die neuerdings so häßlich ihre Kreise erweitert hat. Sein Vorbild, sein sicherer Takt der Unterscheidung möge demaleinst unserem Geschlecht aus dem unreif gedankenlosen Mitmachen im witzelndeln, niederzerrenden Jargon wieder zu angemessener Umkehr verhelfen. Denn deutscher Art entspricht, zwar mutvoll-unabhängig, aber nicht von trüben politischen Varietékomikern abhängig zu sein und das Verehrungswürdige sich hoch und rein zu erhalten. Sich nicht vom Unrechten imponieren zu lassen und den Kopf klar zu behalten, das ist, was Bismarcks Bild uns lehrt. Unzählige Anekdoten seiner Schlagfertigkeit laufen ja um und werden immer wieder erzählt, von Kindheit und Studentenjahren an. Auch solche, die historisch nicht begründet sind, aber die nach einer geschichtsmethodisch bekannten Erscheinung dem jeweils bekanntesten Bestgeeigneten hinzu übertragen oder auf den Leib erfunden werden. Und so bleibt er auch in all seinen Parlamentsjahren, denen des Abgeordneten, wie des Ministers und Kanzlers, stets der Überlegene an Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart. Nur als ein Beispiel seine Antwort auf die hämische Anspielung des Zentrumführers Mallindrodt von gewissen märkischen Raubrittern: »Woher kamen die Raubritter? Von der Zerrüttung des Deutschen Reiches während des Interregnums. Woher kam diese Zerrüttung? Vom Abfall der Welfen und dem Siege der Ultramontanen!«

Köstlicher, aus tieferer Lebensheiterkeit quellender, zu drastischem Ausdruck verdichteter Humor ist ja auch das fein verwendete Gewürz seiner Reden, seiner Unterhaltung, seiner Briefe. Wie richtig hat sein Gegner Beust von Bismarck gesagt: „Die Originalität seines Denkens wird nur von der Originalität des Ausdrucks übertroffen.“



Abb. 175. Frühstückstafel in Friedrichsrub.
Aufnahme von Pfarrer Dr. Fritz Lindow aus dem Jahre 1894.

Ad vocem Reden. An sich ging es ihm wie Bräsig, der Demosthenes nicht ausstehen konnte, als er vernahm, das sei der größte Redner des Altertums gewesen. Er hat das Reden nie bewundert, die Hauptredner stets bei sich geprüft, wieviel wohl Eitelkeit sei. »Mit dem Redenkönnen ist es ungefähr, als wie manche Leute durch kleine Füße zu zu engen Schuhen verleitet werden.« »Wer beredt ist, hält lange Reden und zu oft.« Ihm, dem alles über kurze Sachlichkeit Hinausgehende in den Tod zuwider war, der seine Geheimräte zu unerhörter Verdichtung in ihren Darlegungen zwang, ihm imponierten weder das »Prologpathos« eines hochgeschätzten nationalliberalen Führers, weder Waldeck's ehrwürdiger weißer Bart, in welchem er das Geheimnis seiner geduldigen Zuhörerchaften fand, noch »die zähe Kraft der Trivialität«, die aus Windthorst's Worten auf die Wählermassen des Zentrums und auf sonst noch manchen wirkte. Aber er besaß die Liebenswürdigkeit und Rücksicht, in seiner stark kritischen Veranlagung den individuellen Ursprung zu betonen. »Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist bei mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen, als für Vorzüge ist« (1857 an v. Gerlach).

Er hat von sich öfter gesagt, er sei nun einmal kein Redner. Das war außer Selbstkritik doch ein stolzes Sichzurücklehnen vor der Zungengeschwindigkeit eines Laster und dem parlamentarischen Kaffeegeschwätz der Volkstribunen. Er hat allerdings niemals gehören können zu den Praktikern der Kunst, mit gehobener Denkerstirn und dem Brustton der Überzeugung längst vorhandene, durch langen Gebrauch geglättete Wendungen aneinander zu reihen und für den Moment damit zu begeistern, worauf aber am nächsten Tage gewöhnlich kein Mensch mehr weiß, was jene eigentlich so Schönes gesagt haben. Das Wohlbekannte, dem der Hörer längst zugestimmt hat, löst ja die schallenden Bravos aus. Bei ihm arbeiten die Gedanken in unverschiffener Originalität fast zu wuchtig und zu dicht gedrängt für den Moment sich hervor. Dafür klingt aber auch keines Mannes Rede so nach, wie die seine, wird nachträglich immer noch schöner und besser verstanden und verträgt, ja verlangt ein Lagern wie edler Wein. Wie reich vereinigen sich hier tiefe politische Einsicht, Kunde und Weisheit des Lebens, Fülle der

Gesichtspunkte, kristallhelle Klarheit der Gedankenfolge und zwingende Logik, die Kunst wundervoller Bilder und Vergleiche, die sprudelnde Fülle der Bonmots und eines köstlichen Sarkasmus! Dazu eine Sprache, deutschem Eichenholze und poliertem Stahl vergleichbar, zwischen dem verwachsenen Modedeutsch der Tage anmutend, als könnten zu uns herübertönen die ungebrochenen Laute und sinngebrängten Sätze althochdeutscher Redenzeit. Ich kann die Erinnerung der eigenen Schulzeit nicht unterdrücken, wie wir uns in den siebziger Jahren — ungeschickte Jungen, die nicht wußten, daß man das für ein paar Pfennige kauft! — mitten im pädagogischen Pflichtbann des Cicero, der mit Bismarck so gar nichts gemeinsam hat, nächtlich mit glühenden Wangen die Reden des Reichskanzlers aus geliehenen umlaufenden Zeitungsfetzen abschrieben . . .

Er ist es ja auch, der wie kein anderer neben Goethe die deutsche Sprache um neue Begriffsformulierungen bereichert, eine Fülle Erfahrung in knappe Form gebracht, eine Region nicht mehr entbehrlicher Wendungen eingeführt hat. So viel geflügelte Worte hat er geschaffen, daß man bei gelegentlichem Nachstöbern geradezu verblüfft gemacht wird, immer und immer wieder, über schon Gewußtes hinaus, Bismarck als den Urheber von packenden Wortverbindungen und Bildern zu finden, die längst in aller Munde sind.

XIX.

Und als Washington gar, noch lebend, nach Mount Vernon ging, seine Ruhe oder seine Äcker zu pflegen, da wurde aus dem Begründer unserer Rationalität, wenn nicht ein Heiliger, doch ein so unendlich ehrwürdiger Mann, daß wir ihn ehren, wie sonst nur den Gottmenschen. Wehe dem Suben, der vor uns George Washington lästern wollte.

Frank Leslie's Illustrierte Zeitung.

Und wenn nun auch Bismarck etwa Eigenschaften hatte, die von engeren oder weiteren Kreisen als Schwächen aufgefaßt werden mögen, so können sie doch sein Bild mit keinem Anhauch trüben. Das werden ihm Alle zugestehen, daß er sein ganzes

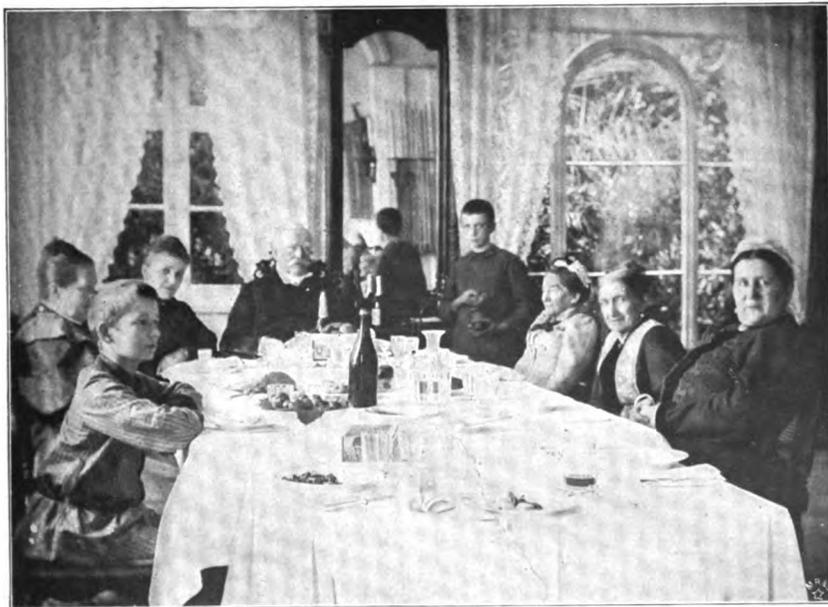


Abb. 176. Familientafel in Friedrichstuh.
Aufnahme von Pfarrer Dr. Fritz Lindow aus dem Jahre 1894.

persönliches Wesen allzeit ehrlich ausgekramt und sich in ganzer Breite für jegliche Kritik dargeboten hat. Er hat nie Eigenschaften verborgen, und nie erheuchelt. Zum Beispiel nicht jene gewisse Gutmütigkeit, die nur ein Mangel an gebotener Kritik, unter Umständen sogar Pflichtversäumnis ist. Und einem Manne wie ihm, der in des Lebens Frühzeit der schönen bunten Welt den Rücken kehren und sich auf einem einsamen hinterpommerschen Gut einsperren mußte, weil der mühselige Kampf gegen Vermögensverhältnisse es erforderte, dem konnte man den gesunden Eigentumsinn schon zugute halten, der sich des für seine Familie Errungenen freut. Er ist doch jederzeit in fünfundneunzig Prozent seines mächtigen Wesens ein unantastbarer Altruist gewesen, der immer wieder das *Beatus ille homo* opferte, wonach den Ermüdeten oft so sehnlich verlangte und der, wie er mit einem für seine Ausdrucksweise typischen Wibe gesagt hat, seine Pflicht wie eine Pistolenmündung auf sich gerichtet fühlte. Wohl war es keine *Sinecture*, unter ihm dem Reiche zu dienen, und mancher ertrug sein Übergewicht nicht. Die herbe Strenge der energischen Leistung, der Arbeitskraft und Bereitschaft Tag und Nacht, die er sich selbst, bis er sich mehr Ruhe gönnen durfte, auferlegt hatte, die forderte er von seinen Mitarbeitern und eine bedingungslose Disziplin dazu. Ist ja doch allbekannt, wie nach seinem Scheiden aus dem Amte speziell durch den politischen Vorpostendienst eine Episode des wohligen Ausspannens ging; hier und da plauderte wohl einer der Herren aus, seit der Alte fort sei, sei es viel gemüthlicher geworden — die zahllosen Klagen von Reichsangehörigen in überseeischen Ländern über unsere Konsularvertretung und über einzelne Herren der Diplomatie, die Beschwerden des Alldeutschen Verbandes brachten leidige Bestätigung genug. Aber wie dankbar war Bismarck auch für geschickte und fleißige Mitarbeit, z. B. diejenige Böttchers, und wie gern setzte er dann ein rückhaltloses volles Vertrauen in Charakter und Person . . .

Wir greifen ein paar Vorwürfe auf, nicht solche, die zum Rüstzeug grollender politischer Parteien gehörten, sondern solche, die aus den, wie man wohl sagen kann,



Abb. 177 und 178. Fürst Herbert Bismarck und Fürstin Herbert Bismarck, geb. Gräfin Hohenzollern. Photographien von Loesch & Petzsch und W. Höffert in Berlin.

schwachpolitischen Kreisen der schönen Künste nicht selten vernommen wurden. Der tiefere Grund ist offenbar, daß auf manche hierher gehörigen Persönlichkeiten die rauhe Wirklichkeit des staatlichen Lebens überhaupt unharmonisch oder bedrückend wirkt, daß diese Wirklichkeit sich ihnen dann vorzugsweise in der unbarmherzigen Realistik und geistigen Robustheit Bismarcks zu verkörpern schien, um den sich sonst des näheren zu kümmern sie ablehnten. Ein Egoist ohne innere Bedürfnisse und geistig-ästhetische Interessen, ein Hemmschuh für Kunst und Wissenschaft — das waren Behauptungen, die sich von advokatorischen Talenten wohl mit einem gewissen Erfolge vertreten ließen. Denn etwas Fremderes für Bismarcks ganze Natur gibt es in der Tat nicht, als mit dem just modernsten Geistes Eigentum anderer hausieren zu gehen oder irgendetwas gerade zugkräftiges Modeschlagwort flinkgewandt über die Landentür heraushängen; er hat auch geistig immer „von seinem Baren“ gelebt. Dagegen bekannte er wohl übertreibend einmal, in dieser oder jener ästhetischen Richtung gar nicht veranlagt zu sein, z. B. daß er nicht musikalisch sei, während doch seiner Gattin schönes Spiel ihm die Seele zu lösen und sie zur inneren Harmonie zurückzuführen das sieghafteste Mittel war. So überließ er in argloser Ehrlichkeit manches bescheidene Wort zur rücksichtslosen Ausbeute.

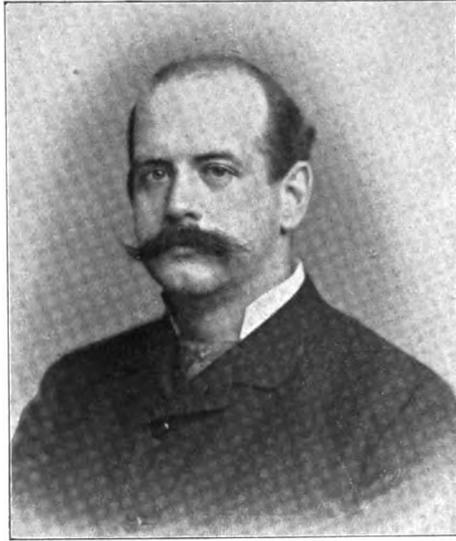


Abb. 179. Graf Wilhelm Bismarck.
Photographie von Loescher & Betsh in Berlin.

Man prüfe nur, wie weit das Landedelmannsbild, in dem er als Mensch am liebsten vor uns tritt, ihn zu erschöpfen vermag. Die Welt besitzt nun all die verschiedenen Sammlungen seiner persönlichen Briefe: dort ist sein intimstes Wesen, seine ganze Individualität reich enthüllt. Man erinnert sich der tief gemütvollen Ansprache, die der angestaunteste Mann des Erdkreises im Jahre 1893 an eine Besucherchar kleiner Mädchen gehalten hat, so, als spreche etwa ein liebevoller und feinsinniger alter Lehrer mit ihnen, goldene Worte über Leben und Zeit, über das, was von den Dingen dieser Welt unvergänglichen Wert besitzt, und über das unsichtbare Walten Gottes in ihnen. Darum auch nur ein paar flüchtige Bemerkungen über jene Anklagen.

„Ein Egoist ohne innere Bedürfnisse.“ Wir zitieren damit wörtlich ein Urteil. Wohl nie wäre ein Staatsmann von Bedeutung so leicht geneigt gewesen, Amt, Ruhm und Glanz einzutauschen, wenn nur die Pflicht und das Gefühl, doch eben der Geeignetste und Berufenste zu sein, es erlaubt hätten: für ein inneres Sichauslebendürfen, für Ruhe, ja nur für mehr Lebensbehangen und Zufriedenheit in der Umgebung des Täglichen. »Ich selbst leide oft an maßlosem Heimweh, wenn ich nach vollbrachter Schreiberei einsam im Walde umherreite« (1851 aus Frankfurt an seinen Bruder). »Man verzichtet so spät auf die Illusion, daß das Leben nun bald anfangen soll« (1869, an die Schwester). Wahrlich, er kannte und ersuchte für sich die tieferen selbsterrungenen menschlichen Werte. Es war der angeblich ruheloße Machtmenschen, der sich ein Telephon nach Barzin — höflichst verbat. Egoisten und Machtstreber haben Telephone, schon weil sie ewig mißtrauisch sind. Sie lassen auch keinen Herzogstitel liegen.

Einst, in den sechziger Jahren noch, traf mit ihm Joh. Kaspar Bluntschli zusammen, der berühmte Heidelberger Staats- und Völkerrechtler, und schrieb darüber den unmittelbaren Eindruck in sein Tagebuch nieder. Zuerst, sagt er, stand Bismarck vor ihm wie ein Riese der Nibelungen, germanischer Riese mit gewaltig durchbringenden

Augen und den waldigen Brauen darüber. Allmählich aber befiel den mißtrauischen schweizerbürtigen Gelehrten eine geradezu gerührte Überraschung vor den zarten und weichen Empfindungen, die er in dem meistverlästerten und vermeintlich gewalttätigsten Manne Europas antraf, und der ältere Mann des Katheders und Humanitätsfreund beugte sich bewundernd und willig vor des Preußen Gedankenkraft, vor seinem klaren und guten Willen.

Am tiefsten in der Seele hat jederzeit in Bismard — unmittelbar nach Weib und Kind und Geschwistern — sein Verhältnis zur Natur gelebt. Wer gut deutsch ist von Art, versteht ohne weiteres mit ihm seine Vorliebe für das Landleben, seine Freude an A'r und Halm und wogendem Ahrenfeld, das Hangen seines Herzens an seinem Sachsenwalde.

Und in seinen Briefen, welch eine Schilderkunst der Natur, welch Geschick der raschen Veranschaulichung mit ganz einfachen Worten, gewöhnlich durch Vergleiche mit Naheliegenderem. Wir haben schon S. 46 darauf hingewiesen, wie liebevoll er diese Methode für seine Gattin übt. Daher nur noch ganz wenige Beispiele. Holländische Landschaft: einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittene Städte, immer gleich grüne und flache Wiese, auf der viele Büsche stehen, viel weidendes Vieh, Acker gar nicht. Damit fertig, aber das Bild ist vollkommen.

Ein Nachmittagstimmungsbild aus Schweden (1857), um das ihn die Schule der „charakteristischen“ Schilderer beneiden oder vielmehr unter ihre Vorläufer versetzen mag: »Durch das Fenster seh' ich in dichtes Efeulaub, welches einige Durchsichten auf das Wasser und die Hügel jenseits läßt, die Sonne scheint, Fliegen summen, unter dem Fenster wird breites Schwedisch geredet, und aus der Küche tönt ein Reibeisen wie eine Säge herauf.« —

Wer dürfte jemals herabdrücken wollen, was Kunst und Wissenschaft dem deutschen Leben auch ohne jede Tendenz nach der nationalen Seite hin bedeutet haben? Ist



Abb. 180. Bismards Schlafzimmer in Friedrichsruh.

Aus dem „Bismard-Denkmal für das Deutsche Volk“, Werner-Verlag, G. m. b. H. in Berlin.



Abb. 181. Der Wasserfall im Park zu Friedrichsruh.

doch die ganze aufsteigende deutsche Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts nicht aus staatlichen Anregungen hervorgegangen, sondern eine gegen das Verhalten der Staaten herangereifte Frucht unseres geistigen Lebens und unserer Dichtung gewesen. Um so schwerer wog der Vorwurf, Bismarck habe deren Vernachlässigung durch das neue Reich und Preußen verschuldet. Es ist wahr, er wurde kein Pericles, und wir wurden unter ihm, obwohl recht viel an Reichs- und preußischen Staatsinstituten für die verschiedensten Wissenschaften gegründet ward, keine Athener. Aber ob es gut gewesen wäre, wenn wir uns 1871 hätten als goldenes Zeitalter aufstun und, anstatt Schulen und Kasernen, nur Ruhmeshallen des Zeitgeistes bauen wollen? Heute haben wir die in die liebenden Arme der Macht gebettete Kunst, und ist es nun besser? Jämmerlich tönt's: nicht jenen nimm, nimm diesen, nimm mich! Man redet von Übermaß der staatlichen Kunst, kaum irgendwo ist reine Beglückung, vielerorten Entsetzen.

Jedenfalls hätte dem großen Kanzler seine Natur in ihrer Bosenlosigkeit, ihrer Abneigung gegen alles Unzulängliche niemals erlaubt, persönlich den Medicer spielen zu wollen. Freilich haben die Medici, die Päpste, die übrigen italienischen Höfe



Abb. 182. Bismarck-Denkmal auf dem Feldberg.
Photographie von E. Clares Nachf. G. Röbde in Freiburg i. Br.

Großartiges für die Kunst getan: je in ihren kleineren, leicht übersehbaren, zu gegenseitiger ästhetischer Verständigung wohl geeigneten Kreisen. Aber das Beste, was die Medici für sie getan, bleibt doch die glückliche Fürsorge für den Frieden und den allgemeinen Wohlstand ihres Staates — worin sie doch nicht so groß, so dauernd erfolgreich gewesen, wie Bismarck. Umgekehrt, im achtzehnten Jahrhundert kümmerte sich, von den Remunerationen abgesehen, kein Fürst, kein Potentat um deutsche Literatur und Poesie: da ward sie bei uns kernhaft und geistestüchtig; und als sie herangewachsen war zur schönsten knospenden Reife vor dem letzten Entfalten, zu des jungen Goethe Zeit, da vertrat sie es, an die Höfe zu gehen und nun in deren Gunst und Licht voll zu erblühen. — Nun aber positiv: Hat nicht Bismarck in Heer und Wahlrecht die größten Erziehungsanstalten unseres Volkes ausgebaut? Von dort hat Zukunft ihre Früchte zu erwarten, mag auch die Erziehung auf dem Gebiete der „geistigen Wehrpflicht“ noch gewaltige Massen toter Kräfte an Wider-

haarigkeit, Denkräpftigkeit und seitlicher Ablenkung zu überwinden haben. Und wenn man in ästhetischer Unbefriedigung die Ara Bismarcks mit der des Perikles verglich, was kam denn nach Perikles? Es war wohl reichlich so gut, wenn wir ruhig noch eine Weile im eisernen Zeitalter verharrten, von welchem die alten Geschichtsphilosophen immer mit Recht gefunden haben, daß es jeweils das Mannesalter der betreffenden Nation darstelle, während der Abstieg zum Überlebtfeln mit dem Phäakentume der vorherrschend ästhetischen Neigungen beginne.

Die historischen Wissenschaften hatten begonnen, sich in die Bahnen des „Positivismus“ zu neigen. Da warf die Weltgeschichte plötzlich seine Person dazwischen, den in ihm allein zusammengespeicherten Riesenstoff von Kraft: als ob es sie dränge, gegen die allgemeine Durchschnittlichkeit ein Zeugnis abzulegen, daß die Fortentwicklung der Menschheit nicht in dem materialistischen Sichweiterwälzen einer organlos kompakten Masse vollzogen wird, sondern aus dem Willen und Vollbringen großer Männer, die wie von Newtonschen Punkten den Weg und die Massen geistig überschauen, vollzogen wird aus ihrem überlegen zwingenden Handeln für die Massen. Und immer werden die gewaltigen Individuen, außer durch ihr Vollbringen, dadurch, daß sie in allmählich erweiterten konzentrischen Kreisen zu „Erziehern“ werden, den Massen die weitere Zukunft bestimmen. Was aber Bismarck persönlich anlangt, so trifft auf seine Individualität und alles, was man gegen sie vorzubringen gesucht hat, das alte Wort so sehr, wie selten, zu: daß gegen große Vorzüge eines andern es kein Rettungsmittel gibt als die Liebe.

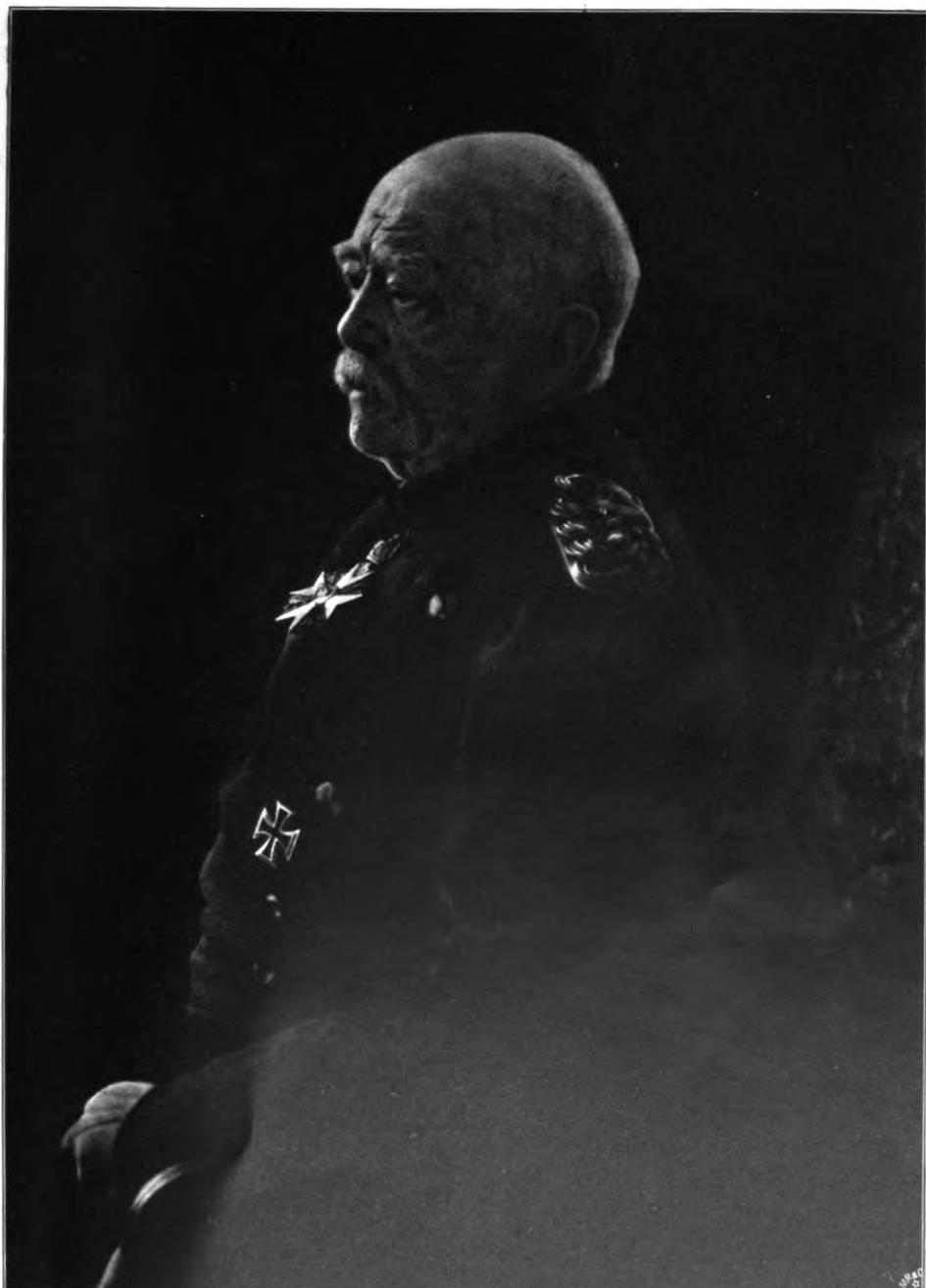


Abb. 183. Fürst Bismarck im Jahre 1898.
Nach einer Aufnahme vom Photograph Karl Fahn in München.

XX.

Ewig auf den Lippen schweben
 Wird er, wird im Volke leben
 Besser als in Stein und Erz.
 Schenkendorf.

Dann ist am späten Sommerabend des 30. Juli 1898 dieses große Leben sanft zu Ende gegangen. Die Sonntagsglocken in der Frühe klangen zur gleichen Zeit, als Deutschland unter dem Eindruck der Nachricht bebte; es mochte wie ein allgemeines Totengeläute um den größten Mann herniedertönen, den die Welt und das Jahrhundert zu verlieren hatten. Wer wollte sich der Träne schämen, die ihm ins Auge schoß, da er es zuerst erfuhr?

Tränen und Gedanken einer stillen Wehmut, keines herben nagenden Schmerzes, keiner lauten Klage, die den Trost von sich stößt. Sein Sterben hat nichts Erschütterndes oder Tragisches mehr gehabt. Der Tod, so schwer er uns traf, indem er uns raubte, den noch Lebenden zu lieben, er kam doch erst, als nichts mehr ungelöst und unvollendet war.

An nervösen Gesichtschmerzen, von denen die Ärzte sagen, daß sie „furchtbar quälend“ seien, hatte Bismarck seit langen Jahren und viel gelitten; sie haben ihn auch



Abb. 184. Der König von Siam beim Fürsten Bismarck.
 Nach einer Aufnahme von Strumper & Co. in Hamburg. (Zu Seite 170.)

in den letzten Lebenszeiten nicht verschont. Etwas unsagbar Ergreifendes, fast schon Hinausgerücktes liegt über jenem Bilde des alten, alten Mannes, das wir als Abb. 183 wiedergeben. Am 17. Oktober 1897 erkannte Schweninger in einem jäh schmerzhaften Anfall die Merkmale von Greisenbrand. Aber, wie er selber berichtet, „die geistige Kraft und Schaffensfähigkeit blieb bis zuletzt vollständig ungebrochen“. Der Brand blieb bis zum letzten Tage ein trockener und ganz lokal beschränkt. Die Stärke, Herr über seine Pein zu bleiben, verlor der Fürst nicht. Die Alterschwäche drang gegen ihn vor, in den letzten Tagen seines Lebens irrte flüchtig das Bewußtsein ab, aber er kontrollierte auch das. »Heute nachmittag war ich teilweise etwas außerhalb; jetzt habe ich mich wieder mit mir zusammengefunden.« Noch am 28. Juli saß er wieder in Behagen mit den Seinen zu Tische, besprach in alter Feinheit und Treff-



Abb. 185. Heimkehr von der Verabschiedung hoher Gäste.
Aus dem Jahre 1897.

Nach einer Aufnahme von Willy Wilsch in Hamburg. (Zu Seite 170.)

sicherheit des Wortes die russische Politik, die zu allen Zeiten seine Würdigung in erster Linie bejessen hatte, und die Pfeife schmeckte ihm so gut wie je. Sein Arzt ging beruhigt davon, auch Graf Wilhelm reiste wieder ab. Und dann, nachdem er seiner Kraft noch einmal wieder Herr gewesen war, dann hat er, als sich der Tag des 30. zu Ende neigte, wie ein alter Königsrede der Mythenzeit seinen kurzen Pakt mit dem Sterben gemacht.

So gab ihm durch rasches letztes Ende — schnell verlaufende Lungenlähmung — das Schicksal wieder seine höchste Gunst. Wie viel größere gab es ihm überhaupt, als einst dem Grafen Camillo Cavour. Auch dieser führte sein Volk zur Einheit, aber er selber schaute nur eben noch das gelobte Land des italischen Königreiches, als er die Aufopferung seiner Kräfte mit dem Leben bezahlte. Dem Fürsten Bismarck war es vergönnt, durch zwanzig Jahre der berufene

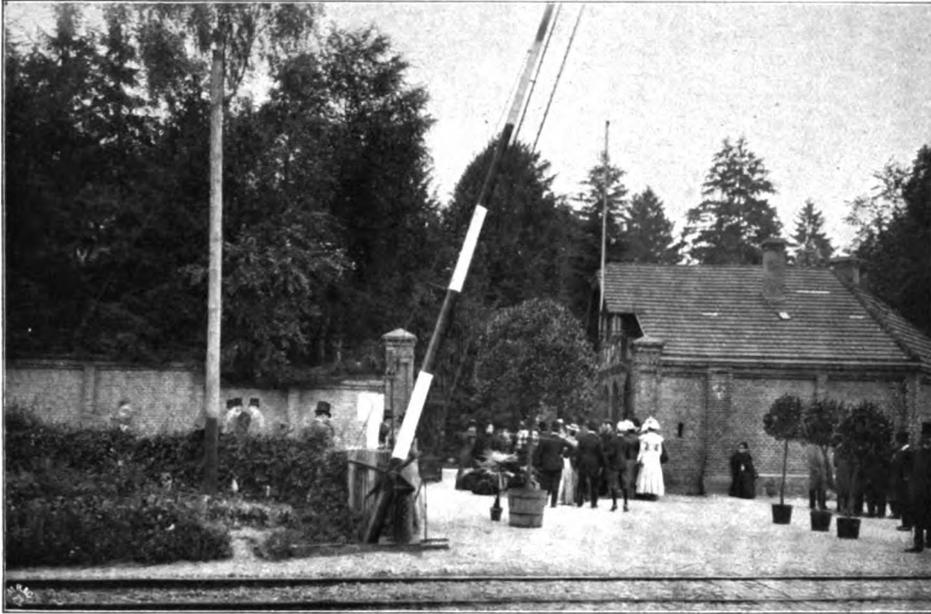


Abb. 186. Das Pförtnerhaus zu Friedrichsruh am Morgen nach dem Tode des Fürsten.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Erhalter und Vollender seines Werkes zu sein. Und darüber hinaus der von der Liebe der Deutschen getragene neue Praeceptor Germaniae, der gewaltige Lehrmeister, wie man politische Ideale durch reales Denken erreicht. Freilich fast alles, was das Schicksal ihm gab, hat es ihn bar und teuer bezahlen lassen, durch Kampf und Bitternis. Aber sein starkes Herz hat zu schlagen aufgehören können, unbeschwert mit unausgetragenen oder trüben Gedanken. Wir freilich, wir waren nur allzu stolz und froh gewöhnt, ihn fort und fort noch zu besigen. Für uns war der Tag da, daß wir nicht mehr vor allen Völkern begnadet und ausgezeichnet waren, weil uns ein Bismarck lebte; der stolzeste Abschnitt deutscher Geschichte, die Zeit Kaiser Wilhelms I., lag, indem ihr großer Träger schied, völlig und wirklich versunken. Das neunzehnte Jahrhundert war zu Ende. Es begann mit dem Umsturz. Das neue begann im Zeichen der durch Bismarck auf neuen Quadergrund gestellten Monarchie. —

Auf seiner Nordlandreise traf den Kaiser die Nachricht; die Flagge auf halbem Mast, so sahen die Nordländer das Kaiserschiff in die trauernde Heimat zurückeilen. Für das deutsche Volk legand eine leztmalige schmerzliche Vereinerung all seiner Gedanken und der unerschöpflichen Zeichen seiner trauernden Vereinerung in Friedrichsruh. Wer damals, auf die jähe Nachricht hin, durch Deutschland jagte, der sah von Stadt zu Stadt durchs ganze große Reich die schwarzen Fahnentücher und Flore wehen, der mochte seine bewegten eigenartigen Gedanken hegen, überall neben der deutschen auch die Flagge der Bundesstaaten in ihrer Trauer zu erblicken, und der vernahm in allen Dialekten des Reiches die echte Totenklage des wirklichen Volkes. — Zu Friedrichsruh im Sterbezimmer, wo der große Tote im Sarge lag, stand bei der Einsegnung, die mit schlichten, wackeren Worten des Geistlichen geschah, inmitten der Familie der Kaiser. Er hat die Büge des Davongegangenen nicht mehr gesehen, man hat den Sarg nicht wieder geöffnet. Er erfuhr auch — entgegen herzlichen Wünschen, den Toten auf des Kaisers Art und majestätisch zu ehren — den unverbrüchlich hinterlassenen Willen des alten Keden, auf freiem Eigen neben seiner Gattin zu ruhen: im Hünengrabe auf der Höhe, an der Stätte der Bank am Waldesrande, von wo er so oft auf sein Haus



Abb. 187. Abschied des Kaiserpaars von der fürstlichen Familie nach der Einsegnungsfeier.
2. August 1888.

Nach einer Aufnahme von Billy Wilde & Max Pfeister in Hamburg. (Zu Seite 187.)

hinabgeschaut, wo der Wind durch die Wipfel geht, die Sonne durch die Blätter scheint und die Vögel singen — der deutsche Niedersache im deutschen Sachsenwald.

* * *

Wir können nicht von ihm Abschied nehmen, ohne nochmals zu gedenken, wie er neben Kaiser Wilhelm I. stand; mit welcher Reinheit der Verehrung er, seelisch und politisch größer als je ein allmächtiger Minister der Geschichte, unablässig bedacht war, seinen Herrn in die nach preußischem Staatsinhalt und deutscher Gefolgstreue gebührende Stelle nach ganz vorne zu rücken, und wie er ihn emportrug. Dem Kaiser Wilhelm würde nur genommen werden, wollte man ihn nachträglich in eine historische Rolle zu drängen suchen, die er nicht auszufüllen vermag. Unsere Zeit ist für Anachronismen zu belesen und auch zu reizbar zum Widerspruch, aus dem dann leicht Verkennung wird. Bedurfte es der altenmäßigen Feststellung des geistigen und seelischen Verhältnisses von Herr und Diener noch, so liegt sie vor in dem als Teil des „Anhangs“ zu den „Gedanken und Erinnerungen“ veröffentlichten persönlichen Briefwechsel. Der Bismarck seit 1890 hat der Legendenbildung gewehrt, hat seinen Anteil, seine Meinungskämpfe klargestellt; das war sein Recht und entsprach seinem Wahrheitsfinn, seinem Zweck, politisch verstanden zu werden. Aber gegeben hat er auch durch die Sammlung dieses Briefwechsels seinem Herrn noch wieder, ihm Rosen mit Vorbeer durchwunden auf den Sarkophag gelegt. Auf's neue mahnt dieser Briefwechsel nicht zu unterschätzen, enthüllt in oft überraschender Weise wichtige Initiativen des Prinzen, Königs und Kaisers, den Wert seiner sorgfältig durchdachten Stellungnahmen, deren sachliche Überzeugungskraft für Bismarck. Aber er erweist auch, wie oft der hohe Herr, der in Traditionen hing, sich an der bescheideneren Entschließung hätte genügen lassen und

überdies den Seinigen Gehör schenken wollte, wie er sich jedoch sachlich überzeugen ließ und bis in die Tage des höchsten Greifenalters umzudenken vermochte, ohne darum weniger der Monarch zu sein. Der Kanzler bleibt ihm immer der „Herbeiführer der mächtigen Ereignisse“, aber er selbst bleibt ihr königlicher Vollzieher. Noch der letzte Brief vom 23. Dezember 1887 ist bezeichnend. Es handelt sich um die Einführung des Prinzen Wilhelm in die Geschäfte. Der Kaiser erörtert in dem von seiner Hand geschriebenen Briefe den „Vorschlag“ des Kanzlers, macht aber seine „Vorschläge“ und fordert neuen Bericht. So bleibt er bis an das letzte Ende der beiderseitigen Gemeinschaft, prüfend und entscheidend, vertrauend und weise, in gelassener Selbstverständlichkeit der überragende Herr. Durch beide zugleich ist das Werk geschehen, nur durch beider spezifische Vereinnung möglich geworden; sie braucht kein Kult zusammenzuführen, er könnte nur, was im Leben nicht gelang, zwischen sie hineindringen und die geschichtliche Größe in Beider Untertrennlichkeit bedrohen.

Dieses Buch hatte von Bismarck zu handeln. Es entstand erstmals, als der Fürst noch im Sachsenwalde lebte und als noch nicht jene hochpersönlichen Veröffentlichungen alle erschienen waren, aus denen wir sein Bild heute mit einfacherem und schärferem Erkennen ablesen. Es hatte schon damals den Versuch gemacht, eine auf ihn und auf die deutschen Zeitgenossen erstreckte psychologische Zergliederung des Bismarckschen Werdens und des allgemeineren Warum in seinem Vollbringen zu sein. Seitdem ist die vertiefende Beschäftigung mit Bismarck und seinem Werke an die stattlichste Front unserer Historiker gelangt. Vorher lag Sybels Werk über die Begründung des Deutschen Reiches vor, das 1894 so unvermutet eingestellt wurde, mit der Kriegserklärung von 1870; nun nahmen, teils in inhaltsschweren Reden, teils in bedeutenden Büchern, auch die Dove, Schmoller, Erdmannsdörffer, v. Bezold, Erich Marcks, Max Lenz das zusammenfassende Wort. Die Neuausgabe dieser Monographie, die schon wegen der alten freundlichen



Abb. 188. Ehrenposten vor dem Sterbehause.
Nach einer Aufnahme von Hugo Rudolph in Berlin.



Abb. 189. Bismarck's Grabstätte zu Friedrichsruh.
Photographie von Knackstedt & Rätzer in Hamburg. (Zu Seite 187.)

Aufnahme ihrer ursprünglichen Anlage keine grundstürzende Neuformung von heute sein sollte, verdankt auch ihnen Allgemeines und Einzelnes.

Und künftig werden Biographien des Fürsten Bismarck erscheinen, werden immer noch eindringender sein Werk aus alten und neuen Quellen herauschöpfen; auf alle absehbaren Zeiten wird die Weltgeschichtschreibung mit tieferem Atemholen ihre Kräfte sammeln, wenn sie von dem Deutschen Bismarck zu berichten hat. Wir mögen aufhören, Sedan durch Feste zu feiern, aber darum bleibt Sedan doch für immer der Tag, an dem die Welt die Wage der großen Geschehnisse entscheidend sich verändern sah. So könnten wir Bismarck vergessen, aber die Weltgeschichte kann niemals ein Atom von seiner Größe verloren gehen lassen.

Aber wir vergessen seiner nicht. Zu mehr denn hundert stehen schon die ehernen Bilder von ihm in den Städten des Deutschland, selbst jenseit der Grenze und jenseit der See. Und auf den Höhen und Bergen, vom schleswigschen Knivsberg bis an den Starnberger See ragen, aus Herbigkeit von Urkraftquadern gefügt, die Säulen, von denen in jährlich wiederkehrender feierlicher Nacht die Bismarckfeuer lobern: ein prachtvolles, nicht vom Ausdenken erfonnenes, sondern einhellig-rasch aus germanischem Treueempfinden geborenes Wahrzeichen, daß uns Bismarck's Name mehr als Dank und Erinnerung bedeutet und nach Willen bedeuten soll: Zeitlosigkeit von dieser Zeit her und Allgegenwärtigkeit.

Allgegenwärtigkeit dem Deutschland. Gleich der Zeitlosigkeit, worin Martin Luther dem Protestantismus allgegenwärtig ist. Man könnte einen Band für sich schreiben, um darzutun, wie tief innen Luther und Bismarck verwandte Naturen sind. Und wie Luther, so griff Bismarck nach Jahren des einsamen Reisens mit festen Händen und trügigem Herzen an das Werk, um das sich Volksbewegung, Flugschriften, Konzilien, die Klügsten und Besten seit Menschenaltern bemüht hatten. Und vollbracht's, ein Mann auf seine alleinige Art. Auch Bismarck tat seine Reformation, lehrte sie verstehen, und

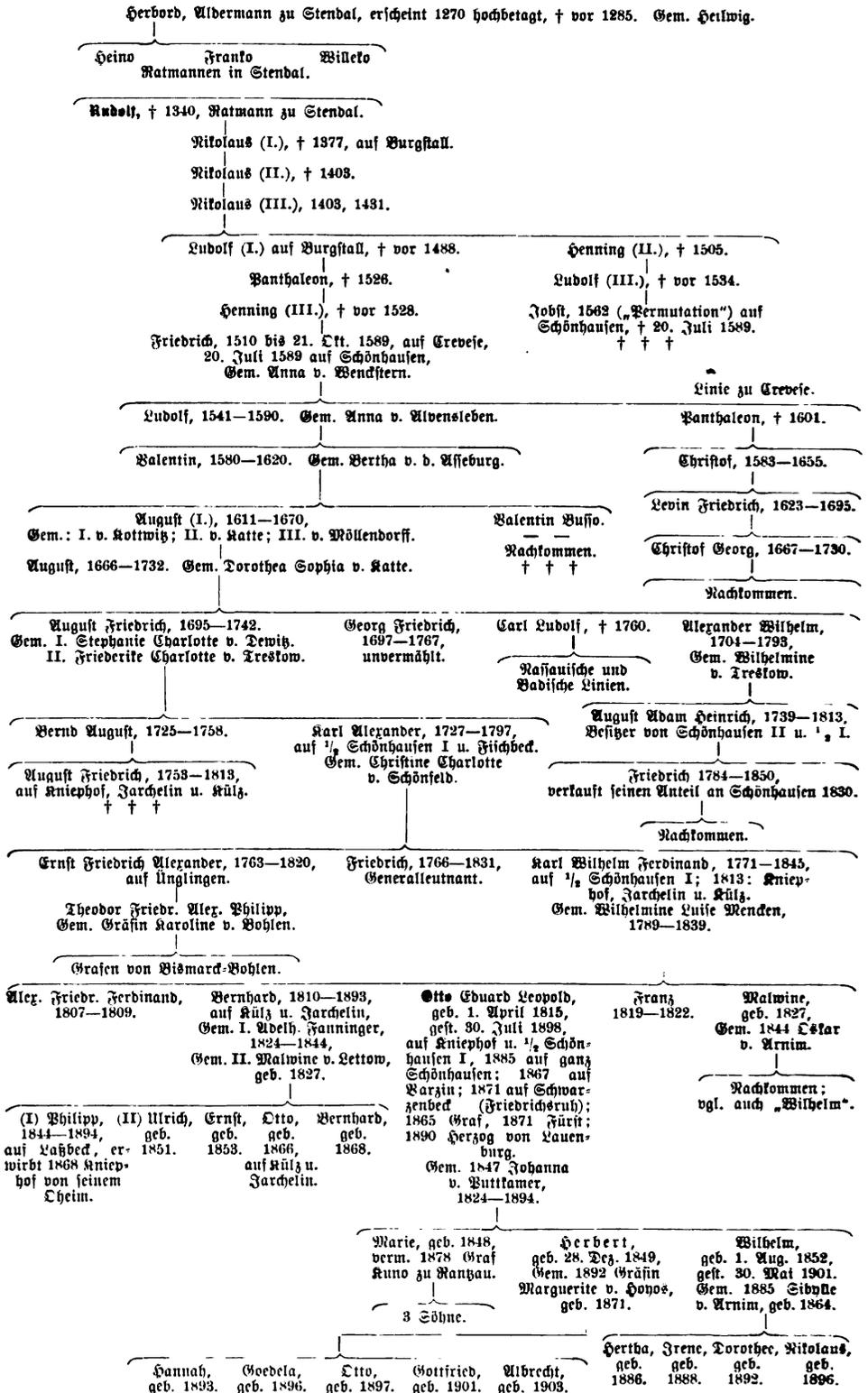
gab, wie Luther, daß eines Einzelnen ganz originales Denken zum Inhalt der gewaltigsten Gemeinde ward.

Freilich, als Luther knapp gestorben war, da bemächtigten sich, zwei volle Generationen lang, alle Kräfte des Parteipapismus, der Unduldsamkeit, der kurzfristigen Zwietracht seines Wertes, regierte der knöcherne Buchstabe, ward Sieger über Mann und Geist, die in dem Reformator gewesen waren. Es bedurfte der unfählichen Kriegselenden, die die dritte Generation durchmachte, bis die Sünden der Lutherepigonon am Evangelium und an Deutschland einigermaßen abgetan waren und nun im Morgenlichte neuer Zukunft Martin Luther selber wiederkehrte, um fortan lebendig zu bleiben und durch sich selber zu lehren. Nicht anders könnte mit Bismarck geschehen, sollte er uns je für eine Weile verloren gehen. Aber schon heute erblicken wir diese beiden über unserem Volke, Luther und Bismarck, jeden gleich einem Felsen an seinem Platze, in sich geschlossene Gestalt nach historischem Vollbringen und Macht unerschöpften Zukunftsbedeutens; aber gleichzeitig beide in Nähe und Gemeinsamkeit gerückt durch Gleichrichtung von Persönlichkeit, von Tat und Lehre, deren Wurzeln im innersten Kern des deutschen Wesens befestigt sind und deren Kraft Befreiung ist. Nicht Befreiung von Ordnung und Obrigkeit, was gänzlich undeutsch wäre. Obrigkeit gebessert, Obrigkeitssinn gemehrt hat Bismarck, und „Obrigkeit bessern, nicht ändern“, rief Martinus Luther. Aber darin liegt ihre Gemeinsamkeit befreienden Wirkens, daß sie deutsche Art von fremder Vormundschaft sieghaft erlöst, ihr Selbstrecht ausgedeutet und erkämpft, und daß sie uns die größten Vorbilder von Mannespersönlichkeit aufgestellt haben, die unsere Geschichte besitzt: von Unabhängigkeit, Klarheit, Wahrheit, Gesundheit, Tapferkeit, Selbstüberwindung, Treue, Hingabe, Glauben und unerschütterlicher Pflicht für das frei erkannte sichere Ziel.



Abb. 190. Denkmünze von Ad. Hildebrand.

Auszug aus dem Stammbaum.



Register.

- Ara**, neue 82 ff.
Alldeutscher Verband 180.
Andrassy, Graf 149. 152.
Armeereform in Preußen 85 ff.
Augusta, Prinzessin, Königin,
 Kaiserin 57. 81. 91.
Augustenburg, Erbprinz Fried-
 rich 100 ff.
Baden, Großherzog Friedrich
 136. (158.)
Battenberg, Prinz Alexander,
 Fürst von Bulgarien 159.
Bayern, König Ludwig II. 118.
 135.
Bederath, Herm. v. 50. 67.
Benedek, v., Feldzeugmeister
 113.
Benebetti, Graf 117, 124 ff.
Berliner Kongreß 151.
Beust, Graf 149. 177.
Bismarck, Ahnen 1 ff. Bern-
 hard 31. 42. 126. Ferdinand,
 Vater des Fürsten 4 ff. 11.
 38. Herbert, Graf, seit 1898
 Fürst 44. 171. Johanna,
 geb. v. Puttkammer, Ge-
 mahlin des Kanzlers 39 ff.
 89. 171. Malwine, Frau
 v. Arnim 32. 171. Orts-
 name B. 1. Wilhelm, Graf
 171. Wilhelmine Luise, geb.
 Menden, Mutter des Fürsten
 6. 9. 39.
Brandenburg, Moriz v. 40.
Blome, Graf 108.
Buntschli, Prof. 181.
Bodelschwingh, Ernst v., Fi-
 nanzminister 57.
Böttcher, Minister 165. 180.
Bonnell, Direktor 8. 35.
Briefe B.s 32. 44.
Bureaukratie 28.
**Bundesorganisation des Deut-
 schen Reiches** 120. 134. 174.
Bundestag, Gesandtschaft am
 70.
Burschenschaft 11 ff. 120.
Senz, Bismarck.
- Caprivi**, v. 167. 168.
Coffin, Student aus Amerika 27.
Cohen-Blind, Attentäter 112.
Deichhauptmann, B. als 38.
Delbrück, Rud., Minister 143.
Dreibund 152.
Dreikaiserbündnis 149.
Einheitsgedanke, deutscher 23 ff.
 61. 120. 174.
Elßaß-Lothringen 56. 135.
Empirische Politik 63.
Emser Depesche 127.
England 37. 60. 75. 79. 80.
 81. 98. 159.
Entlassung B.s 161 ff.
Erbkaiserpartei 63.
Erfurter Parlament 67.
Fontane, Theod. 104.
Freihandel 142.
Freiheitsbegriff, seine Wand-
 lungen 16 ff.
Friedrich, Kaiserin Fr. 81. 159.
Friedrich Wilhelm IV. 48. 56.
 64. 70. 81.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz,
 Kaiser Friedrich 81. 90. 107.
 116. 134. 158.
Gablenz, Frhr. v. 110.
Gasteiner Vertrag 108.
Geburtstag, B.s achtzigster 167.
„Gedanken und Erinnerungen“
 168.
Geheimratsliberalismus 59.
Geibel, Emanuel 92. 104.
Gerlach, v., Leopold 54. 58.
 70. 72. Ernst Ludwig 94.
Geschichtstudien B.s 34 ff. 55.
 173.
Göttingen, Universität 9.
Gortschakoff, Fürst 151.
Gobone, General 109
Große, Julius 104.
Hannovera, Göttinger Stu-
 dentenkörps 10. 14.
Heeren, Prof 36.
Heidelberg, Universität 9. 13.
Helgoland 121.
Hohenlohe, Fürst Ehdodwig 30.
 152. 163. 168.
Hohenzollern, Fürst Karl Anton
 82. 88. Erbprinz (Fürst)
 Leopold 125. 126.
**Huldigungsfahrten nach Kif-
 singen**, Friedrichsruh, Barzin
 167. 174.
Indemnitätsantrag 119.
Italien, Königreich 83. 109.
 152.
Kabinettsorder von 1852, die
 164 ff.
Kaiserwürde von 1871, die
 134 ff.
Kniephöfer Zeit B.s 31. 50.
Koburg, Herzog Ernst II. 107.
 111.
Kolonialpolitik 141. 156.
**Konstitutionelle Verfassungs-
 form** 20. 59. 123.
Kosmopolitismus, deutscher
 172.
Kulturkampf 145.
Lauenburg 105.
Le Brun 128.
Liberalismus, schöpferischer 121.
 142.
Lüchow, v., Major 11.
Luther 190.
Lugemburger Frage 124.
Madenzie, englischer Arzt 160.
Manchesterium 142.
Meining, Präsident 30.
Menden, Familie 6.
Militärreform in Preußen 85 ff.
Moltke 108. 109. 124.
Monarchischer Sinn 162. 171.
Motley, John L. 13. 36. 97.
Napoleon III. 75. 83. 89. 109.
 114 ff. 124.

Nationalverein 84.
 Nationalversammlung, Frankfurter 61.
 Naturempfindung *B. S.* 46. 182.
 Neuer Kurs 152. 167.
 Netzer, Fr. 96.
 Olmütz 68 ff. 81.
 Ostmarken-Verein 146.
 Pariser Gesandtschaft *B. S.* 88.
 Partikularismus und Unitarismus 174.
 Petersburger Gesandtschaft *B. S.* 82.
 Pfordten, Frhr. v. 108.
 Polen 56. 98. 146. 173.
 Praeceptor Germaniae 173.
 Presse, die 20. 56.
 Profesch-Osten, A. v. 74.
 Quia non movere 174.
 Radowiz, Jof. v. 54. 65.
 Rathenow 58.

Reichberg, Graf Bernh. v. 74.
 Reichsministerien (120.) 177.
 Religiosität *B. S.* 39 ff.
 Reuter, Frhr. 120.
 Romanlektüre *B. S.* 114.
 Roon, v. 86 ff., 134.
 Rußland 75 ff. 81. 83. 149.
 »Draht nach R.« 152. Jar
 Alexander III. 161. 164.

Schleswig-holsteinische Frage 98 ff.
 Schönhausen, Herrschaft 3. 6 f.
 Schußzoll 143.
 Schweninger, Prof. 167. 186.
 Simson, Ed. 67. 96. (136.)
 Sozialistengesetz 144.
 Sozialpolitik 144.
 Straßburg 56.
 Sybel, G. v. 96. 189.

Thun, Graf Fr. v. 74.
 Treitschke, G. v. 104. 111. 119.
 171.

Unitarismus 174 ff.
 Uriasbriefe, die 167.

Vereiniger Landtag 48. 57.
 Verfassungskonflikt in Preußen 97. 112. 119.
 Viktoria f. Friedrich.
 Vinke, Frhr. Georg 50. 55.
 Virchow 96. 99. 119.
 Völk, Abgeordneter 125.

Wahlrecht, allgemeines 58.
 121 ff.
 Weltpolitik 140. 143.
 Wilhelm I. 57. 80 ff. 188. Sein
 Tod 157.
 Wilhelm II. 137. 158. 160 ff.
 Windthorst 164. 178.
 Wrangel, Generalfeldmarschall
 58. 103.

Zentrumspartei 146.
 Zollvereine 74. 118.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California

| | | | |
|--|--|--|--|
| | | | |
|--|--|--|--|



PRINTED IN U.S.A.

78 481 SU 6801
BR
10/01 31150-109 FILE



